

Großvater und Enkelin grüßen.

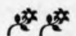
Großvaters Jugenderinnerungen.

Wie seinen Kindern und Enkeln erzählt.



Von

Carl Manthey-Zorn.



Erster Teil.

Abwärts.

1910
Northwestern Publishing House
Milwaukee, Wis.

Vorwort.

Nur das Leben ist einer ausführlichen Beschreibung wert, das irgendwie von besonderer Bedeutung geworden ist oder wenigstens durch besondere Führungen von dem gewöhnlicher Menschen absticht.

Und nicht jeder, der ein merkwürdiges Leben hinter sich hat, ist berufen es selbst zu beschreiben. Es gehört nicht nur ein besonderes Geschick der Darstellung, sondern auch ein gesundes und reifes christliches Urteil und ein großes Maß von Demut dazu, eine Autobiographie genießbar und für christliche Leser erbaulich zu gestalten.

Die vorliegende Selbstbiographie ist auf Ersuchen der Verlagshandlung hin geschrieben. Sie glaubte nicht nur allen denen, die mit dem späteren Leben des Verfassers bekannt sind, sondern auch den vielen Lesern des „Heiland" einen Dienst zu tun, wenn sie den bisher noch unbekannten Teil seiner Lebensgeschichte, seine Jugendjahre, von ihm selbst geschrieben, ihnen darböte. Ob sie damit im Rechte war, überläßt sie getrost der Entscheidung der Leser.

Der Verfasser dieser „Jugenderinnerungen" ist einer von den Wenigen, die zur Verabfassung der eignen Lebensgeschichte Recht und Beruf haben. Seine Jugendjahre sind so eigenartig und merkwürdig, ja so wunderbar und schließlich selig verlaufen, deren Darstellung auf diesen Blättern ist von solch gesunder Erkenntnis des Evangeliums und des eignen Selbst beherrscht, dazu von solcher Drastik der Schilderung belebt, daß das Buch nicht nur das Interesse des Lesers bis ans Ende gefesselt hält, sondern auch durchweg lehrt, warnt, tröstet, fördert, erbaut.

Das Buch ist ein Roman im guten Sinn des Worts, in dem nicht die zarte Liebesgeschichte des Verfassers mit seiner edlen, nunmehr heimgegangenen, Lebensgefährtin, sondern seine Bekehrung von der Finsternis zum Licht den Knoten bildet. Gottes Wunderwege mit einem von Haus aus hochfahrenden, besonders durch eine vornehme

und feinsinnige Mutter christlich gestalteten, aber durch ungläubige höhere Schulerziehung und durch „flotten“ Burschengeist auf die Wege des Verderbens geleiteten, dann in Gottes Mühle gründlich zerbrochenen, durchs Evangelium geheilten und zum Prediger der Gnade Christi zubereiteten Charakter, — das ist das Thema des Buchs.

Im ersten Teil gehts abwärts, — von der glücklichen Höhe eines christlichen Knabenalters hinab in hochmütige Verachtung des Evangeliums und schließliche Verzweiflung unter der schweren Hand Gottes; im zweiten aufwärts mit der seligen Erfahrung der Gnade zu triumphierender Gewißheit des Heils und zur Bereitung zum Dienst in der Kirche. Aus dem selbstherrlichen Pharisäer wird ein geringer Bettler vor Christi Thron, aus dem unsinnigen Germaniaschläger ein begeisterter Verkündiger des Friedens, der höher ist denn alle Vernunft. Aus dieser Lebensführung lernt man verstehen, wie der Verfasser als geläuterter Greis seinen „Heiland“ gerade so geschrieben hat. Auch durch diese „Jugenderinnerungen“ klingt als Grundton die Schefflersche Klage:

„Ach daß ich dich so spät erkennet, du hochgelobte Schönheit du,
Und dich nicht eher mein genennet, du höchstes Gut und wahre Ruh!“

Und wenn trotzdem der nun ergraute Verfasser noch mit einer unverhaltenen Begeisterung von der schönen, unvergeßlichen Studenten-, Germanenzeit redet, in der er doch noch den Weg des Verderbens wandelte, so wird das keinem, der das rein Natürliche vom Sündhaften zu scheiden versteht, besonders niemandem, der selbst eine fröhliche, wenn auch viel durch die Sünde verunstaltete Studentenzeit hinter sich hat, wie eine Disharmonie klingen.

Kein Leser wird dies Buch ungesegnet aus der Hand legen. Mit besonderem Interesse und Nutzen werden wir Pastoren es lesen. Es ist unbeabsichtigt voller pastoraler Weisheit und Winke. Ungewöhnlich interessant und lehrreich ist in dieser Beziehung die Episode mit dem Revierförster Hartwig. Dazu fällt des Verfas-

sers Jugend in eine politisch und kirchlich bewegte Zeit. Der Wellenschlag der schleswig-holsteinschen Bewegung, des 64er, 66er und 70er Krieges ist lauter oder leiser vernehmbar und bedeutende politische Persönlichkeiten treten in den Gesichtskreis; aber interessanter noch ist die Bekanntschaft von dreißig bis vierzig wissenschaftlicher, theologischer und kirchlicher Größen dieser Zeit, die wir hier machen, von denen hier nur Karl v. Raumer, Ivan v. Müller, Thomasius, Harleß, v. Hofmann, Frank, Franz Delitzsch, v. Zezschwitz, Luthardt, Kliefoth, Löhe, Direktor Hardeland und der so eigentümliche Pastor Plaß von Serrahn, der in des Verfassers Jugendleben eine bedeutende Rolle spielt, genannt seien.

Kurz, hier ist ein interessantes, reiches und durch Gottes Gnade selig auslaufendes Jugendleben beschrieben. Man hat am Schlusse nur das Bedauern, daß man es nicht weiter verfolgen kann. Doch das liegt in der Art des Buchs: es sind ja nur die J u g e n d erinnerungen des Verfassers. Die Fortsetzung liegt seit Jahren gedruckt vor. Wem darum zu tun ist, findet sie in des Verfassers „D i e s u n d d a s a u s d e m L e b e n e i n e s o s t i n d i s c h e n M i s s i o n a r s", Concordia Pub. House, St. Louis.

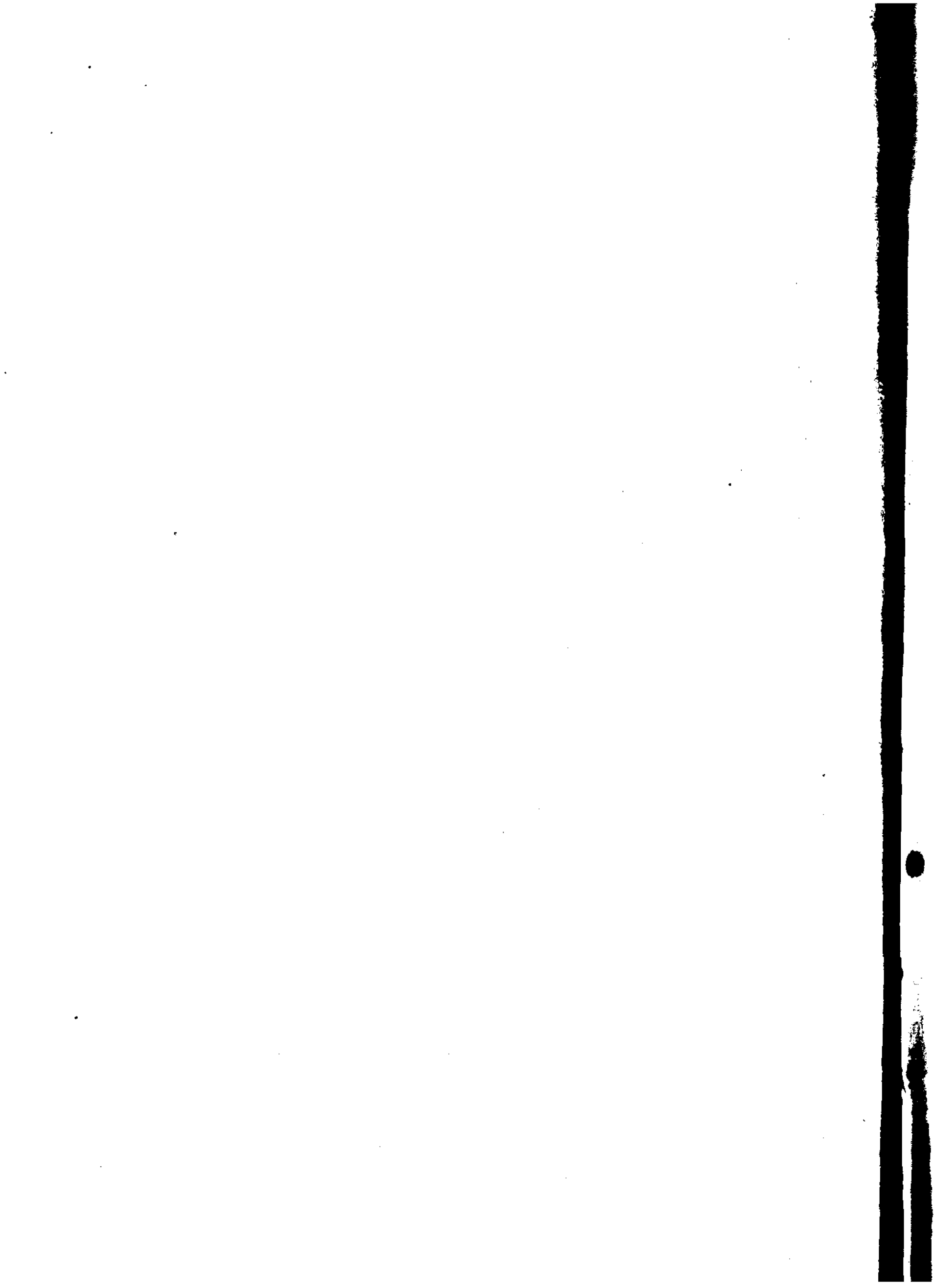
A u g. P i e p e r.

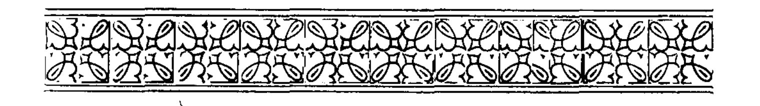
Wauwatosa, Wis., Mai 1910.



Erster Teil.

Abwärts.





1. Zum Verständnis.

O nein, nein, eine Selbstbiographie, eine Geschichte meines Lebens will ich nicht schreiben, ganz gewiß nicht! Denn ich weiß ganz gut, daß mein Leben einer Beschreibung nicht wert ist. Aber in mein sonst bedeutungsloses Leben, und zwar in mein Jugendleben, ist allerlei hineingekommen, es hängt manches mit demselben zusammen, es ist verschiedenes darin passiert, was für andere von Interesse sein dürfte, ja, was ohne Zweifel von Interesse ist, wie ich erfahren habe, wenn ich dieses oder jenes erzählte. Und meine Erinnerungen von solchen Sachen will ich wiedergeben. Da wird freilich meine arme Person und, in gewissem Maße, mein Leben auch zur Sprache und Darstellung kommen. Das läßt sich natürlich nicht vermeiden. Denn wenn man die an einem Baume hängenden Früchte zeigen will, so muß man auch den Baum zeigen. Übrigens werde ich nicht etwa nur große und bedeutende Dinge, sondern auch, und ganz besonders, Kleinigkeiten erzählen. Gerade solche sind oft interessant. Im Kinderblatt der Missourisynode habe ich vor Jahren allerlei derartiges aus meiner Kindheit und Jugend erzählt. Das will ich hier benutzen. Aber das will ich vervollständigen, anderes und mehr, viel mehr, hinzufügen. Ich will so erzählen, als wenn ich meinen Kindern und Enkeln erzählte. Das habe ich auch schon getan, und besonders meine kleine Enkelin, die da auf dem Titelbilde bei mir ist, hat nie genug der Erzählung kriegen können.

Zwei Teile oder zwei Bände — ich weiß nicht, wie das Ding mir unter der Hand wachsen wird, und wie der Verleger es machen will — wird das Werk haben. Der erste Teil soll den Titel tragen: **Abwärts**, und der zweite Teil soll heißen: **Aufwärts.** Denn zuerst ging's abwärts mit mir, dann aber aufwärts. Beides meine ich in geistlicher Beziehung. Im ersten Teil wird also vorwiegend solches vorkommen, was christlichen Lesern zwar interessant sein, aber ihnen nicht gefallen wird; das will ich gleich sagen. Nun, mir gefällt's auch nicht. Wenn's aber dann aufwärts geht, dann wird's beides: interessant und gut.

Ist das Verständnis jetzt da?

---

2. Mein Großvater.

Nach der Mitte des 18. Jahrhunderts lief in einen Hafen des nördlichen Deutschlands ein Schiff ein, das in höchst betrübtem Zustande war. Woher das Schiff kam und welches der Hafen war, das habe ich beides entweder nie gehört, oder wieder vergessen. Auf dem Schiff hatte unterwegs eine böse Seuche so grausam gewütet, daß viele der Passagiere und manche der Mannschaft derselben erlegen waren. Das meine ich, wenn ich von dem traurigen Zustande des Schiffes spreche. Dem Schiffe selbst fehlte sonst nichts. Nun, diesem Schiffe entstieg ein Matrose mit einem Päckchen unter dem Arm und ging in eine am Hafenplatz gelegene Matrosenherberge. Dort setzte er sich an einen Tisch, legte das Päckchen vor sich hin und verlangte einen Grog (Branntwein in heißem Wasser). Als die Wirtin das Getränk brachte, fing das Päckchen an zu schreien und zwar mit der Stimme eines ganz kürzlich geborenen Kindes. Alsbald fing, wie glaubhaft, die Wirtin auch zu schreien an und fragte die Teerjacke, was er denn da habe? Und der Matrose erzählte nun die folgende, zwar sehr kurze, aber doch sehr rührende Geschichte.

Auf dem Schiffe sei, sagte er, ein junges Ehepaar gewesen, nette Leute. Die junge Frau sei da eines Knäbleins genesen, „dieses da", sagte er und wies mit dem Daumen auf das Packet. Bald darauf sei sie der Seuche erlegen, und nicht lange darnach der betrübte Gatte ebenfalls. Da sei denn das arme Würmlein allein übrig geblieben, und da niemand sich desselben habe annehmen wollen, so habe er es wohl tun müssen. Und da sei es nun. Was aber jetzt mit ihm werden solle, das wisse er auch nicht.

Die Wirtin war eine Frau von Herz und Gemüt. Es jammerte sie des Knäbleins. Sie nahm es, schälte es aus seinen Hüllen heraus und wartete und pflegte sein. Ja, sie nahm es gänzlich aus den Händen des guten Matrosen und behielt es bei sich. Aber nur vorläufig. Denn sie ließ die Geschichte desselben in die Zeitung setzen und rief die Barmherzigkeit der Menschenfreunde für das Kindlein an.

Und das hatte Erfolg. Ein holsteinscher Graf — wir wollen seinen Namen weglassen — meldete sich, daß er das Kind annehmen und aufziehen lassen wolle.

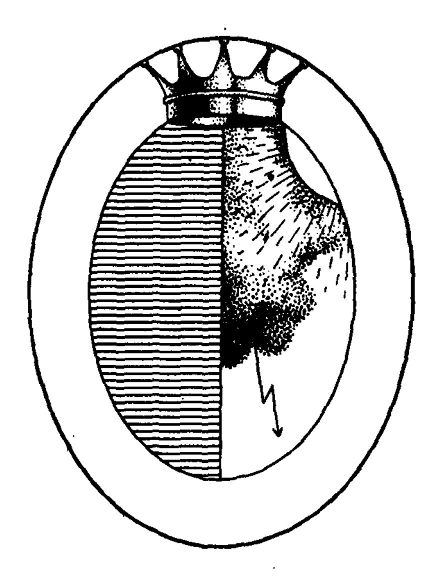
So kam denn das arme Kind, welches ganz unbewußt so Trauriges und Widriges in seinen ersten Lebenstagen durchzumachen gehabt hatte, in das Grafenhaus und erhielt sorgliche Pflege und eine, will nicht sagen gute, aber doch feine Erziehung. Der Graf hielt sich allezeit gegen dasselbe wie ein Vater, nur wollte er nicht „Vater" genannt werden, sondern „Herr Graf" mußte das Knäblein zu ihm sagen, sobald es sprechen konnte.

Wie hieß das Kind? — Ja, wie hieß es? Der Matrose, der es gebracht hatte, wußte es nicht. Jedenfalls hatte er es nicht gesagt. Er wurde auch gar nicht darnach gefragt. Vielleicht hätte man den Namen der Eltern aus den Schiffspapieren oder von irgend einem der Passagiere des unglücklichen Schiffes erfahren können. Aber es wurde überhaupt nicht nach dem Namen des Kindes geforscht. Der Graf sorgte für einen Namen. „Weil das Knäblein", sprach er, „offenbar von einem bösen, widrigen, ungünstigen, zornigen Geschick in diese Welt geschleudert ist, so soll es Zorn heißen."

„Aber," wandte des Grafen Haushofmeister, an welchen der Graf seine Worte richtete, ein, „die Sonne des

Glückes scheint dem Kinde ja anjetzo, da Eure gräfliche Gnaden es in Hochdero Haus aufgenommen haben."

„Richtig," sprach der Graf, „und deshalb soll der erste Name des Knaben J o h a n n e s, Gott ist gnädig, sein; und deshalb will ich ihm ein Wappen geben, das beides ausdrückt: Ungunst und Gunst, Böses und Gutes, Zorn und Gnade."



Und der Graf ließ ein aus massivem Golde und einem ovalen köstlichen Steine bestehendes Petschaft anfertigen, und in den Stein war folgendes Wappen gegraben: ein Schild; über dem Schilde eine Krone; das Schild der Länge nach in zwei Hälften geteilt; die eine Hälfte leer; auf der andern Hälfte links Wolken mit einem aus ihnen herausfahrenden Blitze, rechts aber die Sonne mit freundlichen Strahlen. Dieses Petschaft trug das Knäblein an einer schweren goldenen Kette, und es trug es all sein Leben lang.

Der Herr Graf war bei all seiner Gutherzigkeit doch ein ungläubiger Weltmensch. Deshalb machte er sich gar keine Sorge darum, ob das Kind denn auch getauft sei oder nicht. Er ließ es nicht taufen, das ist gewiß. Und wenn

nicht etwa Vater oder Mutter ihm die Nottaufe gegeben haben, so ist es auch ungetauft verstorben. Von der wahren Religion JEsu kriegte es in dem gräflichen Hause nichts zu hören. Die Erziehung bestand darin, daß ihm feine Sitten beigebracht wurden und daß es mit den Kindern des Grafen eine gute Schulung erhielt.

Als das Kind ein Jüngling geworden war, da starb der Graf. Und nun mußte Johannes mit dem bösen Namen seinen Weg selber finden. Und er fand ihn. Er wurde als junger Mann Zollinspektor in der holsteinschen Stadt Preetz.

Nachdem er das geworden war, sah er sich nach einer Lebensgefährtin um, durch welche er seinen vom Grafen ihm gegebenen Namen der Nachwelt vererben könnte. Und er fand eine solche in der ehr- und tugendsamen Jungfrau Elisabeth Mielk, der Tochter eines Lübecker Pfarrherrn, mütterlicherseits aber dem Geschlechte der Chemnitze, welche gleichfalls Gottesgelehrte waren, entstammend. Und Frau Elisabeth paßte gar wohl zu ihrem so vornehm erzogenen Gatten. Denn sie war eine nicht nur stattliche und schöne, sondern auch gut und fein gebildete Frau, welche ihrem Hause wohl und gestrenge vorstand, und welche in der Stadt großes Ansehen genoß, also daß ein jeder sich gar zierlich verbeugte, wenn er ihr begegnete; auch war sie der lateinischen und griechischen Sprache so wohl kundig, daß sie nicht allein die Schriften der alten Römer und Griechen fließend las, sondern auch selbst in der lateinischen Sprache zu ihrer eigenen und anderer Unterhaltung Verse machte von beträchtlicher Länge und voll köstlichen Humors. Aber das Plattdeutsche sprach sie auch.

Der Zollinspektor mit dem bösen Namen wurde bald

Oberzollinspektor, und da die höhere Stellung auch höheren Gehalt mit sich brachte, baute er sich am Marktplatz der Stadt ein hübsches Haus und pflanzte vor dasselbe zwei Eichen, deren Kronen er miteinander verband, also daß sie wie eine Ehrenpforte vor der Türe des Hauses standen.

Die Ehe der in Rede stehenden beiden wurde nicht spärlich gesegnet. Der böse Name fand Träger genug. Söhne und Töchter wurden geboren. Von den Söhnen gerieten nicht alle wohl. Der älteste Sohn ging zur See und verscholl, nachdem er, den Posten eines Steuermannes bekleidend, mit der Mannschaft sich gegen seinen Kapitän empört und in Amerika ans Land gegangen war. Man hat nie wieder etwas von ihm gehört. Der zweite Sohn wurde Kaufmann und hatte schlechtes Glück. Zuletzt nach allen, da man eines ferneren Kindersegens kaum mehr gewärtig war, am 23. Oktober 1811, wurde noch ein Sohn geboren und erhielt in der heiligen Taufe die Namen Hans Heinrich Friedrich.

Der Herr Oberzollinspektor lebte so dahin, seines Amtes treulich und redlich wartend. Im übrigen puderte er alle Morgen sein Haupthaar, zu welchem Zwecke er vermittelst einer Quaste den Puder einem zierlichen Kasten entnahm, auf dessen Deckel ein zähnefletschender Mohr in Perlenstickerei zu sehen war; rauchte aus langer Thonpfeife holländischen Kanaster; machte sein Mittagsschläfchen, während dessen nichts im Hause sich regen durfte; und spielte abends im ersten Gasthofe der Stadt mit andern ehrsamen und angesehenen Bürgern ein Stündlein Karten bei einem Glase Wein — bis er in seinem 71. Lebensjahre von einem heftigen Nasenbluten befallen wurde, welches sein Schwiegersohn, der Doktor van der Lieth, zwar vermittelst eines ein-

geschobenen Pfropfens zu hemmen suchte, aber nicht zu hemmen vermochte, denn das Blut drängte den Pfropfen aus der Nase und floß so unaufhaltsam, daß des alten Herrn Leben entfloh. —

Daß der erste Teil dieser Geschichte in allen Einzelheiten genau so passiert ist, dafür kann ich nicht bürgen. Denn ich war nicht dabei. Ich konnte ja nicht dabei sein. Denn das *Knäblein vom unglücklichen Schiff*, der Mann mit dem vom Grafen erhaltenen bösen Namen, das war mein Großvater.

---

3. Meine Eltern.

Der kleine Hans, des Oberzollinspektors spätgeborenes Söhnlein, besuchte die sogenannte Rektorschule seiner Vaterstadt und ward, nachdem er diese durchgemacht hatte, nach Lübeck aufs Gymnasium gesandt. Dort wohnte er in dem Hause eines Vetters Mielk, welcher eine Talg- und Wachskerzenfabrik hatte, und mußte infolge dessen, so oft er Muße hatte, „Lichter ziehen", wie man das nannte. Weil man dazumal weder Petroleum noch Gas, geschweige denn elektrisches Licht kannte, war die Lichtzieherei eine gute und einträgliche Industrie.



Der kleine Hans.

Hans hatte als Knabe von Asthma zu leiden und mußte, wenn er mit der Schulmappe unter dem Arm von dem Hause seines Herrn Vetters zum Gymnasium ging, unterwegs oft stehen bleiben, um Luft zu schöpfen. Er schämte sich dessen arg, ward auch von seinen Mitschülern deswegen gehänselt. Für seinen Vater aber gab diese Leibesschwachheit einen Grund ab, damit zufrieden zu sein, daß Hans Theologie studieren wollte, „denn", sprach er, „zu was anderm ist er doch nicht tauglich; ein Pastor aber hat ein ruhiges Leben; alle Sonntag eine Predigt wird der Hans schon aushalten können; meinetwegen denn". Er redete halt, wie er's verstand. Auch mag er recht faule und behäbige Bauch-

pfaffen vor Augen gehabt haben. Hans indessen lernte fleißig, eignete sich eine sehr gründliche Kenntnis der alten Sprachen an und bezog im Jahre 1829 die Universität Kiel. Sein Asthma hatte er auch verwachsen und war, wiewohl schmächtig, doch recht gesund.

Von dem HErrn Christo hatte er bis dahin wenig oder nichts gehört. In Kiel aber fand er den Prediger Claus Harms. Und dieser führte wie viele andere, so auch ihn zu Christo, sodaß er nun gerne Theologie studierte. Auch fand er in Kiel unter den Studenten der Theologie einen guten Freund, einen herzlieben Busenfreund, der hieß Baumgarten. Das war ein überaus begabter, fleißiger Mensch, von lebhaftestem Temperament und großem Interesse an der Theologie. Die beiden Freunde bezogen eine gemeinschaftliche Stube und waren unzertrennlich, sodaß der Ausdruck „Baumgarten und Zorn" in Kiel schier so sprichwörtlich wurde, wie „Kastor und Pollux".*) Aber wiewohl Hans auch begabt und fleißig und strebsam war, so war Baumgarten ihm doch „über". Und wenn eine Preisarbeit gemacht wurde, so erhielt Baumgarten gemeiniglich den ersten, Hans aber den zweiten Preis. So kam es, daß die Rede sich bald etwas wandelte, und man sagte: „Baumgarten vom Ersten und Zorn vom Zweiten." Preise in klingender Münze zu erlangen, darauf mußten beide Freunde bedacht sein, denn Baumgarten war arm, und Hans' Vater war gestorben, ehe Hans das Gymnasium durchgemacht hatte, und nun waren auch für diesen die Mittel zum Studieren knapp. Das, was die Freunde in den Vorlesungen von den Professoren gehört hatten, pflegten sie miteinander auf ihrer Stube zu besprechen, wobei sie sich

*) Das waren zwei Freunde, die einander treu und innig liebten.

auf dem Stubenboden auf Büffelfellen lagerten und lange Pfeifen anzündeten. Aber aus der Besprechung wurde gemeiniglich eine Disputation, und das eine so laute, heftige — Hans war auch sehr lebhaft—, daß die Hausleute, ehe sie dessen gewohnt waren, Mord und Totschlag befürchteten. Die Pfeifen gingen aus, die Freunde sprangen auf und liefen tosend im Zimmer herum, bis — sie die Pfeifen wieder ansteckten und sich friedlich wieder lagerten.

Einmal wurde es ganz arg. In der Erregtheit spie



Sonderburg.

Baumgarten Hans ins Gesicht und schrie: „Du bist ein dummer Junge!" Doch alsbald fiel er Hans um den Hals, küßte ihn und sprach: „Herzensbruder, vergib mir! Ich bin ein dummer Junge!" Und sie lagerten sich wieder.

Eines Tages saß Hans finsteren Antlitzes in einer Restauration bei einem ärmlichen Mahle. Herein trat Herr Professor Twesten und setzte sich zu ihm. „Was schauen Sie so trübselig drein, Zorn?" fragte er.

„Ich habe kein Geld, Herr Professor."

„Ei was", erwiderte dieser, „wissen Sie noch nicht, daß Sie für Ihre jüngste Preisarbeit den zweiten Preis erlangt haben?"

„Nein! Hurrah!“ rief Hans. „Und wer hat den ersten, wenn ich fragen darf?“

„Baumgarten natürlich,“ sagte lächelnd der Professor.

„Baumgarten vom Ersten, Zorn vom Zweiten“ —, so blieb es auch beim theologischen Examen. Baumgarten erhielt den ersten „Charakter“, wie man das dort und da-



Sonderburger Schloß mit Aussicht auf Düppel.

mals nannte, und Zorn den zweiten, wiewohl „mit Vergnügen“. Das war im Jahre 1834.

Hans, da er, wie alle jungen Theologen damals, lange auf ein Amt zu warten hatte, nahm eine Stelle als Hauslehrer in einer gräflichen Familie an und war da wegen seines frischen und geselligen Wesens sehr wohlgelitten. Das gräfliche Schloß hieß Sandberg und lag der Insel Alsen und insonderheit der Stadt Sonderburg gegenüber, nur durch einen schmalen Meeresstreifen von derselben getrennt. So geschah es, daß Hans oft nach Sonderburg kam und dort auch manchmal predigte und, da er eine schöne Art hatte, lebendig und anziehend zu predigen, viel von sich reden machte. —

In Sonderburg lebte zu der Zeit der königlich-dänische

Staatsrat Manthey, ein weidlicher Mann. In seinen Händen lag die gesamte Zivilverwaltung der Insel Alsen. Dazu war er Hofchef am Hofe des Herzogs von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, des Großvaters der jetzigen deutschen Kaiserin. Auch war er Ritter des dänischen Danebrogordens und mancher anderer Orden. Sein Haus, ein



Sonderburg auf Alsen.

großes und stattliches Gebäude, lag inmitten eines parkähnlichen Gartens neben dem Schlosse des Herzogs. Zwei Bediente in Livree warteten allezeit seiner Befehle. Und etliche Sekretäre (Schreiber), junge Juristen, wohnten in einem Seitenflügel des Hauses und besorgten die nötigen Schreibereien. Ein schöner, stattlicher, vornehmer Herr war der alte Staatsrat, und von gebietender Würde. Dazu war er ein eifriger Beförderer der Künste und Wissenschaften und ein wohlwollender Gönner aufstrebender Geister. Als der Herzog von Augustenburg dem armen und darbenden Dichter Schiller ein Jahresgehalt von tausend Talern aussetzte, damit derselbe ohne Sorgen nur der Dichtkunst leben

könne, da hatte der Staatsrat sich auch zu einem ansehnlichen Beitrag dazu verpflichtet und war der Verpflichtung auch bis zu des Dichters Tod getreulich nachgekommen. Aber ein gläubiger Christ, oder auch nur äußerlich ein Kirchenmann war er nicht. Dafür war er ein begeisterter Freimaurer und sogar Meister vom Stuhl.

Herzog von Augustenburg.

Ihm ähnlich und doch so ganz anders war seine Gattin. Dieselbe war von einer alten geadelten Familie. Auf ihrem alten feinen Gesichte konnte man deutlich die Spuren früherer großer Schönheit erkennen. Feinste Sitte und gewinnende Freundlichkeit machten sie bis in ihr hohes Alter zum Mittelpunkt der Sonderburger und Alsener guten Gesellschaft und ihre Gesellschaftsabende sehr gesucht. Aber sie war dabei eine wahre Christin, welche täglich suchend und forschend in ihrer Bibel las, und das um so mehr, als in den öffentlichen Gottesdiensten zu ihrer Zeit heilsbegierigen Seelen nur wenig geboten wurde.

Die Ehe der beiden Gatten war mit vier Töchtern gesegnet, deren Namen Ida, Thora, Thekla, Lina waren. Ein Sohn war ihnen nicht beschert, was dem alten

Staatsrat ein steter Gram blieb. Die Töchter hatten die beste Erziehung erhalten und sprachen, während ihre Muttersprache die dänische war, Französisch und besonders Deutsch ganz fließend.

Daß das staatsrätliche Haus ein offenes und geselliges war, ist schon angedeutet worden. Auch von der herzoglichen Familie und insonderheit den Prinzessinnen wurde dasselbe viel beehrt. Ein gern gesehener Gast war der dänische Dichter Anderson. Das war ein sehr zerstreuter Herr. Und demselben widerfuhr da einst folgender traurige Unfall. Er saß während eines ziemlich großen Gastmahles neben Fräulein Thekla, er im schwarzen Frack, sie in weißem Kleide. Nun kam es ihn an, daß er sein Taschentuch gebrauchen mußte. Er langte daher mit der Hand hinter sich, um den gewünschten Gegenstand aus der Fracktasche zu nehmen. Er fand auch bald etwas weißes, führte das zur Nase und steckte es dann in seine Fracktasche. Die Tischgenossen glaubten wahrzunehmen, daß er ziemlich lange an seiner Tasche herumhantierte. Fräulein Thekla, die sich mit ihrem Nachbar auf der andern Seite unterhielt, nahm nichts wahr.



Herzogin von Augustenburg.

Aber als die Tafel aufgehoben wurde, fand sie zu ihrem großen Entsetzen, daß ein Teil ihres Kleides in des Dichters Rocktasche stak. Er hatte das statt seines Taschentuches erwischt und gebraucht. Und er war ein Tabakschnupfer! Aber einem Dichter verzeiht man ja alles.

Ja so, ich wollte ja von meinen Eltern erzählen. Habe auch von ihnen erzählt. Kannst du raten, wer sie sind?

4. „Ja, aber wer sind denn nun eigentlich deine Eltern?“

So fragst du, lieber Leser, mit vollem Rechte. Denn die letzte Erzählung trug die Überschrift: „Meine Eltern“, aber ich muß selbst bekennen, daß aus derselben nicht klar ersichtlich ist, wer meine Eltern sind. Nun will ich's aber gleich und ohne weiteres sagen: Meine Eltern sind Hans Zorn und Lina Manthey.

Hans' Predigten, wie schon gesagt, machten in Sonderburg einiges Aufsehen. Das besonders auch deshalb, weil er wirklich den Glauben predigte. Auch die Familie Manthey, mit Ausnahme des Hauptes derselben, ging, ihn zu hören. Fräulein Lina wurde persönlich mit ihm bekannt bei Pastor Jensen, und die Herzen fanden sich. Öfter und öfter trafen sich die still und unausgesprochen Liebenden. Hans wurde in das Haus des Staatsrats eingeführt und wurde da ein allgemein gern gesehener Gast. Und am 11. August 1837 brachte ein Bote einen dicken Brief an den Staatsrat. Der erbrach ihn. Ein anderer offener Brief, an Fräulein Lina adressiert, fiel heraus. An ihn selbst richtete Hans frisch und frei, aber bescheiden und in Gottes Namen die Bitte, den einliegenden Brief, den er zuvor lesen möge, mit seiner Vaterhand seiner Tochter Lina zu geben.

Finster kräuselte sich des Staatsrats Stirne, als er Hans' an ihn gerichteten Brief las, und seinen Lippen entfuhr ein vermessenes „Gott strafe mich!“, ein Fluch, den er leider oft gebrauchte.

Der Brief lautete so:

Sr. Hoch- und Wohlgeb.
dem Herrn Etatsrath Manthey
in
Sonderburg.

Sandberg, d. 11. Aug. 37.

Gott sei mit uns, lieber, lieber Herr Etatsrath, darum will ich auch nichts heimlich thun, sondern durch Ihre liebende Vaterhand komme an sie — sie der Brief, ernst und fest, wahr und heilig aus der Tiefe der Brust vor Gott geschrieben.

Möge der Brief auch Ihnen zum freudigen Glauben gereichen.

Und nun thue Gott, unser Gott seinen Willen und helfe heilig weiter, wie er zu helfen schon begonnen hat, heilig und stark, und lenke Ihre Hand, daß sie willig und gleich, gleich nun hingebe den Brief — denn es kann nicht anders sein — und lenke Ihr Herz, daß es freudig und voll Glauben und Vertrauen geschehe, in seinem Namen, zu rechter Freude und zum dauernden Segen in Liebe und Frieden.

Lassen Sie mich nun schweigen und nun hoffen, freudig auf den Gott vertrauend, der was heilig ist und wahr vor ihm, auch schätzt —

Hochachtungsvoll

Ihr H. Zorn.

Als der Staatsrat den an seine Tochter gerichteten Brief las, da glättete sich seine Stirne, und nur tiefer Ernst lag auf derselben. Und er zeigte den Brief der Mutter. Und die sprach linde Worte. Und Lina wurde gerufen, und der Brief ihr gegeben. Und ein Schweigen herrschte im Zimmer. Dann sprach der alte Herr: „Willst du eines armen

Pastors Frau werden?!" Und Fräulein Lina sagte: „Ja, Vater." Darauf stellte ihr der Vater vor, daß sie noch lange warten könne, bis Hans Amt und Brot finden werde. Aber sie wollte warten. Nun gab der Vater seinen Entscheid, von welchem es, wie man wohl wußte, keine Appellation gab. Er lautete: „Wohl denn, liebt euch, seht euch, seid euch treu, schreibt euch, aber — die gültige Verlobung kann erst sein, wenn Zorn ein Amt hat." Diesen Bescheid empfing auch Hans, der denselben Tag noch kam.

Die Liebenden blieben sich treu durch lange Jahre. Endlich erhielt Hans eine Pfarrstelle im Schleswigschen. Und nun fand die feierliche, bürgerlich und kirchlich gültige Verlobung statt, am 2. März 1845. Und nicht lange danach, am 21. Mai desselben Jahres, war Hochzeit, große Hochzeit, bei welcher alle Stände ihre Vertreter hatten. Um Mitternacht kamen gar die Matrosen der im Hafen ankernden Schiffe, die Braut zu sehen, und sie mußte an die Tür treten, wie sie war, in Brautkleid und Kranz und Schleier; aber der besorgte Bräutigam warf ihr einen großen Shawl um die Schultern, um sie vor dem kühlen Nachtwind zu schützen. Und die Matrosen riefen dreimal Hurra aus guten Kehlen; doch erhielten diese alsbald durch die Freigebigkeit des Brautvaters eine andere Arbeit.

Der Bräutigam war etwas über 33, die Braut 32 Jahre alt geworden. So ging's in jenen Zeiten her.

Ich will etwas vorgreifen und hier gleich von dem Ende meiner Sonderburger Großeltern — der Leser wird diese nunmehr erkennen — erzählen, obwohl sie im Lauf meiner Erzählung noch lebend auftreten werden.

Im Jahre 1852, als sie beide schon acht Jahrzehnte ihres Lebens hinter sich hatten, traf sie ein schwerer, harter

Schlag, welcher zwar vom Teufel und von menschlicher Bosheit geführt, aber doch gewiß vom barmherzigen Gott versehen und verordnet war. Mein Großvater hatte in seinem Hause die Staatskasse seines Gouvernements, geborgen in einer schweren eisernen Truhe, welche in einem unterirdischen Gewölbe an die Mauer geschmiedet und mit Barren und Schlössern wohl verwahrt war. In dieser waren eines Tages gerade 50,000 Speciestaler ($75,000), welche am nächsten Tage nach Kopenhagen, der Hauptstadt Dänemarks, abgesandt werden sollten. Aber an eben diesem nächsten Tage fand es sich, daß das ganze Geld und einer der Schreiber verschwunden war. Und alles war vergebens: Geld und Mann blieben verschwunden; man hat bis auf die heutige Stunde nie etwas von ihnen gehört. Mein Großvater war für das Geld verantwortlich. Er bezahlte das Geld aus seinem Vermögen und war nun 50,000 Speciestaler ärmer, das heißt, er hatte kaum noch Haus und Hof.



Meine Großeltern Manthey vor ihrem Tode.

Bald darauf starb sanft und selig, mit dem Finger nach oben weisend, meine Großmutter.

Und dann wurde mein Großvater blind. Und damit nicht genug. Als er eines Tages am Arme meiner Tante Thora im Garten sich erging, strauchelte er und fiel und brach den Hüftknochen. Und nun merkte jedermann, und auch er selbst, daß sein Ende nahe war. Aber er schien immer noch der alte harte und ungläubige Mann zu sein.

Da machte sich der dänische lutherische Bischof Martensen, ein Universitätsfreund meines Großvaters, auf und kam nach Sonderburg und besuchte ihn. Stundenlang war er im Krankenzimmer mit dem Sterbenden ganz allein. Einen Tag oder zwei weilte er; dann reiste er wieder ab. Das war von Gott gewesen. Mein Großvater war neugeboren. Als sein Sterbestündlein kam, war sein Gesicht heiter und fröhlich, wie das eines Kindes. Er gedachte seiner Kindheit und seiner frommen Mutter und des Glaubens seiner Kindheit. Er rief seine Töchter. Er sagte: „Mein ganzes langes Leben ist verloren. Aber ich bin jetzt wieder ein Kind, ein Gotteskind.“ Dann sprach er lallend:

Ich bin ein kleines Kindelein
Und meine Kraft ist schwach,
Ich wollte gerne selig sein,
Und weiß nicht, wie ich's mach.

Mein Heiland! du bist mir zu gut
Ein Kindelein gewest,
Und hast mich durch dein teures Blut
Von aller Not erlöst.

Dann starb er.

Die Freimaurer machten großes Gepränge bei seiner Bestattung, aber das hat ihm nicht mehr geschadet.

5. Jetzt komme ich.

Im Herzogtum Schleswig, in der Landschaft Angeln, an der Heerstraße zwischen den Städten Flensburg und Kappeln liegt das Kirchdorf Sterup. Vor demselben, hart an der Straße, nur durch ein Blumengärtchen von derselben getrennt, stand, wie ein Offizier vor seiner Mannschaft, das Pfarrhaus. Das war ein langes und breites, aber niedriges einstöckiges Gebäude mit einem Strohdache und mit einem Storchennest auf dem Giebel. Wilde Rosen rankten über die ganze Front des Hauses und hoch das Dach hinauf. Trat man durch die in der Mitte angebrachte Haustür ein, so fand man rechts vier Räume und links vier Räume, das macht zusammen acht. Links war eine große Stube mit einer kleinen dran, und dahinter der „Saal", von alters her das pfarrherrliche Studierzimmer, mit einem Kabinett daran; rechts war Wohn- und Schlafstube, und nach hinten Küche und Gesindestube. Das war alles. Hinter dem Haus war ein Hof mit Stall und Schuppen, und dahinter wieder ein großer Garten. Etwas vom Pfarrgehöfte getrennt lag die altertümliche Kirche inmitten des Kirchhofes, auf welchem viele Geschlechter der Dorfbewohner der Auferstehung entgegenschliefen.

Das war der Platz, wo mein Vater endlich sein Heim fand. Da wurde er am 18. Mai 1845 eingeführt, worauf er bald nach Sonderburg zurückkehrte und, wie wir schon gesehen haben, sein Weib sich antrauen ließ und es heimholte.

So war denn Fräulein Lina Manthey nun wirklich

eine Pastorenfrau geworden, und zwar in einem schleswigschen Dorfe. Da gab es mancherlei ungewohnte Pflichten zu erfüllen. Zum Beispiel mußte sie, altem Herkommen gemäß, bei einer Bauernhochzeit der Braut das Haar machen und ihr die Jungfernkrone aufsetzen. Da hatte die neue Frau Pastor aber große Schwierigkeiten zu überwinden. Das dicke blonde Haar der Braut wollte sich durchaus nicht glätten lassen. Die Frau Pastor tat schier ein ganzes Töpflein feinster Pomade hinein, aber es half nicht. Da sagte die Braut: „Fru Pastursche, nehmt Se Beer, dat papt." Und richtig! als meine Mutter Bier nahm und damit das bräutliche Haupt tüchtig befeuchtete, da klebte das Haar schön und glatt am Kopfe fest.

Übrigens war meine Mutter sehr glücklich in Sterup und gewöhnte sich bald ein. Allzu einsam war es da auch nicht. Sonderburg war nicht zu weit entfernt. Freunde kamen und gingen. Neue Freunde wurden in der Nachbarschaft gefunden, in benachbarten Pastorenfamilien, und in den nahen Städten. Das Pfarrhaus zu Sterup war ein sehr gesuchtes und belebtes. Das wäre nun nicht gerade nach meinem Geschmack gewesen; aber ich war ja noch nicht da.

Ich kam aber. Am Abend des 17. März 1846 war eine Gesellschaft im Pfarrhause versammelt. Ich erinnere — d. h. von Erzählung — den Pastor Dr. Orth und Frau von dem nahen Eschrus, den Apotheker Funk und Frau von dem benachbarten Städtchen Quern, den Doktor Jensen ebendaher. Man war recht fröhlich beisammen. Es wurde spät. Da rückte ich an. Etwas plötzlich und unvermutet und mit einigem Sturm und Drang rückte ich an. Alle Besucher flohen eiligst. Nur Doktor Jensen war nicht bange

vor mir. Der blieb. Und ich kam. Ich kam am Morgen des 18. März. Meine liebe Mutter war wie tot. Und mein armer Vater glaubte und sagte, daß sie tot sei. Ich aber schrie diese Welt mit offenbar guten Lungen an.

Nun stellte sich eine alte Kinderfrau ein und nahm mich in ihre besondere Pflege.

Am 20. April wurde ich durch die heilige Taufe ein Kind Gottes und ein Erbe des ewigen Lebens. Mein Taufschein besagt, daß des Zeugen waren: erstens der Staatsrat Karl Friedrich Paul Manthey in Sonderburg, der Mutter Vater; zweitens Pastor Georg Christian Friedrich Orth in Eschrus, Professor und Doktor der Philosophie; drittens Karoline Christiane Friederike Zorn, Vaterschwester in Preetz. Und ich erhielt dabei den Namen Karl Manthey-Zorn. Doch will ich erklären, wie ich zu dem Namen gekommen bin.

Mein Großvater Manthey hatte, wie schon früher bemerkt, keinen Sohn. Auch seine älteste Tochter Ida, welche an Dr. Krüger in Sonderburg verheiratet war, hatte keinen Sohn. Daß die andern Töchter, Thora und Thekla, noch in den Ehestand treten würden, war nicht zu erwarten. So ließ denn der alte Herr sich von meinem Vater bei der feierlichen Verlobung das Versprechen geben, daß, wenn diesem in seiner Ehe ein Sohn geboren würde, derselbe als Familiennamen nicht den Namen Zorn, sondern den Namen Manthey-Zorn führen solle, „damit mein alter guter Name doch auf die Nachwelt kommt", sprach er. Das versprach mein Vater nicht nur mündlich, sondern auch schriftlich und urkundlich. Und das hielt er. Und so heiße ich nach aller Form des Rechtes und Gesetzes Karl Manthey-Zorn.

Was meine allererste Aufführung in dieser armen Welt anlangt, so lese ich in einem alten Kalender die von der Hand meines Vaters geschriebene Bemerkung, daß ich am 20. Mai zum erstenmale in die freie Luft getragen sei, aber angefangen habe zu zittern, also daß man mich schnell wieder ins Haus gebracht habe. — Desgleichen lese ich, daß ich vom 28. Juni bis zum 13. Juli einen Besuch im großelterlichen Hause zu Sonderburg gemacht habe. — Unter dem 2. Oktober finde ich meiner lieben Mutter Handschrift: „Karl hat seinen ersten Zahn!“ Und gleich darunter steht in meines Vaters Hand: „Er ist 2 Fuß 4 Zoll groß.“ Aber damit meinte mein Vater nicht meinen Zahn, sondern mich. — Ferner wird berichtet, daß ich am Tage schön geschlafen, aber alle Nacht ein arges Geschrei gemacht habe, sodaß mein Vater sein Bett habe in dem Kabinett hinter dem Saal aufschlagen lassen, um doch etwas Ruhe zu kriegen, meine Mutter aber sei durch solches Schreien so sehr alles Schlafes beraubt worden, daß meine Tante Karoline, obwohl eine kleiner Kinder ungewohnte alte Jungfer, mich — zuweilen — mit in ihr Zimmer genommen habe. Davon weiß ich jedoch nichts mehr.

Meine gute liebe Mutter — ich glaube, sie hat manchen Schlaf um meinetwillen verloren, auch später noch. Jetzt aber ruht sie, daß sie aufstehe in ihrem Teil am Ende der Tage, wenn der liebe HErr JEsus seine Auserwählten ruft zum ewigen Leben.

---

6. Erste Erinnerungen.

Meine ersten Erinnerungen datieren von meinem dritten Jahre. Sie sind wie Bilder aus ferner Zeit.

Erstes Bild. — Ich bin in der Wohnstube und spiele auf dem Stubenboden. Die Tür geht auf. Meine Mama tritt ein in Hut und Shawl. Ihr Gesicht ist freundlich. Hinter ihr kommt mein Papa. Sein Gesicht strahlt. Mit der rechten Hand hebt er hoch empor eine Puppe, aber eine Puppe, die für einen Jungen wie mich paßt: einen Soldaten in Uniform. Große Freude meinerseits.

Zweites Bild. — Ich sitze in derselben Wohnstube auf einem Kinderstuhl, und meine kleine Schwester Elisabeth, Bebben genannt, die ein Jahr alt und zwei Jahre jünger ist als ich, spielt auf dem Boden. Sie streckt ihre fetten Ärmchen nach meinem Soldaten aus, den ich in der Hand habe, und schreit. Ich werfe ihr den Soldaten an den Kopf. Sie schreit ganz entsetzlich. Der Soldat, der einen Porzellankopf hat, liegt mit halbem Kopfe auf dem Boden. Mein Papa tritt ein im Schlafrock. Diesmal strahlt sein Gesicht nicht. Er nimmt mich mit in den Saal. In dem steht ein großer Schrank. Auf dem großen Schrank liegt eine kleine Peitsche. Mit dieser — — na, nun fange ich zu schreien an.

Drittes Bild. — Ich gehe durch unser Blumengärtchen hinter unserem Knechte Asmus her und staune das Hinterteil seiner blauen Zwilchhose an. Warum? Was ist da zu sehen? Mit jedem Schritte den Asmus macht, wirft seine Hose in regelmäßiger Abwechselung nach links

und rechts schiefhinaufgehende Falten — links, rechts; links, rechts; links, rechts, und so fort. So gehen wir ums Haus herum in den Hof und in den Schuppen. Im Schuppen steht eine Drechselbank. Denn mein Vater kann nicht nur predigen, sondern auch drechseln. Auf diese Bank hebt und setzt mich Asmus, nimmt eine große Nadel mit einem schwarzen Kopf und sticht sie sich durch die flache Hand, so daß die Spitze — wie es scheint — auf der Rückfläche der Hand herauskommt. Ich fange an zu weinen. Asmus sagt, es tue ihm nicht weh.

Viertes Bild. — *In unserer „guten Stube“* auf dem *Sofa* hinter einem gedeckten Kaffeetisch sitzt ein junger Pastor. Daß er aus *Helsingfors* in *Finnland* ist, weiß ich; daß er Schröder heißt, meine ich zu wissen. Der hat ein Tuch *um Kinn, Wangen und Ohren. Warum?* Ich weiß es nicht. Auf seinen Knieen sitze ich. Er sagt mir ein Verslein vor, das ich *alsbald* lerne und heute noch weiß. Es lautet so:

Karlemann heiß ich,
Noch gar nicht viel weiß ich.
Mutter, sag mir'n Sprüchlein an,
Das ich leichtlich lernen kann,
Und, wenn mich die Leute fragen,
Dann als Antwort ich kann sagen:
Karlemann heiß ich,
Ein Sprüchlein schon weiß ich.

Fünftes Bild. — In der mit Backsteinen gepflasterten Küche steht ein großer Schrank, und oben in dem Schrank stehen große eiserne Kochtöpfe. Zwischen die setzt mich der böse Asmus und macht die Tür zu. Nun sitze ich im Finstern, glaube mich von aller Welt abgeschlossen und

gänzlich verloren und schreie fürchterlich. Asmus öffnet die Tür und nimmt mich herunter und lacht mich aus.

Sechstes Bild. — Es ist im Saal. Die eine Wand, rechts von der Eingangstür, ist ganz mit Büchern bedeckt. Dann kommt eine Wand mit Fenstern. Dann eine mit einem Sofa und einem Stehpult. Dieses habe ich lieb. Denn da ist unten so eine kuppelförmige Nische, in welche mein Vater seine Beine steckt, wenn er 'mal statt zu stehen, auf dem hohen Bock sitzt und seine Predigt macht. In diesen Raum pflege ich meinen kleinen braunen Stuhl zu stellen, und wohne da und störe meinen Vater und fühle mich so glücklich! An der vierten Wand steht der Schrank mit der Peitsche darauf. In der Mitte steht ein großer, viereckiger Tisch. Um den jage ich mit unsern Hunden herum. Denn wir haben auch Hunde — drei Stück. Der eine heißt Karo, das ist ein schwarzer Pudel. Der andere heißt Alba, der ist weiß und kurzhaarig und schlank und mittelgroß. Und dann noch Leo, der kleinste, gelb, langhaarig. Mit diesen Hunden also jage ich um den Tisch herum. Aber sie werden mir zu wild und springen auf mich. Da weine ich und laufe zu meinem Papa. Der Alba ist immer so wild! Leo ist viel besser. Und Karo ist ehrwürdig. Ich könnte ja auch mit meiner Schwester um den Tisch laufen, aber sie ist noch zu klein, erst im zweiten Jahre; kann so ein kleines Ding mit mir laufen? Nein! Auch spielt ein großer Junge nicht gern mit Mädchen. Also nehme ich die Hunde. Aber auch die Katzen. Wir haben auch Katzen. Oben unter dem Dach ist das Katzenzimmer neben dem Taubenschlag. Da sind viele Katzen, schwarze, weiße, rote, scheckige. Ein großer roter Kater liegt in der Wohnstube, und ich ziehe seine Samtpfote durch die Hand. Auf ein-

mal schreie ich auf. Blut läuft mir über die Hand. Der Kater hatte die Krallen herausgestreckt. Böser, falscher Kater!

Siebentes Bild. — In unserm Gemüsegarten habe ich ein kleines Gärtchen, blumig, schön ausgelegt, mit Beeten und Stegen. Das gehört mir ganz allein. Da steht auch eine kleine Bank unter drei Tannenbäumen, und eben pflanzt Asmus den vierten. Denn jeder Tannenbaum, der zu Weihnachten auf dem Tische, mit Lichtern und allerlei schönen Sachen geschmückt, geprangt hat, wird im Frühjahr in mein Gärtchen gepflanzt und wächst weiter. Denn meine Eltern mögen keine abgeschnittenen Christbäume, sondern sie nehmen in großen grünen Kasten wurzelnde lebendige Tannenbäume und schmücken die. — Diese Erinnerung ist aus dem Frühjahr 1849, das weiß ich aus der Zahl der Tannenbäume, denn der erste war von 1845.

Achtes Bild. — Ich liege in meinem Bettchen. Gegenüber, hoch oben an der Wand, hängt ein ausgehöhlter Kürbis, in den sind Augen, Nase, Mund und Ohren eingeschnitten, und die sind feurig, denn im Kürbis brennt ein Licht. Asmus hat das gemacht. Ich habe Fieber. Ich sehe einen hohen Berg hinter mir, denn ich bin in meinem Bett aufgestanden und halte mich am Geländer und sehe ihn — den Berg — deutlich. Meine Mama kommt und legt mich wieder hin und beruhigt mich. Aber bald fängt's wieder an. Ich sehe eine lange glatte Sandfläche, und ein zerknittertes Papier streicht über sie hin. Das kann ich nicht aushalten. Ich springe auf. Da steht vor mir ein großer Riese mit feurigem Gesicht und will mich fressen. Ich schreie laut. Meine Mama kommt wieder, löscht das Licht im Kürbis aus und hält meine Hand. Ich schlafe ein. Da aber

kommen Ratten unter dem Bett her und holen mich aus dem Bett und zerren mich mit sich herum. Nun ist's aus! Ich kann das nicht mehr leiden! Ich bin ja verloren! Ich schreie jämmerlich: „Mama! Mama!" Mama nimmt mich in ihre Arme und trägt mich im Zimmer hin und her. Endlich wird's besser.

Neuntes Bild. — Wir sind bei den Großeltern in Sonderburg. O, da ist's schön! Ich spiele in dem großen Garten. Dicht am Haus ist ein schattiger Platz, da werden schwarze Schnecken gezüchtet, denn mein Großvater ißt gerne Schneckensuppe. Ich nicht — buh! Weiter hinten im Garten ist ein Hügel, und auf dem Hügel ein Gartenhaus, von dem aus kann ich über die Mauern auf den Schloßplatz sehen, wo dänische Soldaten exerzieren. Ich werde zum Mittagessen gerufen. Ich sitze neben meinem Großpapa. Unten am Tisch sitzen die Schreiber. Einer von ihnen hat einen schwarzen Bart. Den habe ich lieb, denn er hat mir einen kleinen Eisenbahnzug geschenkt. Wir essen Suppe mit Klößen, und dann kommt eine große Platte mit gekochten Hühnern, und über diese ist eine weiße Sauce gegossen, und der Rand der Platte ist mit Reis belegt. O, das schmeckt gut! Großpapa gibt mir zweimal davon. Hinter Großpapa steht ein Diener, der hat einen blauen Frack an mit gelben Knöpfen und eine rote Weste und schwarze Samthosen und gelbe Gamaschen. Hinter meiner Großmama steht noch so einer. Nach dem Essen legt sich meine Großmama auf das Sofa in der Wohnstube, und mein Großpapa sitzt im Lehnstuhl, und beide lesen. Ich spiele mit meines Großvaters goldener Repetieruhr und mit den Gehängseln an seiner Uhrkette. Dann aber sehe ich, daß Großpapa und Großmama schlafen wollen, und ich bin

ganz still und setze mich auf den Teppich und spiele mit allerlei Nippsachen und baue Kartenhäuser, die fallen um, machen aber keinen Lärm.

Zehntes Bild. — Meine Mama nimmt eine Tüte mit einem weißen Pulver aus dem Schrank, streut das auf ein Butterbrot und ruft Marie, unser Dienstmädchen, und sagt, sie solle das in den Keller legen für die Ratten. „Joa, Fru Pastursche“, sagt Marie. Ich sage: „Mama, gib mir auch solches Zuckerbrot!“ Mama sagt: „Nein, Karl, das ist Gift.“ Ich sage: „Mama, Mama, gib mir auch solches Zuckerbrot!“ Mama sagt: „Aber, Karl, dann wirst du ja krank und stirbst.“ Ich sage: „Mama, gib mir auch solches Zuckerbrot!“ und weine dabei und bin unartig. Da geht die Tür auf und Papa kommt und nimmt mich bei der Hand und sagt: „Komm, ich will dir was geben.“ Und im Saal — — —

Elftes Bild. — Am 2. Mai 1850 wache ich auf und sehe zu meinem Erstaunen, daß ich die Nacht nicht in der Schlafstube, sondern in der guten Stube geschlafen habe. Sophie, unser Kindermädchen, zieht mich an und sagt: „Heute Nacht hat ein Engel dir ein Schwesterlein gebracht. Komm, ich will dir es zeigen.“ Ich sage: „Ich habe ja schon ein Schwesterlein.“ Sie sagt: „Es ist noch eins gekommen, ein ganz neues.“ Und sie führt mich in die Schlafstube. Da liegt in der Wiege ein ganz kleines Ding mit rotem Gesicht und macht die Äuglein ein bischen auf. Ich bin nicht zufrieden, will ein Brüderlein.

Zwölftes Bild. — Am 18. März 1850 — ich gehe wieder etwas zurück — ist mein vierter Geburtstag. O, was sehe ich da alles auf dem Tisch in der Wohnstube! Tafel und Schwamm und ein Lesebuch — denn ich kann

schon ein wenig lesen und schreiben, das habe ich auf meines Papas Schoß gelernt. Auf der Mitte des Tisches steht ein Reiskuchen mit einem großen bunten Licht in der Mitte und mit vier kleinen Lichtern drum herum. Alle Lichter brennen. Das große Licht ist das Lebenslicht. Die kleinen Lichter sind die Jahreslichter. Und o, was ist das? Eine ganze schöne deutsche Soldatenuniform, Mantel und Säbel und Pickelhaube und Flinte und Trommel! Ordentlich zum Tragen und Gebrauchen, nicht nur zum Spielen. Ist das nicht schön?

---

7. Krieg.

Der König von Dänemark war zugleich Herzog von Schleswig-Holstein. Aber trotzdem war Schleswig-Holstein deutsch und wollte deutsch bleiben und hatte von alten Zeiten her seine eigene Konstitution, die jeder neue Herrscher immer beschworen hatte.



Wappen von Schleswig-Holstein.

Im Jahre 1848 wollten die Dänen Schleswig-Holstein dänisch machen und ihm seine Konstitution rauben.

Das wollten die Schleswig-Holsteiner nicht leiden. Sie erhoben sich und gaben sich eine eigene Regierung.

Und so gab's Krieg.

Aber die Dänen siegten und besetzten Schleswig.

Da halfen die Deutschen, und der preußische General Wrangel vertrieb die Dänen aus Schleswig.

Aber andere Mächte, England und Schweden und Rußland, mischten sich in die Sache und es gab einen Waffenstillstand.

Im Februar 1849 fing der Krieg wieder an. Ein feines schleswig-holsteinisches Heer, mit vielen deutschen Freiwilligen und preußischen Offizieren unter ihm, stand auf dem Plan und war tapfer und sieghaft.

Aber wieder steckten die andern Mächte ihre Nase drein, und wieder gab es einen, und zwar einen schmählichen Waffenstillstand. In demselben taten die Dänen, was sie wollten. Besonders in Schleswig. Sie verlangten, daß die Beamten dem dänischen König einen Eid schwören sollten, der gegen die Konstitution war. Wer das nicht tun wollte, der wurde abgesetzt. Wenn eine Stadt sich dem Unrecht nicht fügen wollte, so wurden dänische Truppen in dieselbe gelegt und die hausten greulich. Schulen und Kirchen standen leer, weil Lehrer und Pastoren vertrieben waren.

So dauerte es bis in das Jahr 1850 hinein.

Am 2. Juli 1850 wurde zwischen Deutschland und Dänemark Friede geschlossen, durch den Schleswig den Dänen übergeben wurde!

Da standen die Schleswig-Holsteiner abermals — und nun ganz allein, ohne Hilfe — auf und stellten ein Heer von 27,000 Mann gegen die Dänen ins Feld. Aber die Dänen hatten 38,000 Mann und waren auch besser angeführt und siegten in der blutigen Schlacht bei Idstedt.

Dann kamen auch noch die Oestreicher und Preußen und entwaffneten das schleswig-holsteinische Heer.

Das Ende vom Lied war, daß im Jahre 1852 Schleswig-Holstein den Dänen ausgeliefert wurde!

Später aber hat Bismarck Schleswig-Holstein wieder aus den Händen der Dänen errettet und — preußisch gemacht.

So. Das war ein bißchen Weltgeschichte. Nun kommt

meine kleine Privatgeschichte, die da zeigt, was ich in dem allen und von dem allen miterlebt habe und noch erinnere. Das ist schattenhaft und lückenhaft. Aber der Leser wird's nun schon verstehen.

Ich erinnere deutlich, daß in unserer guten Stube eine Anzahl deutscher Offiziere um den Tisch saßen und mit meinem Vater zuversichtlich vom Siege sprachen, den sie bald erringen würden. Sie hatten weiße Hosen an. Ich sehe noch vor Augen, wie sie aufstanden und ihren vorbeimarschierenden Truppen nacheilten. Es muß das im Frühsommer 1849 gewesen sein.

Ich erinnere, in einer Nacht den Hörnerklang und Trommelwirbel vorbeiziehender Truppen gehört zu haben. Bei uns zog ja alles vorbei, da unser Haus an der Heerstraße lag. Meine Mutter sagte, es seien Schweden. Auch am nächsten Tage zogen noch welche vorbei. Ich sah sie von unserm Gärtchen aus. Auch mein Schwesterlein Elisabeth war da und saß in einem Kinderwagen dicht am Zaun. Ein bärtiger Feldwebel trat herzu, küßte sie und sagte: „Süßes Kindchen!" Aber er sagte das auf schwedisch. Meine Mutter verstand's. Der Feldwebel hatte vielleicht auch ein Kindlein zu Hause.

Eines Tages — es muß in der zweiten Hälfte des Juni 1850 gewesen sein — kam ich zu meinem Vater in den Saal.

„Papa, darf ich im Garten spielen?"

„Ja, mein Junge; aber ziehe deine Gummischuhe an, sonst kriegst du nasse Füße." Es hatte geregnet.

„Papa, wo sind meine Gummischuhe?"

„Hier, Kind, bei den Büchern."

Ich setzte mich auf einen Stuhl, legte ein Bein über das

andere und fing an, den ersten Gummischuh anzuziehen. Da fiel mein Auge auf einen großen gestickten Reisesack, der fertig gepackt an den Büchern lehnte, und ich erinnerte, ihn schon längere Zeit so gesehen zu haben.

„Papa!"

„Was, Junge?" Mein Vater studierte die Predigt für Sonntag.

„Papa, warum ist dein Reisesack gepackt?"

„Ich muß vielleicht plötzlich verreisen, mein Kind."

„Papa, ich kann meinen Gummischuh nicht ankriegen!"

Mein Vater stand auf, kam auf mich zu und half mir. Da hörten wir, wie die Haustür aufgemacht wurde, wie eilige Schritte über die Hausflur gingen, — die Stubentür wurde aufgerissen und herein trat ein Mann in grauen Kleidern und mit bleichem Antlitz. Es war der Apotheker Funk. „Zorn", rief er, „komm um Gottes willen! Dänische Dragoner sind eine halbe Stunde hinter uns! Wenn sie dich kriegen, wirst du erschossen. Wir sind mit dem Wagen da. N. und N. sitzen darauf, sie fliehen auch. Verliere keinen Augenblick!"

Hier legen sich Schatten auf meine Erinnerung. Aber ich weiß, daß ich bald an der offenen Haustür stand und einen offenen Wagen mit drei Sitzen sah, auf denen Männer saßen, die heftig auf unser Haus zu redeten. Meine Mutter weinte. Mein Vater schloß sie in die Arme. Dann hob er mich in die Höhe und küßte mich. Dann fuhr er fort, und das in sausendem Galopp.

Kurz darauf war ich in unserer Wohnstube. Gleich neben der Tür stand ein Eßschrank. Neben ihm lag ich auf der Erde und steckte den Kopf darunter. Ich weinte, wollte

aber nicht, daß meine Mutter das sehen sollte. Doch weinte sie ja auch.

„Karl, was suchst du da?“ fragte sie.

Aber ich gab ihr keine Antwort. Da nahm sie mich auf ihre Arme, und wir weinten zusammen, sie still, ich laut, beide herzbrechend.

Ich soll erklären, was mein Vater denn eigentlich verbrochen hatte? Gut. — Die Dänen drangen vor auf unser Dorf zu. Die Deutschen standen in der Nähe. Da versammelte mein Vater die Bauern und fragte, wer Sturm läuten wollte? Niemand wollte es, denn jeder fürchtete für seinen Hals. Da ging mein Vater in die Kirche und stürmte tüchtig. Das war sein Hauptverbrechen gewesen. Dann hatte er aber auch, wie fast alle Beamten, dem dänischen Könige den geforderten konstitutionswidrigen Eid nicht leisten wollen. Durch diese Weigerung hatte er sein Amt, durch jenes Glockenläuten sein Leben verwirkt. Daher mußte er fliehen.

Ha, nun sehe ich wieder alles vor Augen. Dragoner kommen angesprengt. Dänische Infanterie kommt auf requirierten Wagen. Teilweise ziehen die Truppen an unserm Hause vorbei, viele aber halten an, die ganze Straße ist von ihnen bedeckt. Hei, das war schön anzusehen für mich, obwohl mir die Augen noch kaum trocken waren vom Weinen. Auch unserm Dienstmädchen Marie gefiel das. Sie stand vor dem Hause im Gärtchen. Der ging's aber schlecht! Ein Offizier kam auf sie zu und fragte sie barsch: „Wo ist der Pastor?“ Marie fing an zu weinen. Er fluchte: „Wo ist der Pastor?„ Marie weinte noch mehr. Er zog den Säbel: „Wo ist der Pastor?“ Marie heulte. Da gab

er ihr einen tüchtigen Schlag mit der flachen Klinge und ließ sie laufen.

Da trat unser Asmus, der Schlingel, vor. „Sie wollen wissen, wo unser Pastor ist? Das will ich wohl sagen. Der Pastor ist vorgestern — war's nicht vorgestern? — ja, vorgestern ist er abgereist."

„Wohin?" fragte der Offizier.

„Ja, das weiß ich nun auch nicht. Er ist dahinaus gefahren (er zeigte nach der verkehrten Richtung), er wird wohl nach Flensburg gefahren sein."

Nun ging der Offizier ins Haus zu meiner Mutter. Und nun mußte sie und Marie und Asmus Wein aus dem Keller holen und an die Straße tragen. Ich half auch.

Bald darauf saß ich bei einem Dragoner auf dem Pferd. Das machte mir Spaß. Der Dragoner sprach deutsch und sagte, ich sei ein netter Junge, und gab mir ein Stück Zucker und fragte mich, wo mein Papa sei?

„Fort", sagte ich und fing an zu weinen. Da reichte er mich dem Asmus hin. Und bald stand ich wieder im Gärtchen und besah die Soldaten.

Sieh, da stand der buckelige Schuster. Der sprach mit dem Offizier. Kommandorufe. Die Dragoner galoppierten davon. — Der Schuster hatte verraten, daß mein Vater erst vor einer Stunde fortgefahren sei und nach welcher Richtung. Nun wollten sie ihn fangen. Ich glaube, der hatte auch das von dem Sturmläuten verraten.

8. Der neue Herr Pastor.

So waren wir nun allein: meine Mutter und ich und meine beiden Schwesterlein. Mein Vater war zur Armee gegangen und war da erst Feld-, dann Lazarettprediger. Bald kam auch seine offizielle Absetzung und Verurteilung wegen Hochverrat an. Das war ein großes Dokument, und links oben stand: „Frei von Gebühren." Wie nobel! Aber das erinnere ich nicht selbst. Meine Mutter hat es mir erzählt. —

Während dieser Zeit wachte ich 'mal in der Nacht auf. Es war mir, als ob ich Brennesseln sähe und als ob die knisterten und rauschten vor meinen Ohren. Ich muß wieder ein wenig Fieber gehabt haben.

„Mama!" rief ich.

Ja, die liebe Mama war schon auf, und das Nachtlicht brannte, und die Mama ging im Zimmer auf und ab und weinte und hatte mein kleinstes Schwesterchen auf dem Arm.

„Mama!"

„Was ist, mein Kind?"

„Mama, die Brennesseln machen immer so!"

„O, schlaf, Karl, ich bin ja bei dir."

„Mama, warum weinst du?"

„Der dänische Offizier hat gesagt, er wolle mich von euch wegholen lassen, wenn sie Papa nicht fangen könnten", sagte die Mama.

„Mama", antwortete ich, „ich glaube, der liebe Gott wirft alle Dänen in die Hölle."

Dann schlief ich ein. —

Eines Morgens kam Asmus in die Wohnstube und sagte zu meiner Mutter, da wäre eben ein Wagen vorgefahren „mit so'n rasierten Kierl", der ja wohl der neue Pastor wäre. Und gleich darauf trat ein Mann in die Stube mit schwarzen Kleidern, weißer Halsbinde und hohem Hut und sagte: „Guten Morgen! Ik sein Herr Pastor Bock. Ik sein von der königlichen Regierung zum Nachfolger Ihres Herrn Gemahls hier angestellt."

Deutlich steht mir das glattrasierte Gesicht des Herrn Pastor Bock noch vor Augen. — Herr Pastor Bock war aber eigentlich kein Herr Pastor, sondern ein Herr Schullehrer. Weil aber schier alle schleswigschen Pastoren abgesetzt waren, und weil die Stellen doch besetzt werden mußten, so hatte die dänische Regierung eine ganze Anzahl von Schullehrern in weiße Halsbinden gesteckt und sie zu vorläufigen Pastoren gemacht, denn ihr Vorrat von eigentlichen Pastoren reichte nicht aus. Ein Schullehrer ist freilich gerade so gut wie ein Pastor. Aber wenn ein Schullehrer so auf einmal ein Pastor wird, so ist das doch nicht in der Ordnung. Ich will ein Beispiel anführen. Ein Schuster ist gut und ein Schneider ist gut. Der Schuster ist nicht besser als der Schneider, und der Schneider ist nicht besser als der Schuster. Aber wenn der Schneider auf einmal ein Schuster sein soll und der Schuster ein Schneider, — ist das gut? Und so war es hier. Herr Bock war ein Schullehrer, und das war gut. Nun band man ihm eine weiße Halsbinde um und machte ihn zum Pastor. Das war nicht gut. Auch konnte er nicht ordentlich deutsch sprechen.

Sonst war Herr Pastor Bock ganz freundlich. Er sagte, meine Mutter könne vorläufig im Hause wohnen bleiben, dafür müsse sie ihn aber beköstigen; und für sich

nahm er bloß die beiden besten Zimmer im Hause, natürlich mit den Möbeln, in Anspruch.

Nachmittags ließ sich Herr Pastor Bock von Asmus im Pfarrgehöfte umherführen und alles zeigen. Asmus nahm mich auch mit. Als wir in das Gärtchen vor dem Hause kamen, meinte Herr Pastor Bock, das wäre sehr schön. Besonders gefiel ihm der runde Rasenplatz mit der Blumenvase in der Mitte. „Ei", sagte er zu Asmus, „das sein ein sköner Platz. Da sein viel Gras. Da kann man weiden ein Kuh."

„Nee, Herr Pastor", sagte Asmus, „da kann man nicht 'mal einen Bock weiden." —

„Frau Pastorin", kam er eines Tages zu meiner Mutter, „ik sein in große Verlegenheit. Ik nicht weiß, was tun." Er wußte noch nicht, daß meine Mutter eigentlich eine Dänin war, und sprach daher deutsch mit ihr.

„Wo fehlt's, Herr Pastor?"

„Da sind gekommen zu mich Leute, die wollen sein geheiratet. Wie soll ik das mach? Ik habe nicht Buch."

Meine Mutter gab ihm meines Vaters Agende. In der stand das alte lutherische Trauformular, wie es in unsern Bekenntnisschriften sich findet. Ganz zufrieden nahm Herr Pastor Bock das Buch, ließ sich von meiner Mutter das Trauformular aufschlagen und schob dann ab. Als der Tag der Trauung dann kam, stand er stolz in Chorrock und Bäffchen vor dem Altar, und das glückliche Paar stand vor ihm. Zuerst hielt er eine ohne Zweifel schöne Traurede. Dann nahm er die Agende zur Hand. Und nun las er so:

„Hans, willt du Greten zum ehelichen Gemahl haben?"

Der Bräutigam guckte auf und machte ein dummes Ge-

sicht. Denn er hieß nicht Hans, sondern Jürgen Hinrichs. Aber er dachte doch, es sei gut, ja zu sagen, trotzdem daß auch seine Erwählte nicht Grete, sondern Elisabeth Petersen hieß.

Zufrieden las der Herr Pastor weiter: „Grete, willt du Hansen zum ehelichen Gemahl haben?"

Na, Elisabeth sagte auch ja, denn Jürgen hatte ja ja gesagt, und sie standen ja beieinander. Sie wechselten nun die Trauringe und fügten die Hände zusammen, und der Pastor sprach hocherfreut: „Was Gott zusammenfüget, soll kein Mensch scheiden. Weil denn Hans N. und Grete N. einander zur Ehe begehren" u. s. w.

Der arme Bock! Seine neue Würde brachte ihm viel Not, denn das Volk im Dorf war sehr erbittert auf ihn, insonderheit nach der doch so wohlgelungenen Trauung.

„Mama, Mama", rief ich eines Morgens, „da kommt die Kompanie!"

Die Kompanie, lieber Leser, war eine Anzahl halbwüchsiger Burschen, die von einem alten Unteroffizier gedrillt wurden.

Nun also diese Kompanie marschierte vor dem Hause auf, machte nach dem Kommando des Unteroffiziers allerlei Schwenkungen und Übungen und stand endlich still und sang:

„Schleswig-Holstein stammverwandt,
Schmeiß den dänischen Bock aus dem Land!"

Und schwirr! flogen Steine durch die Luft, und klirr! flogen dem armen Bock die Fenster ein. Hurra! rief die Kompanie, und trommelnd zog sie ab.

„Frau Pastorin, was soll ik thun? Sie smeiß mich die Fenster ein. Vielleicht komm sie wieder. Und nun sein es kalt in mein Stube!" So klagte Bock.

"Ja, Herr Pastor", sagte meine Mutter, „es tut mir sehr leid, daß das vorgefallen ist; aber ich glaube, Sie müssen nun wohl die Läden schließen, das hilft gegen die Kälte und gegen Steine."

„Aber dann kann ik nix sehn!"

„Dann stecken Sie Licht an."

„Licht ansteck bei helle Tak! O, wäre ik geblieben in mein Dänemark!"

„Das wäre ohne Zweifel besser gewesen", sagte meine Mutter.

Eines Sonntags hielt er Christenlehre. „Kinder, ik habe euch sehr lieb", fing er an. „Sehr lieb", wiederholte er, weil er nicht weiter konnte. Da piepste ein kleiner Kerl: „Mi ook, Herr Pastuhr?" „Ja, auch dich, mein Sohn." Und nun kam es von allen Seiten: „Mi ook? Mi ook?" Ich weiß nicht, was aus der Christenlehre noch geworden ist.

---

9. Flucht.

Vor unserer Haustüre stand ein geschlossener Wagen mit zwei braunen Pferden bespannt. Der gehörte meinem Paten, dem Pastor Orth. Es war früh morgens, als der Tag graute. Wir waren alle reisefertig. Meine Mutter hatte die kleine Margarete auf dem Arme; Sophie, unser Kindermädchen, trug Elisabeth; ich marschierte alleine. Ich war ja schon vier Jahre alt! Tante Karoline war auch dabei. Marie weinte. Sogar Asmus wischte sich mit dem Rücken seiner Hand über Augen und Nase. Um uns herum standen Bauern, mit Knüppeln bewaffnet. Denn wir mußten nun auch, wie mein Vater früher schon, flüchten. Die Dänen hatten gedroht, nun wirklich Ernst zu machen und meine Mutter gefangen zu setzen. Wir stiegen in den Wagen und fuhren nach Flensburg. Herr Pastor Bock schlief noch, oder tat so. Die Bauern gaben uns das Geleite.

Von Flensburg erinnere ich nichts mehr. Aber das weiß ich, daß wir in ein Schiff stiegen, um an die holsteinische Küste zu fahren. Zum Schiff hin fuhren wir in einem Boote; und da spielte ich am Rande des Boots und wäre ums Haar ins Wasser gefallen. Aber einer der Ruderer packte mich am Bein und zog mich ins Boot zurück.

Daß meine arme Mama und Tante Karoline und auch Sophie seekrank waren im Schiff, das erinnere ich auch noch.

Am 21. Oktober 1850, abends fünf Uhr, kamen wir armen Flüchtlinge in Preetz an und wurden gastlich und liebevoll aufgenommen von Onkel Franz van der Lieth, welcher meine Tante Mathilde, die älteste Schwester meines Vaters, geheiratet hatte und ein Doktor war.

Onkel Franz hatte meiner Großmutter, der Frau Oberzollinspektor mit dem bösen Namen, ihr Haus abgekauft und wohnte nun in demselben. Doch war bei dem Kauf die Bedingung gemacht worden, daß das obere Stockwerk meiner Großmutter zur Verfügung stehen sollte, solange sie lebte. Also wohnte diese mit meiner Tante Karoline oben, und Onkel Franz mit seiner kinderlosen Frau, der Tante Mathilde, unten.



Onkel Franz und Tante Mathilde

Das war ein merkwürdiges altes Haus. Trat man unter der schon erwähnten Doppeleiche weg durch die Haustüre ein, so war man in einer großen Halle, welche mit Bänken und Stühlen für die wartenden Patienten versehen war. Auch befand sich natürlich eine große altertümliche Standuhr in derselben. Links war meines Onkels Office, und in deren Türe war ein rundes Guckloch angebracht, von einer drehbaren Holzscheibe bedeckt; durch dieses sah er, was für Leute gekommen waren. Rechts war die Wohnstube. Hinter der Wohnstube war die Schlafstube. Wo die Küche war, kann ich merkwürdigerweise nicht mehr

erinnern, vielleicht hinter der Office, vielleicht im "basement". Hob man in der Halle die Augen auf, so sah man gleich durch beide Stockwerke durch. Und die Zimmer der oberen Stockwerke hatten Fenster auch in diese hohe Halle hinein, und vor diesen Fenstern her lief ein mit einem Geländer versehener Gang ringsherum. Links war die Treppe, die nach oben führte. Gerade der Haustüre gegenüber



Preetz.

führte eine Tür von der Halle in den sogenannten Saal, ein auf den Hofplatz mit seinen Außengebäuden blickendes großes Zimmer, welches schier die ganze Breite des Hauses einnahm. Die Zimmer oben waren denen unten entsprechend. Meiner alten Großmutter Stube war über der Office.

In diesem Hause also kamen wir am besagten Abend an. Meine Mutter wurde mit der kleinen, noch nicht halbjährigen Margarete gleich nach oben gebracht in das für

uns hergerichtete große Zimmer über dem Saal. Mein Schwesterlein Elisabeth ließ sich willig unten behalten. Ich großer Held aber lief meiner Mama nach die Treppe hinauf, allen freundlichen Lockungen meiner Tante Mathilde widerstehend. Und als sie mich, durchs Treppengeländer langend, am Kittel festhalten wollte, riß ich mich schreiend los und lief zu Mama. Da machte Tante ein böses Gesicht und sagte: „Die kleine Elisabeth bleibt ganz schön unten, und du großer Junge bist bange und schreist!" Das verletzte mich sehr.

Am 24. Oktober kam mein lieber, lieber Papa. So lange hatten wir ihn nicht gesehen! Er kam auf einem schneeweißen Schimmel vors Haus galoppiert und hatte einen blauen Soldatenmantel an und eine Soldatenmütze auf. Ein Soldat, sein Bursche, folgte ihm auf einem braunen Pferde. O, was war das für eine Freude! Mama weinte an seinem Halse. Und ich, der ich erst in die Hände geklatscht hatte, mußte nun auch ganz herzbrechend schluchzen. Aber mein Papa nahm mich auf die Arme und herzte und küßte mich. Da ward's besser. — Wie werde ich, der ich nun selber ein Papa und alter Graukopf bin, mich freuen, wenn ich meinen Papa an jenem großen Tage wiedersehe!

Lange konnte er nicht bleiben, mein Papa, denn er war Lazarettprediger, und seine verwundeten und kranken Soldaten warteten auf ihn.

Ach, da fallen mir ein paar Kriegsgeschichten ein, die mein Vater erzählte.

Während der Schlacht bei Idstedt (am 24. und 25. Juli 1850) bat ein junger Offizier, ein Graf R., ein Schüler meines Vaters, diesen um Feuer für seine Zigarre. Mein Vater reichte ihm seine brennende Zigarre. Der Graf

brannte die seine an, reichte die geliehene Zigarre meinem Vater zurück, wandte sich grüßend ab, und — eine Kanonenkugel kam und riß ihm den Kopf ab.

Während derselben Schlacht befand sich mein Vater bei einer Infanterieabteilung, welche vier Kanonen bei sich hatte. Da sah man, daß ein dänisches Dragonerregiment — oder ein Teil eines solchen — heranbrauste, um die Infanterie niederzureiten. Rasch wurde ein Viereck formiert und die Kanonen in die Mitte genommen, so daß sie dem Feinde verdeckt waren. „Jungens, steht wie die Felsen und rührt keinen Finger, bis ich's sage!“ rief der Befehlshaber der Truppe, welcher mit gezogenem Säbel vor der Front stand. Mein Vater stand hinter den Kanonen. Heran waren die Dragoner gekommen bis auf — na, ich weiß nicht, wie nahe. Da hieß es: „Deployiert, rechts, links, marsch, marsch!“ Und die Kolonne öffnete sich, und die Kanonen waren frei. „Feuer!“ Und aus allen Flintenläufen und aus den Kanonenschlünden spie es Tod und Verderben in die Reihen der Dragoner, so daß ein Berg von zuckenden Tier- und Menschenleibern sich vor den Infanteristen auftürmte. — Der Anführer der Dragoner war unverletzt. Er wurde gefangen genommen und gab dem schleswig-holsteinischen Offizier seinen Säbel, während ihm Tränen der Wut in den Bart liefen. „Herr Kamerad“, sprach der Sieger, „Sie sind ein tapferer Mann, nehmen Sie Ihren Säbel zurück.“ Aber der Däne zerbrach seinen Säbel mit dem Fuß und sagte fluchend: „Von einem Rebellen will ich keine Gnade!“

Im Lazarett (Spital) hielt mein Vater einst Gottesdienst. Unter den Zuhörern war auch ein Jude. Mein Vater merkte im Lauf der Predigt, daß die Soldaten eigen-

tümliche Gesichter machten, sich das Lachen verhielten, einander zuwinkten und dergleichen. Plötzlich fiel sein Blick auf einen ihm gegenüberhängenden kleinen Spiegel, und in dem sah er, daß der Jude hinter seinem Rücken mit allerlei Grimassen ihm nachäffte. Da ließ mein Vater die militärische Zucht walten. Der Jude wurde in Arrest gebracht.

Ich will doch noch erzählen, wie schlecht es meinem Paten Orth ging, der uns zur Flucht verholfen hatte. Dänische Soldaten kamen, um ihn deshalb zu verhaften, als er krank im Bett lag. Da mißhandelten sie ihn so, daß er zu den Füßen des Bettes seinen Geist aufgab.

---

10. Ohne Heim.

Ein und ein halbes Jahr lang waren wir ohne Heim, das heißt, ohne eigenes Heim. Mein Vater war bis zum 1. April 1851 Lazarettprediger und besuchte uns nur hie und da. Dann wurde er entlassen. Und von da ab reiste er viel in den verschiedenen Ländern Deutschlands umher, um eine Anstellung zu finden, was ihm auch schließlich gelang. Mama und wir Kinder waren derweilen immer in Preetz bei Onkel Franz und Tante Mathilde. Die waren sehr freundlich gegen uns und beherbergten uns gerne. Aber für meine Eltern muß es doch ein großes Kreuz gewesen sein, daß sie ihr eigenes trautes Heim verloren hatten und nun, meist voneinander getrennt, von der Güte anderer leben mußten.

Wir Kinder wußten natürlich nichts davon. Wir hatten genug zu essen und zu trinken, und Onkel Franz besonders war der beste Onkel, den es geben konnte. Wie nett spielte der mit uns! Oft warf er uns Bonbons aus dem Guckloch seiner Officetür heraus. Hei, wie krabbelten wir da in der Halle auf dem Boden herum, um die aufzusammeln! Und immer mehr und mehr kamen. Aber manchmal hänselte er uns auch. Wenn wir nämlich nach dem Loch guckten und ein Bonbon erwarteten, so erschien statt dessen seine ziemlich lange Nase. Da gab's viel Lachen.

Und der Onkel ließ sich auf das gutmütigste von uns quälen. Wenn er nach dem Mittagessen auf dem Sofa in seiner Office ein Mittagsschläfchen machen wollte, so erschienen sehr häufig Schwester Elisabeth und ich und wollten

mitmachen. Der Onkel in rotgeblümtem Schlafrock und mit einer großen Troddelmütze auf dem Kopf lag da, und wir kletterten zu ihm — das Sofa war groß und breit — und legten uns neben ihn und kniffen die Augen zu. Aber die wollten nicht zubleiben. Und nun fingen wir an, auf dem armen Onkel herumzukriechen, und zupften ihn an der Nase, und kitzelten ihn, und nahmen ihm die Mütze vom Kopf, und freuten uns gar sehr, wenn wir dann seinen kahlen Kopf sahen. Einmal, als er so dalag, da hatte er die Mütze nicht auf, sondern hatte Haare auf dem Kopf. „Onkel", sagte ich, „manchmal hast du Haare und manchmal nicht; wie ist das?" Dabei griff ich in die Haare und riß sie, und — sie blieben mir in der Hand, und über den Kahlkopf des Onkels lief eine blutige Schramme. Der Draht, mit welchem seine Perücke auf dem Kopf gehalten wurde, hatte ihm die gerissen. Da war ich doch erschrocken. Aber der liebe Onkel war gar nicht böse.

Nicht selten durfte ich mit ihm ausfahren, wenn er zu Kranken aufs Land geholt wurde. Besonders erinnere ich einen Bauernhof, auf welchen wir öfters kamen. Der Bauer — Schwerdtfeger hieß er — war ein ganz einfacher Mann, sprach plattdeutsch, und hatte blaue Hosen an, die von Garn gewebt waren, das seine Frau und Töchter gesponnen hatten. Aber bei alle dem war er reich wie ein Graf. Er war so ein rechtes Beispiel davon, was ein holsteinischer Bauer sein kann. Er hatte ein mächtiges Bauerngut und 50 Pferde und 200 Kühe. Und was für eine Milchkammer! In einem weiten Raum standen viele Dutzende von großen flachen und sehr niedrigen Milchfässern — von Holz waren sie und grün angestrichen —, in denen rahmte die Milch, um Käse zu liefern. — Später,

als ich Student war, besuchte ich den Bauer 'mal wieder. Ich wurde sehr freundlich von ihm aufgenommen. Als ich wieder fortgehen wollte, sagte er zu mir: „Na, min lütte Jung, hettst ook Geld?" Ich wurde ein bißchen rot und sagte: „Na, nich veel." Da ging er an sein Pult und nahm 'was heraus und steckte mir's in die Tasche. Ich sagte: „Danke ook." Nachher sah ich zu, was es war. Es waren fünfzig Taler in Papier.

Nicht halb so lieb, wie Onkel Franz, hatte ich Tante Mathilde. Die gute Tante hatte selbst keine Kinder und verstand daher nicht, mit Kindern umzugehen. Sie war so ein bißchen herbe. Sie war immer bange, daß wir 'was schmutzig oder unordentlich oder kaput machten. Wir mußten immer kerzengerade auf dem Stuhl sitzen, wir durften nicht laut lachen — wir mußten, mit Einem Wort, allzu gebildet bei ihr sein. Was das für einen Eindruck auf mich machte, das zeigt ein Traum, den ich zu der Zeit hatte. Ich träumte, ich stiege auf einer Leiter in den Himmel. Ein Engel machte mir die Türe auf. Ich trat ein und — sah Tante Mathilde. Da fing ich an zu schreien und lief zurück an die Tür, Tante Mathilde mir nach. Ich schrie lauter und erwachte. O, wie froh war ich, daß meine Mama bei mir war! Das war so ein kindischer Traum. Jetzt denke ich anders. Jetzt freue ich mich darauf, Tante Mathilde im Himmel wiederzufinden. Arme Tante Mathilde! Ganz einsam und verlassen, unter viel Stöhnen und Seufzen, ist sie in späteren Jahren eines Morgens gestorben. Onkel Franz lebte zwar noch, aber er konnte das Sterben seiner lieben Frau nicht ansehen und blieb daher ferne. Der Pastor hatte überhaupt nicht die Mode, die Kranken und Sterbenden zu besuchen. Da fing die Tante an, laut nach JEsu

zu rufen. Und der war gewiß nicht fern von ihr. Sie hatte immer schon so ein altes Buch gehabt und täglich gebraucht, in welchem viel von JEsu stand.

Drei Pastoren waren in Preetz. Einer von ihnen war im „Kloster", das heißt, in einem Stift, in welchem alte adelige Damen bis zu ihrem Ende gar fein wohnten und verpflegt wurden. Zwei Pastoren wohnten bei der Stadtkirche. In deren Häusern und Familien war ich sehr viel. Sie waren sehr freundlich gegen mich. Aber ich glaube nicht, daß irgend einer von ihnen recht wußte, was ein Pastor eigentlich tun sollte.

Meine alte Großmama! Die muß ich nicht vergessen! Ich meine meines Vaters Mutter, die alte Frau Oberzollinspektor mit dem bösen Namen. Die saß für gewöhnlich oben in ihrer Stube vor dem Fenster, das auf die Doppeleiche und den Markt schaute. Da war ein erhöhter Tritt, und auf dem Tritt stand ein Lehnstuhl, und vor dem Lehnstuhl stand ein Tischlein, und da — auf dem Lehnstuhl — saß meine Großmutter. Und unter dem Tischlein, auf einem Schemel, war mein Platz. Da lernte ich lesen und schreiben. Da lernte ich sogar Lateinisch. Da stieß ich für meine liebe Ahne Kandiszucker fein in einem Mörser, und kriegte selbst manches Stück. Da lernte ich auch die Gebote und den Glauben.

Meine Großmutter hatte ich sehr lieb. Aber einmal betrübte sie mich doch sehr. Sie schickte nämlich eines Nachmittags Schwester Elisabeth und mich in den Kaufladen, um Kandiszucker zu holen. Als wir hinkamen, sagten Harders — so hieß der Kaufmann — Kinder zu uns, wir sollten ein wenig mit ihnen im Garten spielen. Und wir spielten. Und die Zeit ging hin, ohne daß wir es merkten. Und es

wurde dunkel. Da eilten wir heim. Als wir ins Haus traten, kam uns Tante Mathilde entgegen mit bitterbösem Gesicht. „Ihr unartigen Kinder", sagte sie, „wo seid ihr so lange geblieben?" Und mir gab sie einen Klaps. Da fing ich natürlich tüchtig zu heulen an, und das Schwesterlein stimmte ein. Onkel Franz — o Onkel Franz! — streckte seine Nase zum Guckloch heraus. Und oben am Geländer des zweiten Stockes erschienen Tante Karoline und Großmama. Tante Karoline hatte eine Feuerzange in der einen Hand und einen poker in der andern und machte Musik zu unserm Gesang. Als ich meinen tränenvollen Blick zu Großmama erhob, um bei der wenigstens Mitleid und Teilnahme zu finden, siehe, da lachte auch sie! Das tat mir weher als der Klaps von Tante Mathilde.

Neben uns, im Keller eines Hauses, wohnte Frau Becker, eine Waschfrau. Die hatte eine zehnjährige Tochter, Namens Line. Diese Line spielte eines schönen Tages mit mir in unserm, das heißt, in Onkels Garten. Neben dem Garten war ein Stall, der gehörte den Nachbarn, in deren Keller Line mit ihrer Mutter wohnte. Und der Stall hatte ein Fenster. Plötzlich nahm Line einen Stein, gab mir ihn in die Hand und sagte, auf das Fenster zeigend: „Smiet den 'mol dohen!" Ich schmiß und "klirr!" machte es. Da ward mir sehr angst und ich lief ins Haus. In der Wohnstube war eine ganze Gesellschaft versammelt: Onkel Franz und Tante Mathilde und Tante Karoline und meine Mama und mein Papa und die Großmama und noch ein paar fremde Damen. Mit hängendem Kopfe, Tränen in den Augen, ging ich zu Papa und sagte schluchzend und leise: „Papa, ich habe eben das Fenster im Stall eingeschmissen; aber ich wollte es eigentlich nicht tun." Mein Papa war

freundlich und sagte: „Dann muß ich es wohl wieder einsetzen lassen.“ Da klopfte es an die Tür. Die Nachbarfrau kam. „Der Karl hat das Fenster eingeworfen!“ sagte sie. „Ja,“ sagte mein Papa, „er hat es eben erzählt. Seien Sie nicht böse. Ich werde es wieder einsetzen lassen.“ Und Großmama zog mich an sich und nahm ihr Taschentuch und trocknete mir die Tränen ab. Also sie hatte doch Liebe und Mitleid im Herzen. Daß sie damals so gelacht hatte, das war nur so unversehens gekommen.

---

11. Eine Heimat.

Im August 1851 reiste meine Mama ganz allein nach Sterup, wo ich geboren war und wo nun Herr Pastor Bock hauste. Was sie da wollte? Sie wollte unsere Sachen holen, die wir bei der Flucht hatten zurücklassen müssen. Etliche Kisten mit wertvolleren Sachen waren im Garten vergraben worden.

Als meine Mama hinkam, wohnte sie bei dem Bauer Hans Hansen. Natürlich ging sie bald ins Pfarrhaus. Herr Pastor Bock war erst ganz freundlich. Als er aber von den vergrabenen Kisten hörte, da sagte er, er könne die nicht fortnehmen lassen, die seien Kriegsbeute und gehörten der dänischen Regierung. Ganz betrübt ging meine Mutter zu Hansen zurück und erzählte das. Da machten sich ein Dutzend Bauern mit Spaten und Knütteln auf und fragten den Pastor, ob er noch was zu sagen habe? „Nein", sagte er. Und sie gruben die Kisten aus und luden alle Sachen auf Wagen und geleiteten sie an die Grenze. So kam alles glücklich in Preetz an. Meine Mama auch.

Weil unser Kindermädchen Sophie von uns weggegangen war, hatten meine Eltern ein Waisenmädchen angenommen, die etwa 18 Jahre alt war. Die ist all ihr Lebtage unsere allergetreueste Schwester gewesen, und das ist sie heute noch. Gott segne sie! Sie heißt Doris Sohnemann.

Im Frühling des Jahres 1852 fand mein Vater endlich eine neue Pfarrstelle. Es war das in Hochspeyer bei Kaiserslautern in der Bayrischen Pfalz, also in Süd-

deutschland. Der alte König Ludwig I. von Bayern, der aber zu der Zeit in den Ruhestand getreten war, war ein begeisterter Freund der schleswig-holsteinschen Sache und verschaffte einer ganzen Anzahl vertriebener Pastoren Stellen, besonders in der Pfalz. Aber in der Pfalz war die Kirche uniert mit vorherrschend reformiertem Charakter, was das offizielle Bekenntnis anlangte. Das machte meinem Vater, der lutherisch war, erst etliche Bedenken. Obendrein herrschte in der Pfalz der Unglaube auf den Kanzeln, und in Katechismus und Gesangbuch machte sich der bare Rationalismus, die Vernunftlehre breit. Mein Vater und Mutter gingen daher, ehe die Stelle angenommen wurde, zu dem alten Claus Harms in Kiel, ihrem väterlichen Freunde, um sich Rat zu holen. Der sagte: „Kinder, der HErr JEsus ist auch in der Pfalz, geht nur hin." Und so gingen sie. Man sieht, daß weder Claus Harms noch meine lieben Eltern ein Verständnis davon hatten, daß Christen das Bekenntnis zur Wahrheit hoch halten sollen mit Wort und Tat und eigener Stellung.

So verließen wir denn das gastliche Haus unseres Onkel Franz und reisten — ich in meiner Soldatenuniform — in unsere neue Heimat. Von der Reise erinnere ich wenig. Nur etliches. Ich hatte ein Gefäß zu tragen, das wie eine kleine Hutschachtel aussah, also ganz unschuldig. Ich hörte auch eine Dame sagen: „Was? trägt der kleine Junge schon einen hohen Hut?" Aber es war kein Hut darin, sondern etwas, was für die kleinen Kinder nötig war. Auf dem Bahnhofe zu Köln sahen wir den preußischen General Willisen, der in Zivilkleidung ein Glas Bier trank und ein belegtes Brödchen aß. Den sah ich mit Abscheu an, denn der wurde für einen Verräter gehalten, weil er in dem Kriege

mit Dänemark die schon siegreiche Armee hatte sich zurückziehen lassen. Wir wohnten in einem Gasthofe in Deutz, Köln gerade gegenüber, am Ufer des Rheins. Da wurden wir von Rheinschnaken arg zerbissen. Dahin kam mein Vater eines Mittags ganz bestürzt von einem Gange durch Köln zurück und sagte, er habe auf der Straße all sein Geld aus der Tasche verloren. Er eilte dann zurück nach Köln auf die Polizeistation und — kam mit dem von einem Polizisten gefundenen Gelde wieder. Auch mich nahm mein Vater mal mit nach Köln und in den Dom. Es war irgend ein katholisches Fest. Vor dem Dom standen lebensgroße Figuren der Apostel aus Erz gegossen. Dem Judas Ischarioth stopften Jungen Dreck in den Mund.

Auf einem Rheindampfer trafen wir eine Gesellschaft Studenten von Bonn mit bunten Mützen und Bändern. Die nahmen mich kleinen Soldaten in ihre Mitte und fragten mich: „Wer bist du denn, kleiner Mann?" Das „kleiner" ärgerte mich etwas, und ich antwortete mit Würde: „Ich bin ein vertriebener Schleswig-Holsteiner. Da ist mein Papa und meine Mama." Das freute die Studenten sehr, und sie stimmten das berühmte Lied an: „Schleswig-Holstein meerumschlungen", welches mein Vetter Matthäus Chemnitz gedichtet hat.

Von unserer Weiterreise und unserer ersten Ankunft in Hochspeyer erinnere ich nichts mehr.

Aber ich will hier von dem Ende meiner Großmutter Zorn erzählen, weil wir von Preetz ja doch Abschied genommen haben, wenigstens vorläufig. Meine Großmutter war 86 Jahre alt, da saß sie munter und gesund eines Tages beim Mittagessen. Es gab Kalbsbraten. Da blieb ihr ein Stück in der Kehle stecken, und sie schien zu ersticken. Mein

Onkel holte schnell ein Stäbchen Fischbein, wickelte um das Ende desselben ein Stückchen Schwamm und suchte damit das Stück Fleisch hinabzustoßen. Aber das Stück Schwamm ging von dem Stäbchen ab und blieb auch im Halse stecken. Da gab meine Ahne ihren Geist auf und ging heim zu ihren Vätern. Nun war sie auch in der Heimat.

12. Hochspeyer.

Daß ich von unserem Leben in Hochspeyer arg viel Erinnerungen habe, das kann ich nicht gerade sagen. Wenigstens sind die Erinnerungen, die ich habe, nicht geordnet. Doch will ich ja auch garnichts geordnetes schreiben.

Hochspeyer war ein größeres Dorf und zog sich längs der Landstraße hin. Aber es waren auch noch andere und Seitenstraßen da. Der Bahnhof lag hart beim Dorf an der Landstraße. Dann kam man an eine kleine katholische Kirche mit Priesterwohnung daneben, dann bald an unser Pfarrgehöfte. Dieses war recht groß und durch eine stattliche Mauer von der Landstraße getrennt. Zuerst kam ein bedeutender Obstgarten, dann das alte Pfarrhaus mit Stallungen und Schuppen, dann der Blumen- und Gemüsegarten. Hinter dem Pfarrhaus gings gleich in die Berge, und da hatten wir drei abgemauerte Terrassen von Land. Über der dritten Terrasse erinnere ich wieder einen Fahrweg. Die protestantische Kirche lag an einer Seitenstraße, vom Pfarrhaus ziemlich entfernt.

Als wir ankamen, wohnten wir zuerst ganz am andern Ende des Dorfs bei einer Familie Baumann, deren Haupt sehr würdevoll war von wegen des verhältnismäßigen Reichtums. Herr Baumann war auch Presbyter, das heißt Kirchenvorsteher. Diese ganze Familie — sie war groß — könnte ich noch malen, wenn ich malen könnte. Als unsere Sachen ankamen, zogen wir ins Pfarrhaus ein.

Da erfuhr ich alsbald eine Verwunderlichkeit und eine Kränkung. Die Verwunderlichkeit war die, daß ein kleines

Mädchen zu mir sagte: „Du heischt Karl, gelt?“ Daß ich Karl hieß, das gestand ich. Aber daß sie Geld von mir haben wollte, das war mir verwunderlich. Ich sagte: „Ich hab kein Geld.“ Darauf sagte das Mädchen: „Ha, Ha, gelt, du meinscht, ich will Geld von dir hawe?“ Ich plattdeutscher Junge wußte nicht, daß „gelt“ soviel heißt als „Nicht wahr?“ Was nun die Kränkung anlangt, so hielt es sich mit der, wie folgt: Mein Anzug bestand aus kurzen Hosen, kurzen Strümpfen, also teilweise nackten Beinen, einem Kittel, der kurze Ärmel hatte und am Hals ausgeschnitten war, und einem Hemd, das man nicht sehn konnte. Schuhe hatte ich aber auch an. Nun befand ich mich in einer Gesellschaft von Jungen, die gekommen waren, um den neuen „Parrerschbub“ zu sehn . Die beguckten mich auch ordentlich, und endlich rief einer: „Ä, der hat kei Hemd a!“ Und alle lachten. Alle meine Versicherungen, daß ich doch ein Hemd anhabe, halfen nichts, bis ich endlich — Doch hier muß ich erst noch etwas von meinem Anzug sagen. Meine Hosen waren anders als die Hosen der heutigen Buben. Hinten am Gesäß ging nämlich eine Reihe Knöpfe herunter. Nun, die knöpfte ich auf und zeigte mein Hemd. Da war man denn beruhigt. Diese Knöpfe haben mir übrigens manche Unannehmlichkeiten verursacht. Wir Buben pflegten nämlich „Knöpschers“ zu spielen. Wir warfen mit Knöpfen nach einer „Kaut“ oder Loch in der Erde. Wer das traf, hatte die vorbeigeschossenen Knöpfe gewonnen. Wenn ich nun alle meine mir von meiner Mama geschenkten oder gewonnenen Knöpfe mal verloren hatte, so schnitt ich mir wohl hinten ein oder zwei Knöpfe ab in der Verzweiflung. Da hing dann erstens das Hemd heraus. Das machte mir nun weiter keinen Kummer. Im Gegenteil.

Ich zeigte dann doch, daß ich ein Hemd anhatte. Aber zu Hause kriegte ich meines Vaters Reitpeitsche zu schmecken. Und das war unangenehm.

Öfters kam ich mit meinen Eltern nach Kaiserslautern in das eng befreundete Haus eines Arztes. Da waren drei Kinder, Otto, Renatus und Clara. Otto war anderthalb Jahre älter als ich. Renatus war von meinem Alter. Clara war zwei Jahre jünger, ebenso alt wie mein Schwesterlein, welches auch gewöhnlich mit von der Partie war.

Das waren immer wonnige Tage da in Kaiserslautern. Onkel und Tante Doktor waren so freundlich! Und wir Kinder verstanden uns aufs beste. War das wichtige und von Tante Doktor höchst angenehm gemachte Geschäft des Schmausens besorgt, so ging's ans Spielen. Im Sommer, bei gutem Wetter, spielten wir im Gärtchen. Es war nur ein Gärtchen, kein Garten. In einer alten großen deutschen Stadt, wie Kaiserslautern, wo Haus an Haus sich drängt, und wo in den engen Gassen die gegenüberstehenden Häuser ihre Häupter zu einander neigen, als ob sie sich leise etwas sagen wollten, — wie sollte es da einen Garten geben? Aber Doktors Gärtchen war doch schön, ganz besonders schön. Es lag hinter dem Hause, zog sich aber zur Seite desselben bis zur Straße hin. Hinten, gerade im Winkel, war eine Gaisblattlaube mit Tisch und Stühlen, immer kühl und dämmerig. Und noch mehr lauschige Ecken und Winkel waren da, in welchen allerlei Büsche und Gesträuche zu grünen und zu blühen versuchten — arme Büsche und Gesträuche! —die, so niedrig sie waren, doch hoch über unsere Köpfe gingen. Wie gut konnten wir da Verstecken spielen! Kieswege gab's und einen Rasenplatz; da spielten wir Hasch-Hasch. Und mitten auf dem Rasenplatz standen Turn-

geräte, Barren und Reck, gerade für uns passend; da turnten wir, und fielen jauchzend ins weiche Gras, in welchem wir dann gleich, um die Gelegenheit nicht unbenutzt vorübergehen zu lassen, Purzelbäume schlugen. Selbst eine Schaukel war da; sogar eine zweisitzige! Und wir quetschten uns oft zu vier hinein, und der große, starke Otto mußte uns schaukeln. Waren wir des Spielens, Turnens, Purzelbaumschlagens, Schaukelns müde, so gab's eine andere Unterhaltung. Wir stellten uns an das eiserne Gitter mit den vergoldeten Spitzen, welches zur Seite des Hauses das Gärtchen von der Straße trennte, und schauten dem Getriebe und Gewoge auf der Straße zu. Das war für mein Schwesterlein und mich, die wir vom Lande kamen, immer etwas ganz Neues und aus der Maßen Interessantes; und Otto und Renatus und Clara zeigten uns mit Stolz die Gassenherrlichkeiten, die sie ja alle Tage genießen konnten. Aber machmal wurden wir von Straßenkindern beleidigt, die ihre Zunge gegen uns herausstreckten, oder uns gar werfen und schlagen wollten. Das pflegte unsere Schwesterlein zu Tränen zu rühren, und sie liefen ins Haus, während wir Jungen vor Kampfbegierde brannten. Doch hinderte das Gitter allzu ernste Gefechte. Und bald kam dann Tante Doktor und rief uns zu einer Erfrischung oder zum Mittag- oder Abendessen.

Im Winter war es bei Doktors schier noch schöner, als im Sommer. Zwar mit Schneeballwerfen mußten wir allzu vorsichtig sein, denn es gab viele Fenster in der Nachbarschaft. Aber einen Schneemann konnten wir doch manchmal machen und ihm Onkel Doktors alten Zylinderhut aufsetzen und eine Tonpfeife in den Mund stecken. Und dann — was hatten die Kinder für eine Masse Spielsachen! Trommeln,

Trompeten, Flinten, Säbel, Puppen aller Art und eine Puppenstube, Hampelmänner, ein Schaukelpferd, einen Hühnerhof, eine große Arche Noah, Baukasten, Bilderbücher, Zinnsoldaten, eine große Spieldose — ja, ich weiß nicht mehr, was alles. Die Zeit flog nur so hin. Und immer, so recht gelegen, kam die liebe Tante Doktor mit ihrem freundlichen, rosigen Gesicht und sorgte dafür, daß der Gaumen zu schmecken und der Magen eine wohltuende Genüge hatte. Und wenn dann der Abend nahte, und der Papa sagte: „So, Kinder, nun müssen wir auf den Bahnhof!" und die Mama, samt Tante Doktor, sich erhob, um uns anzuziehen, so sagten wir: „Ah, schon?!" Aber durch die Stadtstraßen zur Eisenbahn zu gehen und endlich durch den großen Tunnel zu fahren, das war doch auch etwas.

Oft kamen Doktors auch zu uns aufs Land. Mein Schwesterlein und ich holten sie allemal am Bahnhof ab. Unser Papa war aber auch mit. Mit Freudengeschrei begrüßten wir sie. In das stimmte nun unser Papa zwar nicht ein, aber er machte ein sehr freundliches Gesicht und sagte ein sehr herzliches Willkommen. Wir Buben stürmten voraus die Chaussee entlang dem Hause zu. Sittiger, Hand in Hand, folgten die Mägdlein. Dann kamen Onkel und Tante Doktor mit unserm Papa. Und nun war es an uns, daß wir unsere Herrlichkeiten zeigten und mitteilten. Der Frühstückstisch war schon sauber gedeckt, und bald lud die Mama die Gäste zum ländlichen Mahle. Das schmeckte den Stadtleuten! Und dann? Ein Gärtchen, wie Doktors, hatten wir nicht, nein. Aber einen Garten hatten wir. Und was für einen! Du kennst ihn ja schon. Hinter dem Hause stieg er in drei Terrassen — jede war abgemauert, und Treppen führten von einer zur andern — den Berg hinan.

Neben dem Hause, zu beiden Seiten, zog er sich in zwei Terrassen weit an der Chaussee hin, von dieser durch eine Mauer, eine niedrige, getrennt. Und da gab's — ja, was gab's da nicht? Da gab's alles, sogar einen Teich mit Fischen drin und mit Eidechslein an seinen Ufern. Und außer dem Garten hatten wir einen großen Hof, und Stallungen, und Schuppen. Und wir hatten Kühe, und Schweine, und Hühner, und Gänse, und Enten. Und einen Hund hatten wir, einen weißen Pudel, der gar nicht bös war und viele Kunststücke machen konnte. Und wir hatten eine ganze Menge Katzen. Und der Teil des Gartens, der links vom Hause lag, der war eigentlich kein Garten, sondern ein Park, dunkel von großen und mächtigen Bäumen, Fruchtbäumen jeder Art, und zu ihren Füßen wuchs Gras, ungetrimmt, nur manchmal gemäht, um Heu zu liefern fürs Vieh. Und in den Bäumen nisteten und sangen die verschiedensten Vögel; und unter den Bäumen im tiefen Grase lagen — im Spätsommer — Äpfel und Birnen und Pflaumen und Zwetschen und Aprikosen und Nüsse, die der freundliche Wind für uns Kinder abgeschüttelt hatte. Nun? hatten wir nicht auch Herrlichkeiten zu zeigen und mitzuteilen? Konnten wir unsern Gästen nicht auch einen frohen Tag bereiten? Ich sollt's meinen!

Unter den lieben Doktorskindern war mein bester Kamerad der Renatus. Dies aus verschiedenen Gründen. Erstens, weil Liebe und Freundschaft sich nicht kommandieren und regulieren und vorschreiben läßt, — den Renatus hatte ich nun 'mal am liebsten. Am liebsten? Ich hatte ihn „furchtbar lieb“, sagte ihm's auch, und er sagte, er hätte mich auch furchtbar lieb. Zweitens war Renatus von meinem Alter, während Otto anderthalb Jahre älter und Clara

zwei Jahre jünger war. Man weiß ja, was das bei Kindern zu besagen hat. Und dann war Clara ja bloß ein Mädchen; und Otto, der war doch manchmal ein wenig stolz auf sein Alter und auf seine Größe und auf seine Kraft, und ließ uns das auch fühlen. Und drittens war Renatus so ein lieber, netter Bub. Er schlug seiner Mutter nach. Er war rund und rosig und mild und freundlich, wie sie. Otto war mehr eckig und knochig, wie sein Vater. Und Clara, nun, ich hab's ja schon gesagt, die war ein Mädchen; sie war ein liebes und herziges Mädchen, aber sie war ein Mädchen; da konnte denn doch von einer besonderen Liebe und Kameradschaft keine Rede sein. Renatus, der liebe Renatus, war durch vier Jahre der allerbeste Freund meiner Kindheit. O glückliche, glückliche Kindheit!

Weil ich von Kaiserslautern rede, will ich auch sagen, daß wir da mit einer Familie gleiches Namens auf das engste befreundet wurden, mit der des Seminardirektors Zorn, welcher dem Schullehrerseminar vorstand. Und dann war da der alte Dekan Schimper. Der hatte, weil er alt war und viel Arbeit als Dekan, das heißt, als Superintendent über einen Kreis von Pfarreien hatte, einen Vikar, einen Gehilfen, einen großen und magern jungen Mann, namens Georg Schick, auf dessen Schooß ich mal saß in dem Zimmer, das rechts vom Eingang des Pfarrhauses lag und noch liegt. Ich meine das Pfarrhaus des Dekan Schimper. Dieser Vikar Schick ist der wohlbekannte Rektor Dr. Schick am Concordia College zu Fort Wayne, Indiana. Wir hatten überhaupt Verkehr und Bekanntschaft genug.

Aber ich glaube, es ist Zeit, daß ich ein neues Kapitel anfange.

---

13. Mehr aus Hochspeyer.

Wir hatten, wie schon gesagt, einen Hund, einen Pudel, einen Herzenspudel. Der war weiß und wollig wie ein Schaf, daher wir ihn auch Mouton nannten, was das französische Wort für Schaf ist. Wir mußten von Kind auf die französische Sprache lernen, wir Kinder. Man hielt das damals für notwendig zur Bildung. Meine Mama sprach ganz geläufig Französisch, mein Papa gut. Mit uns Kindern wurde viel Französisch gesprochen. Und es war eine Regel, daß, wenn wir etwas extra zum Essen haben wollten zwischen den Mahlzeiten, wir auf Französisch darum bitten mußten. Aber Mouton. Der war nicht nur weiß, sondern auch weise. Er verstand alle möglichen Kunststücke. Wenn mein Papa sagte: „Mouton, mach die Tür zu!" so machte er die Tür zu. Nun, das war leicht. Aber mein Papa sagte auch: „Mouton, mach die Tür auf!" Da ging er dann auf den Hinterbeinen an die geschlossene Türe, drückte mit den Vorderpfoten auf die Klinke und machte auf. Wenn mein Papa sich anzog, um auszugehen, dann war Mouton ganz wild und wollte mit. Wenn mein Papa aber den Chorrock anzog, um in die Kirche zu gehen, dann war Mouton ganz still, legte sich aber oben auf die Säule des Tors vor dem Pfarrhaus und wandte das Gesicht der Kirche zu. Sobald er meinen Papa zurückkommen sah, sprang er herab und ihm jauchzend, wollte sagen: froh bellend entgegen. Mit den Katzen hielt er Frieden, eine ließ er sogar in seiner Wolle schlafen. Er hatte nur Einen Fehler: er ging öfters in die umliegenden Wälder auf die Jagd. Und sein Ende war traurig. In einem Bahnwärterhäuschen saßen der Bahnwärter und seine Frau beim Mittagsmahl. Sie

hatten ein Stück gebratenes Fleisch vor sich. Da trat Mouton ein und nahm das Fleisch fort. Der Bahnwärter lief ihm erbost mit der Axt nach und schlug ihn tot. Mit viel Weinen holten wir seine Leiche und begruben sie in unserem Garten.

Was soll ich jetzt erzählen? Wir waren durch den Krieg arm geworden. Meines Vaters Bibliothek und die vergrabenen und geretteten Silbersachen hatten bis auf weniges verkauft werden müssen. Der Gehalt meines Vaters war klein. Meine Eltern waren auch nicht gewohnt, mit wenig auszukommen. Daher richtete meine Mutter eine Pension, das heißt, eine Erziehungsanstalt für junge Damen ein. Wir hatten immer sechs bis acht solche. Die unterrichtete meine Mutter in allen möglichen Sachen, die zur Ausbildung gehörten. Die treue liebe Doris Sohnemann, unsere Pflegeschwester, die mit uns gekommen war, stand dem großen Haushalt vor.

Hierher gehört ein Ding, das ich nicht recht erklären kann. Der Stadtkommandant von Paris hatte einen Sohn, der Lieutenant in der französischen Armee war. Der war sehr wild, und sein Vater fürchtete, daß er ganz verbummeln möchte. Der Vater bat nun meinen Vater, den bummeligen Sohn auf ein Jahr ins Haus und in die Kur zu nehmen. Dafür war mein Vater allerdings der rechte Mann. Aber wie der hohe Herr, der Stadtkommandant von Paris, von meinem Vater gehört hatte, das weiß ich nicht im geringsten. Also der junge Mensch kam an, in voller Uniform. Er hieß Leon Liver. Mein Vater nahm ihn sehr freundlich auf. Aber gehorchen mußte der junge Herr, das will ich gleich sagen. Für gewöhnlich trug er nicht seine Uniform, sondern im Sommer eine weißleinene Militärbekleidung und im Winter einen Zivilanzug. Mit dem hatte

ich viel Erfahrungen. Er lehrte mich Spatzen schießen im Obstgarten, und Doris machte dann Spatzensuppe, die ganz gut schmeckte. Aber das dauerte nicht lang, denn es war zuviel Arbeit, die Spatzen zu pflücken und auszunehmen. Wir sammelten Raupen vom Kohl, und Leon sprengte ganze Haufen mit Pulver in die Luft. Einmal wurde die Sache aber zu arg. Leon machte ein Stroh- und Reisigfeuer unter einem Baume auf einer Feldterrasse an, hing mich an den Beinen am Baume auf und schleuderte mich kopfabwärts durch das Feuer. Verbrannt wurde ich nicht, weil es so schnell ging. Das wußte Leon und tat es nur zum Spaß. Aber ich fing ein greuliches Geschrei an, und mein Vater kam und gab dem Leon eine gehörige Lektion auf Französisch. Ich erinnere auch den Kommandanten ganz gut. Der besuchte seinen Sohn einmal. Es war ein kleiner grauhaariger Herr.

In die Dorfschule ging ich nicht. Ich erhielt im Lesen, Schreiben und Rechnen Privatunterricht von einem der Dorfschullehrer, und mein Vater unterrichtete mich in Geschichte, Geographie und Latein und Französisch. Auch in Religion. Aber ich muß leider sagen, daß der Religionsunterricht viel zu hoch für ein Kind war. Ich weiß nichts mehr davon. Und schon vor dem zehnten Jahre las ich die lateinischen Klassiker, wie Cornelius Nepos und Cäsar. Das war viel zu früh. Ich weiß jetzt doch nicht mehr als andere Leute. Von Gottes Wort habe ich am meisten Eindruck empfangen durch meine liebe Mama. Das war ganz gewiß eine kindlich fromme Frau, wenn sie auch nicht, wie der Leser schon vernommen hat, die rechte Erkenntnis aller Stücke der christlichen Lehre hatte.

Wir Kinder mußten sehr früh zu Bett gehn. Unser

Abendessen, das aus Milch und Brod bestand, erhielten wir etwa um sechs Uhr, und dann mußten wir in unser Schlafkämmerlein. Ich glaube, daß solche Einrichtung recht gesund ist, aber sie gefiel mir garnicht. „Mama,“ sagte ich eines Abends, „wenn ich aber sieben Jahr alt bin, dann gehe ich doch erst um sieben zu Bett, nicht wahr?“ „Nun ja, wir wollen sehn,“ antwortete die Mama. Ich schöpfte Mut und fuhr fort: „Und wenn ich acht Jahre alt bin, dann gehe ich um acht zu Bett; und wenn ich neun Jahr alt bin, um neun; und wenn ich zehn Jahr alt bin, um zehn; und wenn ich elf Jahr alt bin, um elf; und wenn ich zwölf Jahr alt bin, um zwölf; und wenn ich dreizehn Jahre alt bin, um — ja, Mama, wann dann?“

Eines Abends — es muß eine besondere Festlichkeit gewesen sein — durfte ich mit meinen Schwestern am allgemeinen Abendessen teilnehmen. Das war herrlich! Und es gab so schöne Sachen! Als ich meinen Teller geleert hatte, sagte ich: „Mäh, mäh!“ Das sollte meine fröhliche Bitte um mehr ausdrücken nach Weise der Lämmlein. Aber mein Papa sagte: „Sag bitte!“ Das konnte ich nicht tun. Der Bock stieß mich. Ich konnte es absolut nicht tun. „Sag doch bitte, Karl,“ sprach die Mama. Es ging nicht. „Marsch, ins Bett!“ sagte mein Papa in einem Ton, den ich kannte. Und ich ging sehr traurig und mit dem üblen Bewußtsein, es selber verschuldet zu haben.

Um die Zeit sah ich auch mal, wie mein Papa und meine Mama Abendandacht hielten. Sie standen mitten in der Stube, umfingen sich, mein Vater betete das Vaterunser und schloß mit den Worten: „In JEsu Namen. Amen.“ Dann küßten sie sich. Und dann ging mein Vater noch an's Studieren. Er studierte immer bis sehr spät.

Von Hochspeyer nach Kaiserslautern führte die Landstraße bergauf und bergab durch sehr schöne Tannen- und Buchenwälder. Es war das ein Weg von zwei Stunden. Den konnte man aber etwas abkürzen, indem man auf Waldpfaden über die Berge ging. Gleich bei Hochspeyer war ein sehr langer Tunnel, durch welchen die Bahnzüge nach und von Kaiserslautern zu laufen hatten. Der Waldpfad nach Kaiserslautern führte am jenseitigen Terminus des Tunnels vorbei. Da ruhten mein Papa und ich eines Tages auf unserem Wege nach Kaiserslautern im weichen Grase aus. Es war das etwa 50 Schritt von dem tiefen und ungeschützten Abgrund, wo das Bahngeleise aus dem Tunnel hervortrat. „Bist du müde, Karl?“ fragte mein Papa. „O nein,“ sagte ich, ich kann noch laufen und springen“, und das tat ich denn auch gleich. „Ich kann auch rückwärts laufen“, sagte ich und lief rückwärts sehr schnell auf den Abgrund zu, dem ich so wie so schon ziemlich nah gekommen war. Da sagte mein Papa ganz freundlich — ich sehe sein Gesicht noch —: „Aber kannst du ganz auf einmal stehn bleiben und dann wieder zu mir laufen? Das ist wohl zu schwer für dich.“ „Ah, das kann ich,“ lachte ich, blieb plötzlich stehn und lief wieder auf ihn zu. Da kam er mir entgegen und führte mich an den Platz, wo ich stehn geblieben war. Es war das ganz nahe beim Abgrund, dem ich unbewußt zugelaufen war, weil ich hinten keine Augen hatte.

Einmal ging ich mit Christian Hildebrand, einem großen und guten Jungen, der Schullehrer werden wollte, in den Wald, um Heidelbeeren zu pflücken und Kühe zu hüten. Das war sehr schön. Aber über dem Beerenpflücken hatten wir die Kühe verloren. Christian sagte: „Karl, bleib grade hier. Wenn ich die Kühe gefunden habe, so komme

ich wieder hierher." Damit ging er ab. Aber er kam nicht wieder und kam nicht wieder. Es fing an zu dunkeln. Und ich war allein im Wald und wußte keinen Ausweg. Mir war sehr bange. Da fiel ich endlich auf die Kniee und betete: „Lieber Gott, schicke doch jemand, der mich zu Mama und Papa bringt!" Da kam eine Stimme: „Bischt du's, Parrersch Karl?" Und zu mir trat ein ganz zerlumpter Junge, der an jeder Hand sechs Finger und an jedem Fuß sechs Zehen hatte. Vor dem hatte ich immer viel Angst gehabt. Und er war auch durchaus kein Tugendheld. Aber jetzt war er mir wie ein Engel Gottes. Er war auch sehr freundlich und führte mich heim. Übrigens merkte ich, daß ich ganz nahe am Rande des Waldes gewesen war. Christian sagte später, er habe die Kühe lange nicht finden können.

Noch etwas von diesem Sechsbefingerten. Weißt du, was „Stoppeln" ist, Leser? Stoppeln heißt, wenn arme Leute hinter den Erntern her das auflesen, was liegen geblieben ist, wie das von der Ruth erzählt ist, nur daß da der Ausdruck „Stoppeln" sich nicht findet. Nun machten wir mal auf unserer oberen Feldterrasse Kartoffeln aus. Das war zu einer Zeit, da der Sechsfingerige seine Engelhaftigkeit wieder abgelegt und dafür seine Bengelhaftigkeit wieder angenommen hatte. Der stoppelte auf unserem Kartoffelfelde. Aber er stoppelte so, daß es nicht bloßes Stoppeln war, sondern er kam uns sehr in's Gehege und nahm, was er nicht nehmen sollte. Da sagte ich: „Geh von unserm Feld!" Er nahm seine gestrickte Wollmütze ab, warf sie auf die Erde, stellte sich drauf und sagte: „Ich schteh auf meinem Grund und Bode, und da bleib ich."

Wir können wieder ein anderes Kapitel anfangen.

---

14. Noch mehr aus Hochspeyer.

In Hochspeyer gab es eine Mennonitengemeinde. Mennoniten sind eine Art von Baptisten. Aber sie haben keine ordentlichen Prediger, sondern ihre Prediger werden durch's Loos gewählt und predigen dann, wie der „Geischt" es ihnen gibt. Nun war in dem Gemeindlein ein junges Mädchen gestorben, das sehr bekannt und geachtet gewesen war im Dorf. Und der Prediger kam zu meinem Vater und bat ihn, daß er ihm die Kirche für das Leichenbegängnis überlassen möchte. Die Mennoniten hatten keine ordentliche Kirche in Hochspeyer. Mein Vater sagte zu. Das ganze Dorf ging zur Leiche. Wir auch alle mit einander. Der Prediger hatte einen langen weißen Rock an, der aussah wie ein amerikanischer Staubrock oder „duster". Der Sarg stand vor dem Altar. Der Prediger auf der Kanzel. Ich erinnere noch lebhaft den Text, den er hatte, und etliche Worte aus der Rede. Der Text war Hohelied 2, 1: „Ich bin eine Blume zu Saron, und eine Rose im Tal." Die Worte sind diese: „Das Mädche war wie eine Blume zu Saron und wie eine Rose im Dal, wie es in unserm Texscht heischt. Aber da leit se jetscht. Die Blume ischt gegnickt, und die Rose ischt ganz weiß. Ihr Bursche besonnerscht wischt, wie scheen sie als war. Es ging euch, wie der große Schiller g'sagt hat: Errötet folgt ich ihre Schpure und war von ihrem Gruß beglickt. Aber jetscht! Da schaut emal hie!" Und so gings fort. Das war der „Geischt".

Es gab auch viele Juden in Hochspeyer. Unser Fleisch

kauften wir bei einem Juden. Eines Tages ging ich an einem Judenhause vorüber, sah da einen größeren Judenjungen und rief unartiger Weise: „Jud! Jud!“ Er antwortete prompt: „Chrischt! Chrischt!“ Und dann ging er zu meinem Vater. Ich dachte mit großer Angst, daß er mich verklagen wollte. Aber als er fort war, sagte mein Vater nichts. Also hatte der Judenjunge mich nicht verklagt, denn sonst —. Was er gewollt hatte, das zeigte sich bald. Er nahm an dem Konfirmandenunterricht teil. Und als die Kinder konfirmiert wurden, da kam auch der Jude fein angezogen unter ihnen in's Pfarrhaus, um meinen Vater abzuholen, ging im Zuge mit in die Kirche, saß bei dem Gottesdienst unter ihnen, ward aber natürlich nicht mit konfirmiert, denn er war ja garnicht getauft. Was war das? Und was ist daraus geworden? Das weiß ich nicht.

Wie schon angezeigt, waren auch Katholiken in Hochspeyer. Der Priester und mein Vater kamen öfters zusammen und nannten sich gegenseitig „Herr Kollege“. Im Juni eines Jahres fand der Frohnleichnamstag statt. Da waren an den Straßenecken Buden aufgerichtet mit Altären drin. Und die katholische Gemeinde ging in Prozession durch die Straßen, der Priester unter einem von vier Männern getragenen Baldachin voraus. In der Hand trug der Priester die Monstranz, ein großes rundes, rosenartiges, messingenes Ding, in dessen Mitte die Hostie war, die angebetet werden sollte. Vor jeder Bude wurde Halt gemacht, die Leute fielen auf die Knice und beteten, der Priester erhob die Monstranz und machte irgend etwas, was ein Gottesdienst sein sollte. Als die Prozession an unserem Pfarrgehöfte vorbeikam, da saß ich auf der Mauer unseres Gartens und sah zu. Gerade gegenüber war eine Bude. Also

fiel die Prozession da auf die Kniee und betete. Und ich hörte deutlich und unmißverständlich, wie am Ende der Prozession die Jungen so sangen: „Heilige Maria, Mutter Gottes, bet für uns arme Schotthinkel, daß mir so lange Schwänz krige, wie die annere aach.“ Schotthinkel wurden die Hühner ohne Schwänze genannt. Ich mußte lachen. Da schlug mir ein Mann in der Prozession an die Ohren und den Hut vom Kopf und sagte: „Weescht de nit, Lausbub, daß mer kei Hut aufhabe darf, wann der heilige Leichnam angebetet wird?“ Mein Vater ging am andern Tage zum „Herrn Kollegen“, um sich zu beklagen. Dem tat, so sagte er, das Vorkommnis leid, aber er konnte nichts ausrichten. Bald kam der Bischof. Mein Vater ging zu dem. Da mußte der Mann, der mich geschlagen hatte, Abbitte tun.

Der Gottesacker zu Hochspeyer war gemeinsam für Protestanten und Katholiken. Das heißt, der Teil rechts vom Eingangstor war für die Katholiken und der links für die Protestanten. Eines Tages kamen eine Menge Männer von unserer Gemeinde mit Äxten bewaffnet zum Pfarrhause und erzählten in größter Erregung, die Katholiken hätten in letzter Nacht ein großes Kreuz auf dem Kirchhof aufgerichtet, gerade am Eingang, und seien jetzt da, um das zu beschützen. Und nun baten sie meinen Vater, daß er mitkommen möchte auf den Kirchhof; denn wenn die Katholischen das Kreuz nicht gutwillig wegnehmen wollten und das gleich, so würden sie es in lauter kleine Stücke verhauen und die Katholischen dazu. Mein Vater holte den Herrn Kollegen, den Priester, zog mit dem unter großem Gefolge — ich lief natürlich auch mit — auf den Kirchhof und, ja, das Kreuz stand da, und eine Menschenmenge tobte drum herum.

Das Ende war, daß die Katholischen das Kreuz ausgruben und es mitten auf ihren Teil des Kirchhofs setzten, wogegen die protestantischen Kreuzhasser nichts haben konnten.

In der Neujahrsnacht kamen immer die Schulkinder vor das Pfarrhaus, wenn es zwölf schlug vom Kirchturm, warfen Töpfe an Tür und Wand und riefen: „Herr Parrer und Frau Parrer, mer wünsche Ihne ei glückseliges Neues Jahr", und dann sangen sie: „Ihn'n und Ihre Kinner." Sie brachten auch eine Riesenpretzel. Darauf mußten sie dann mit Backwerk beschenkt werden.

Ich glaube, ich war nervös als Kind. Denn ich hatte immer große Angst, wenn eine Lokomotive in meiner Nähe pfiff, und hielt mir beide Ohren zu. Das Zeichen zur Abfahrt des Zuges gaben die Konduktöre mit einer Trompete. Die Melodie werde ich nie vergessen.

Einmal kam der alte König Ludwig I. durch Hochspeyer. Alle Schulkinder waren am Bahnhof aufgestellt in bayrischen Farben, die Mädchen in weißen Kleidern mit hellblauen Schärpen, die Buben mit blauweißen Schärpen. Auch blauweiße Fahnen hatten wir. An der Spitze des Gemeinderats mit dem Bürgermeister standen mein Vater und der katholische Priester. Etwas abseits von den Schulkindern stand ich mit meinen Schwestern, weil wir nicht Schulkinder waren. Aber blauweiß waren wir auch. Als der Zug hielt, trat der alte König an's Fenster, und mein Vater hielt eine Ansprache, in welcher er den König besonders wegen seiner Freundlichkeit gegen die Schleswig-Holsteiner belobte. Er sagte auch, daß er ein Lied kenne, welches sein Herz mehr ergriffen habe, als irgend ein anderes. Und dann las er ein Lied auf Schleswig-Holstein vor, welches

der König selbst gemacht hatte. Darauf sagte der König: „Ah, Herr Pfarrer, da sind Sie also ein Schleswig-Holsteiner!" Und er gab meinem Vater die Hand und fragte: „Haben Sie auch Kinder?" Mein Vater zeigte auf uns. Und ich wenigstens errötete, als der König uns freundlich anschaute, sodaß ich also meine jetzigen Landesfarben trug: Rot, weiß und blau. Der arme Priester kam nicht recht zu Wort, denn als er eben eine wohl studierte Rede anfangen wollte, da trompetete der Konduktör und da pfiff, zu meinem Entsetzen, die Lokomotive, die Kinder stimmten ein Lied an, und der Zug dampfte ab.

Das Spielen in unserem Gehöfte ging prachtvoll. Dazu standen mir eine Menge Buben zur Verfügung. Oft teilten wir uns in zwei feindliche Heerschaaren, deren eine eine Festung (unsern Schuppen) besetzt hielt, die andere sie angriff. Waffen waren lange unten zugespitzte Bohnenstangen und Flitzbogen. So eine Bohnenstangenspitze ging mir aber mal in die Ecke meines rechten Auges, und ich hatte sehr lange Not davon. Ein besonderes Vergnügen war, auf den Dächern zu reiten. Auch versuchten wir, wer am höchsten, oder eigentlich am tiefsten springen könnte, und sprangen von der Mauer der ersten Terrasse herab, die recht hoch war. Aber unten war weiche Erde. Und da sprang ich mal gerade auf eine große Kröte. Schrecklich!

Es war Sommer. Mein Vater stand an seinem offenen Studierstubenfenster. Ich spielte unter den Lindenbäumen vor dem Hause. Da kam ein hübscher junger Herr mit einer goldenen Brille auf und einem reinen geblümten Hemd an, den Rock über dem Arm, trat durch's Tor und an's Fenster und sagte lächelnd zu meinem Vater: „Herr Pfarrer, ein fahrender Student bittet um eine Wegzeh-

rung." Da hättet ihr meinen Vater sehen sollen! „Herein, herein!" rief er, „Sie sollen mehr Zehrung haben, als Sie verzehren können." Und der Student wurde auf das beste aufgenommen und bewirtet und beherbergt und am andern Tage mit einem Geldgeschenk entlassen.

Wenn auf dem Lande Feuer ausbricht, so macht das viel Aufregung. Eines Sonntags, als mein Vater gerade predigte, ging die Feuerglocke. Mein Vater hörte es aber nicht, denn er predigte sehr lebendig. Da sagte ein alter Presbyter: „Herr Pfarrer, es brennt." Und mein Vater sagte: „Dann wollen wir schließen. Empfangt den Segen des HErrn." Der sogenannte Alsenborner Wald, wo man noch römische Schanzen zeigte und alte Waffen fand, der brannte, und mit viel Mühe wurde dem Feuer Ziel gesetzt. Ein anderes Mal, als wir Kinder im Garten waren, sahen wir dicke Rauchwolken aufsteigen an der Straße, und das ganz nahe. Bald erscholl der Ruf: „Feuer! Feuer!" Eine Scheune, die voll Getreide war, brannte. Mein Vater eilte hin und half eine Spritzenmannschaft organisieren, die die Feuer- oder eigentlich Wassereimer von Hand zu Hand gehn ließ, um die kleine Feuerspritze zu füttern. Aber es half nicht. Die Scheune kam herunter. Es war das für uns Kinder ein zauberhafter Anblick. Als man sah, daß alles verloren war, da empfand mein Vater Lust nach einer Zigarre. Er war ein starker Raucher. Er nahm also eine Zigarre aus der Tasche und zündete sie an einem hängenden brennenden Balken an. Da rissen ihn Männer zurück und riefen: „Herr Pfarrer, was mache Sie?" Und der Balken stürzte herab.

Als Kuriosität will ich bemerken, daß meine Mutter meinen Vater immer bei seinem Familiennamen, also Zorn

nannte. Mein Vater aber nannte meine Mutter, die ja Lina hieß, Linse.

In Hochspeyer wurden meine beiden jüngsten Schwestern, Matilde und Emma, geboren.

Das sei nun genug von Hochspeyer.

---

15. Odernheim.

Anno 1856, als ich zehn Jahre alt war, nachdem wir etwa vier Jahre in Hochspeyer zugebracht hatten, erhielt mein Vater vom königlichen Konsistorium der Bayrischen Pfalz die Aufforderung, die Pfarrstelle zu Odernheim am Glan zu übernehmen. Diese Stelle wurde nicht, wie üblich, als vakant ausgeschrieben im Amtsblatt, es wurde keine Aufforderung erlassen, Bewerbungen um dieselbe einzusenden, sondern gegen alle Regel und Ordnung wurde mein Vater aufgefordert, sie anzutreten.

Wie das zusammenhing? Der bisherige Pfarrer von Odernheim hatte da ganz schauderhafte Zustände geschaffen. Seine Frau war katholisch. Das Pfarrhaus war ein Sammelplatz für die katholischen Priester der Nachbarschaft geworden, mit denen der Pfarrer zechte, kartete und kegelte. Und noch bei weitem schlimmere Dinge wurden ihm nachgesagt. Das bezeugten Verse und andere Inschriften am Haus, die wir noch vorfanden. Die Leute wollten seine Predigten oder eigentlich sein Gewäsch nicht länger hören, ihre Kinder nicht mehr in den Konfirmandenunterricht senden. Die Kirche stand leer, alles war in Unordnung, das Volk verkam. Stürmisch wurde des Pfarrers Versetzung oder Absetzung verlangt. Das Konsistorium versetzte den Pfarrer auf eine Strafstelle. Wer war da aber am meisten gestraft? der Pfarrer oder die Gemeinde, zu der er kam? Wer sollte nun nach Odernheim und da bessern? Schrieb man die Stelle aus und nahm Meldungen entgegen, so mußte man sie einem älteren Herrn geben, der Anspruch auf Be-

förderung und also auf diese fette Pfründe hatte. Odernheim war nämlich ein sehr begehrenswerter Posten. Aber es war ein energischer Mann nötig für Odernheim, der durchzugreifen und doch weislich mit dem Volk umzugehn verstand. Konnte man einen solchen durch Ausschreiben der Stelle erlangen? Kaum. Aber mein Vater hatte sich als



Odernheim a. Glan.

solchen erwiesen. Darum setzte sich das Konsistorium mit Zustimmung des Kultusministers in diesem Falle über alle geltende Ordnung weg und ersuchte meinen Vater, nach Odernheim zu gehen.

Odernheim liegt im allernördlichsten Teil der Bayrischen Pfalz hart an der hessischen und preußischen Grenze. Nur eine Viertelstunde Wegs führte an die damalig hessen-homburgische, wie auch an die preußische Grenze. Odernheim liegt am Flusse Glan, der bei dem eine Viertelstunde

Wegs entfernten Staudernheim in die Nahe fließt, und diese vereint sich bei dem sechs Stunden Wegs entfernten Bingen mit dem Rhein. Ganz herrlich liegt Odernheim zwischen weinbepflanzten Bergen. Ich nenne nur den Homberg, der sich fast aus der Mitte des Fleckens steil erhebt. Und den Dissibodenberg oder Klosterberg, auf welchem die Ruinen des von dem Mönch Dissibod, dem ersten christlichen Predi-



Ansicht von Schloß Dhaun.

ger der Gegend, errichteten großen Klosters sich befinden und herrlicher Wein wächst. Und welche Ausflüge kann man von Odernheim aus in das berühmte Nahetal machen nach Schloß Dhaun und Oberstein und an viele andere Plätze! O, o! Es ist kein Ende der Herrlichkeiten.

Der Flecken Odernheim hatte anno 1852 etwa 1800 Einwohner, die meines Wissens fast alle protestantisch waren. Doch waren auch etliche Juden da.

Am nördlichen Ende des Fleckens lag und liegt das Pfarrhaus an der Haupt- und Landstraße. Das ist ein gro-

ßer fester Steinbau mit allersolidestem Dache, das mit Schiefer gedeckt ist. Es soll in früheren Jahrhunderten die Wohnung des Vogts gewesen sein, des Oberhaupts des befestigten Fleckens. Trümmer der früheren Stadt- oder Festungsmauer schließen jetzt noch das Pfarrgehöfte nördlich von dem Nachbaranwesen ab. Und seit Jahrhunderten sind keine bedeutenden Reparaturen an dem Hause gemacht.



Oberstein

Kennt man so etwas in Amerika? Ich erinnere, daß oben im Hause vier große und zwei kleinere Stuben sind, unten ist's entsprechend. O, und der gewaltige Boden (garret) mit seinem Schornstein, der da in eine Rauchkammer ausgebaut ist, in die man durch eine eiserne Türe eintreten kann! Und das Balkenwerk! Wollten die Leute damals für die Ewigkeit bauen? An der südlichen Seite des Pfarrhauses führt ein Tor in den gepflasterten, vor Jahrhunderten gepflasterten und in der Mitte mit einem weißen Sterne verzierten Hof. Gerade am Tor ist die ausgemauerte Dün-

gerstätte mit einem extra tiefen Loch für die Mistjauche. Werfe niemand die Nase auf! Das ist der Stolz eines Landbewohners. Und hinten im Hof, die ganze Breite desselben, auch die des Tors mit einnehmend, ist das riesige Wirtschaftsgebäude, in welchem sich Hühner-, Kuh-, Pferdeställe und Holzschuppen befinden. Links ist der Hof durch eine hohe Mauer von der Seitenstraße abgeschlossen, rechts durch die alte Stadtmauer. An dieser steht ein großer Schweinestall. Und seitweise am Pfarrhause eine Art Waschküche. Auf der Stadtmauer konnte man herumlaufen, so breit war sie. Ist's noch so?

Durch den Holzschuppen gelangt man in den Pfarrgarten, der dem Hofe entsprechend links und rechts von Mauern abgeschlossen ist, links von einer sehr hohen, rechts von den Trümmern der Stadtmauer. Aber jetzt weiß ich kaum, was ich sagen soll. Der große Garten war — war, sage ich, denn ich weiß nicht, wie er jetzt ist — wie ein Paradies. Es war alles drin. Spaliertrauben an der Wand des Wirtschaftsgebäudes; längs der linken Mauer Haselnußstauden; dann Apfel-, Birnen-, Pflaumen-, Zwetschen-, Oliven-, Kirschen-, Wallnußbäume; Himbeeren-, Johannisbeeren-, Stachelbeerenbüsche; Erdbeeren- und Spargelbeete; Gemüsebeete; Blumenbeete aller Art und Gestalt mit Buchsbaumumfassung; Fliederbüsche, Nägelchenbäume; ein großer Rasenplatz zur Bleiche und mit Turngeräten; Lauben hier, Lauben da; gerade und krumme Kieswege. O, ich kann nicht mehr! O Odernheim, Odernheim, wie schön warst du! Als ich als älterer Mann einmal zum kurzen Besuch wieder hinkam, da hätte ich die Erde küssen mögen.

Links vom Garten, an einer Seitenstraße, ist die alte Kirche. Auch die Schule. Über der linken Mauer des Gar-

tens, sodaß die Mauer als Seitenwand benutzt ist, erhebt sich ein altes Haus, das zu meiner Zeit von sehr schmutzigen Juden bewohnt wurde, die viel Dreck in den Garten warfen. Der wäre nun nicht zum Küssen gewesen.

Ein altes Rathaus erhebt sich an der Hauptstraße. Diese läuft durch ein altes Stadttor weiter. Da, im Torbau, wohnte der Polizeidiener. Nebenstraßen laufen ab. Eine Parallelstraße am Homberg hin. Genug der Beschreibung. Sie wird langweilig für Leser, die an Odernheim kein Interesse haben, nicht wahr?

Jetzt will ich von unserer Reise von Hochspeyer nach Odernheim und unserer Ankunft da erzählen.

Unsere Sachen wurden auf Leiterwagen gepackt, deren jeder mit vier Pferden bespannt war. Wir selbst, Vater, Mutter, fünf Kinder, unsere Doris, ein halbes Dutzend Pensionärinnen, fuhren in einem gleichfalls vierspännigen Omnibus mit Postillionen auf den Sattelpferden. Das war eine große Herrlichkeit für uns Kinder. Im Morgengrauen fuhren wir von Hochspeyer ab. Unterwegs war viel zu sehn. Die Pfalz ist schön. Es gab öfters frische Pferde. Auch Essen und Trinken. Abends kamen wir in Odernheim an und stiegen in dem schräg dem Pfarrhause gegenüberliegenden Gasthause des Abraham Knobloch ab. Oder eigentlich stiegen wir v o r dem Gasthause ab und kehrten i n demselben ein.

Meine Mutter ging mit ihrem weiblichen Gefolge gleich nach dem Abendessen nach oben in die für sie hergerichteten Zimmer. Mein Vater jedoch ging mit mir in die Gaststube, wo sich viele Männer versammelt hatten. Die sahen, wie ich erinnere, den neuen Pfarrer kühl und mit mißtrauischen Blicken an. Aber mein Vater tat, als ob er das

nicht merkte, und war vollkommen gemütlich und jovial. Weiter ist übrigens von unserer Ankunft in Odernheim nichts in meiner Erinnerung hängen geblieben. Nur weiß ich noch, wie ich am nächsten Morgen aufwachte und mich neben meinem Vater im Bett fand, in einem kleinen Kabinett, in mir völlig fremder Umgebung.

Ich will hier gleich sagen, daß mein Vater sich bald die Liebe und das Zutrauen der Odernheimer erwarb.

---

16. Meine Erziehung und Unterricht.

Jetzt will ich in Bausch und Bogen von meiner Erziehung und dem Unterricht erzählen, der mir zuteil wurde bis zu meiner Konfirmation.

In die Schule wurden wir Kinder nicht gesandt. Ich denke, meine Eltern hielten das nicht für vornehm genug. Darüber kann man denken, was man will; ich kann nur sagen, daß es so war. Meine Schwestern wurden von der Mutter, und mit den Pensionärinnen zusammen, unterrichtet. Mit mir war es anders. Lesen und Schreiben war mir nun geläufig, darin erhielt ich keinen fürderen Unterricht. Die Fehler im Rechtschreiben, die ohne Zweifel noch unterliefen, wurden gelegentlich des sonstigen Unterrichts ausgemerzt. Den erhielt ich im Lateinischen und in Weltgeschichte und in Religion von meinem Papa. Für höheres Rechnen und Geometrie und Griechisch und Französisch mußte ich dreimal die Woche in die eine Stunde Wegs entfernte preußische Stadt Sobernheim gehn. Da lernte ich Mathematik und Geometrie bei Herrn Petri, dem Direktor der dortigen Lateinschule, und Griechisch und Französisch bei dem an derselben Schule angestellten Oberlehrer Güntzer. Von dem jungen Lehrer Frick, der an der Odernheimer Schule angestellt war, erhielt ich Pianostunden. Deutschen Sprachunterricht erhielt ich garnicht. Die deutsche Sprache lernte ich von selbst. Aber die Klassiker mußte ich lesen.

Ehe ich fünfzehn Jahre alt war, hatte ich es im Lateinischen ziemlich weit gebracht. Cicero und Virgil, diese römischen Klassiker, konnte ich mit einiger Leichtigkeit lesen.

Auch einen anständigen lateinischen Aufsatz konnte ich schreiben. Weltgeschichte und die dazu gehörige Geographie hatte ich zwar recht gern; aber der Unterricht bestand mehr im Erzählen und Zeigen auf dem Atlas, als im Einprägen, sodaß ich nicht sagen kann, daß ich eine gründliche Kenntnis davon erlangte. Und was die Religionsstunden anlangt, so bestanden die darin, daß ich laut in der Bibel lesen mußte und dann allzu hohe und etwas philosophische Vorträge anhörte. Zum Beispiel lasen wir da des Heiden Cicero Buch über die Natur der Götter. Es ist davon nichts sitzen geblieben. Mit großer Vorliebe trieb ich Mathematik und Geometrie unter Direktor Petris Leitung. Und ebenso freute ich mich auf jede griechische und französische Stunde bei Oberlehrer Güntzer. Da brachte ich es bis zum Lesen des griechischen Dichters Homer. Und das Französische ging natürlich wie geschmiert. Traurig aber endete mein Pianounterricht bei Lehrer Frick. Als ich dreizehn Jahre alt war, hatte ich das mir verhaßte Spielen bis zu dem des Kalifen von Bagdad (das ist ein berühmtes Stück) gebracht. Aber ich spielte es immer nicht gut genug für den Lehrer. Und er ließ mich dieselbe Dudelei immer und immer wieder über machen. Das konnte ich zuletzt nicht mehr aushalten und fing an „Ei, du lieber Augustin“ zu spielen. Da gab er mir eine tüchtige Ohrfeige. Da trat mein Vater in die Stube und sah das. „Herr Frick, das Prügeln will ich selbst besorgen“, sagte er. Herr Frick ging beleidigt ab. „Komm mal her, dummer Junge“, sagte der Papa. Der dumme Junge kam. Das war ich. „Willst du nicht Klavierspielen lernen?“ „Nein, Papa.“ „Das wirst du später mal bereuen. Nun sage: willst du nicht?“ „Nein, Papa.“ „Gut, so laß es sein.“ Das war das Letzte von der Musik. Und

ich meine, man soll Kinder nicht zum Klavierspielen zwingen, wenn sie es nicht gerne tun. Es wird doch nichts daraus.

Übrigens kann ich wohl sagen, daß ich zu der Zeit ein artiger und fleißiger Bub war, trotz des „Ei, du lieber Augustin". Mein Pult stand in meines Vaters Studierstube, und er mußte mich eher davon weg als zu ihm hin jagen. Mein Pult war, nebenbei gesagt, ein Stehpult, das heißt, ein Pult, vor dem ich stand. Sitzen ließ mein Vater mich nicht. Nur wenn ich sehr müde war von dem Sobernheimer Weg, durfte ich auf einem „Bock" sitzen. So machte er es auch selbst. Als ich mit meiner Odernheim-Sobernheimer Lehr- und Lernzeit durch, item, als ich fünfzehn Jahre alt war und nun das Gymnasium beziehen sollte, da erhielt ich von meinen Sobernheimer Lehrern ganz aus der Maßen gute Zeugnisse über Betragen, Fleiß und Leistungen. Und als mein Vater die sah, da konnte er nicht umhin, mir ein ähnliches mitzugeben. Dies sage ich nicht aus Eitelkeit, wirklich nicht, sondern nur um ein Gegengewicht gegen spätere Zeugnisse zu haben, die sehr anders waren.

Als ich dreizehn Jahre alt war, durfte ich zu meiner Freude mit in die Konfirmandenstunde gehn. Aber mein Vater sagte gleich, ich würde wohl noch nicht konfirmiert. Wir wurden im Heidelberger Katechismus, dem Katechismus der reformierten Kirche, unterrichtet. Und der Unterricht war gewaltig streng. Wir mußten sehr viele Sprüche und Lieder lernen. Die Lieder lernten wir aus einem kleinen Büchlein mit grauem Umschlag, das den Titel trug: 150 geistliche Lieder. Das Gesangbuch der Pfalz war nämlich greulich schlecht. Und so führte mein Vater dies Liederbüchlein in dem Konfirmandenunterricht ein. Hierin waren gute und unverfälschte Lieder. Die Bibelsprüche mußten

wir in ein Buch aus der Bibel abschreiben und dann auswendiglernen. Und ich tat das gewöhnlich mit etlichen Jungen zusammen. Fleißig waren wir ziemlich alle, denn mein Vater ließ nicht mit sich spaßen. Als der Palmsonntag herannahte, sagte mein Vater: „Du kannst noch ein Jahr warten.“ Das kostete Tränen. Denn ich wäre gern mit meinen Freunden konfirmiert. Das nächste Jahr ging ich also wieder in die Konfirmandenstunde. Als der Palmsonntag herannahte, sagte mein Vater: „Du kannst noch ein Jahr warten.“ Das kostete eine Flut von Tränen. Aber es half nicht. Ich hatte noch ein Jahr zu warten. Endlich, als ich fünfzehn Jahre alt war, wurde ich konfirmiert. Da saß ich natürlich als der Älteste obenan. Bei der Prüfung konnte ich ebenso natürlich gut antworten. Auch weiß ich, daß ich das Lied aufsagte: „Ich habe nun den Grund gefunden.“ Also am Palmsonntag des Jahres 1861 wurde ich konfirmiert in der reformiert-unierten Kirche zu Odernheim. Auf meinem Konfirmationsschein steht der Spruch: „Lasset euch nicht mit mancherlei und fremden Lehren umtreiben, denn es ist ein köstliches Ding, daß das Herz fest werde, welches geschieht durch Gnade.“ Hebr. 13, 9. Drunter steht der Vers: „Ich habe nun den Grund gefunden u. s. w.“ Meine Mutter schenkte mir zu meinem, dem Tage kurz vorausgehenden Geburtstage ein schönes Album, das nun seit 50 Jahren ganz neu und sauber aufgehoben ist. Und auf das erste Blatt schrieb sie dies:

„So weit half der HErr, unser Gott, mein teurer, teurer Karl. —
Er helfe gnädig weiter, weiter: hindurch, hinaus, hinauf!

Was kann wohl anders die Einweihung dieses Bu-

ches sein, welches ich Dir, mein teurer Sohn, am 15ten Geburtstage überreiche, als ein flehentlicher Seufzer des tief bewegten Mutterherzens?! Ich blicke in das für Dich so wichtige Jahr — da falten sich Herz und Hände und die Seele seufzt: „O HErr JEsu, mögest Du viel und oft die Stimme unseres Kindes hören!!" Denn dann bist Du geborgen, aber **nur** dann. Außerhalb Christo suchst Du Leben, wo nur Tod ist; es gibt keinen wahren Frieden außer Ihm! Alle, die diesen Frieden gefunden haben, sagen ohne Vorbehalt: Glückseligkeit haben sie nirgends erreicht, ehe sie sich Ihm ergaben. Freut Dich etwas Gutes — empfiehl es Christo, Er wird es Dir bewahren; drückt Dich etwas Schlimmes — klage es Christo, Er wird es zum Besten wenden. Wie Dir auch um's Herz sei, lasse **nichts** Dich von Christo scheiden, von dem Geliebten!

Der HErr helfe Dir selber zum Flehen in Seinem Namen,
Dann tönt gleich in Deiner Seel des Vaters „Amen!"
Deine Mutter."

Ich habe dies hergesetzt, damit der geneigte Leser einen kleinen Blick in das Herz meiner lieben Mutter tun kann. Diese hielt auch, da wir im Hause keine gemeinschaftliche Andachten hatten, kleine Abendandachten mit uns Kindern.

Zu Ostern ging ich zum ersten Male zum Abendmahl. Die ganze erwachsene protestantische Bevölkerung des Flekkens ging jedesmal zum Abendmahl, wenn es ausgeteilt wurde, was dreimal im Jahr geschah. Nur ganz wenige erklärte Atheisten blieben zurück. Anmeldung gab es nicht. Der Altar stand frei in der Kirche, nicht an der Wand. Hinter dem Altar ständ der Pfarrer. Auf dem Altar stand

Wein und große Haufen von geschnittenem Brod. Jedem Herzutretenden brach der Pfarrer ein Stück Brod ab und reichte es ihm mit den Worten: „Christus spricht: Das ist mein Leib.“ Dann gab er ihm den Kelch in die Hand und sagte: „Christus spricht: Das ist mein Blut.“ Dabei konnte dann jeder über das Abendmahl denken, was er wollte. Beichte gab es nicht. Und in der Kirche behielten die Männer die Hüte auf, nur beim Gebet und auch beim Abendmahl nahmen sie sie ab.

Die In-Bausch-und-Bogen-Beschreibung meiner Erziehung wird am besten abgeschlossen damit, daß ich das Folgende sage. Ich erhielt einen sorgfältigen Unterricht. Weil der aber immer ein Privatunterricht war und ich bis zu meinem fünfzehnten Lebensjahr nie in eine öffentliche Schule kam, so hatte der Unterricht manche Einseitigkeiten. In manchen Fächern wußte ich mehr als nötig war, in anderen zu wenig. Auch wäre es besser für mich gewesen, wenn ich in der Kindheit und Knabenzeit an andern Jungen — wie soll ich sagen? — abgerieben worden wäre. Ich war nicht gerade, was man ein Muttersöhnchen nennt. Nein. Aber ich hatte nicht gelernt, mich in andere Buben zu schicken. Es fehlte mir eine gewisse knabenhafte Weltgewandtheit und Selbständigkeit. Ich fühlte mich immer etwas beklommen und scheu und feig unter andern Buben. Und ferner: obwohl ich ein fleißiger und braver Bub war, so war ich doch nicht fromm im rechten Sinne des Wortes. Ich hatte keinen einfachen und einfältigen und herzlichen Eindruck von der christlichen Religion empfangen. Und endlich: Feiner Anstand und reiner keuscher Sinn herrschte so durchaus in unserem Hause, daß mir das tief in Fleisch und Blut überging. Das muß ich sagen.

17. Allerlei aus Odernheim.

In Odernheim gab es gewisse angesehene Familien, mit welchen wir viel Umgang hatten. Da nenne ich in erster Linie die des alten Müllers Hach. Herr Hach besaß die Obermühle und die Niedermühle. Gleich bei dem Pfarrhause floß der Glan. Über den führte eine Brücke. Rechts von der Brücke, auf deren anderer Seite, gings zur Obermühle, wo der alte Herr mit seiner Familie gar stattlich wohnte. Da genoß ich viel, sehr viel Freundlichkeit. Nur konnte ich nie eine Scheu vor den verschiedenen Hunden da überwinden, die mir jedesmal laut bellend entgegensprangen, obwohl sie mich nie bissen. Aber seit ich einmal in Hochspeyer von einer roten Bestie in's Bein gebissen war, hatte ich immer Respekt vor solchen Kreaturen. Die Niedermühle lag am diesseitigen Fuß des Dissibodenberges. Die war mehrstöckig. Ein vom Glan abgeleiteter Kanal führte Wasser auf ihr Räderwerk. Aber bald wurde sie in eine Dampfmühle verwandelt, deren Mechanismus ich oft mit Staunen betrachtete. Da sah ich auch zum ersten Mal in meinem Leben einen Fahrstuhl, einen Elevator, und fuhr öfters auf demselben auf und ab. Einmal aber passierte was. Des Müllers Sohn Heinrich, ein junger Mann, und ich fuhren mit Mehlsäcken herab und — der Ledergurt, der oben über ein Rad ging, riß, und sausend fuhr der Fahrstuhl nieder. Heinrich rief mir zu: „Hock dich!" Das tat er selbst. Ich auch. Als wir unten ankamen, wurden wir beide auf Mehlsäcke geschleudert und waren unverletzt. Der

alte Hach ging übrigens nie in die Kirche und war ein ausgesprochener Ungläubiger. Aber meinen Vater mochte er gern leiden, obwohl dieser Christum bekannte, und gegen mich war er sehr freundlich. — Dann denke ich an die Familie Schmidt. Da waren die alten Schmidts und die jungen Schmidts. Die Kinder der letzteren waren meine Spielkameraden. Mit Freuden denke ich an die Söhne Karl und Fritz und an die Tochter Katche. Das Bürgermeisteramt scheint in der Familie erblich zu sein. Der alte Schmidt war Bürgermeister, der junge Schmidt war Bürgermeister, und jetzt ist mein Freund Karl Bürgermeister. Doch zwischendrin kam das Bürgermeisteramt auch mal auf andere Männer. So erinnere ich, daß zu meiner Zeit ein gewisser Grimm, ein sehr würdevoller Mann, der nebenher oder besser eigentlich ein sogenannter Kühbauer war, weil er Kühe zum Fahren und zum Ackern gebrauchte. Aber das Amt kam immer wieder an die Schmidts, die einen allgemeinen Kaufladen hatten. — Uns schräg gegenüber wohnte Doktor Nagel mit Frau und Sohn. Der Sohn war etwas jünger als ich. Zu dem Dr. Nagel brachte die ganze Umgegend solche, die Glieder zerbrochen hatten. Er verstand es famos, diese wieder in Ordnung zu bringen. Oft, besonders am Sonntag Morgen, standen Wagen mit in Betten gelegten Verunglückten vor seiner Türe. Den Sohn errettete ich mal aus der Kirche. Da war er im „Juchhe“ — so hieß ein Platz ganz oben auf der Empore — während der Predigt eingeschlafen, hatte nicht gemerkt, wie der Gottesdienst geschlossen wurde, und war eingeschlossen worden. Von unserem Garten aus hörte ich sein Geheul und schloß ihm die Kirchentüre auf. — Dann war da eine Familie Großart, die ziemlich entfernt von uns wohnte, die wir aber oft besuchten. — Und

endlich der junge Gastwirt Knobloch. Bei dem habe ich manchen sauren Fisch gegessen.

Pfarrer gab's natürlich in Hülle und Fülle in der bayrischen, hessischen und preußischen Nachbarschaft. Und wir hatten mit ihnen mehr oder weniger Umgang. Sie hatten einen sehr verschiedenen Charakter. Manche wollten Christen sein, manche nicht. Ein paar von ihnen führten einen höchst ärgerlichen Lebenswandel. Warum sollte ich Namen nennen? Ich will's nicht tun. Nur den Sobernheimer Pfarrer will ich erwähnen. Das war der berühmte Volksschriftsteller und Spinnstubenschreiber W. O. von Horn. Er hieß eigentlich Wilhelm Örtel und war von Horn. Der schenkte mir jedes Jahr die von ihm verfaßte „Spinnstube". Auch mit Ärzten verkehrten wir. Einer hieß der Neunbubenmann, weil er neun Söhne hatte.

Unsere Beine mußten wir Kinder ordentlich strecken. Ein Weg von zwei Stunden in die hessische Stadt Meisenheim wurde für nichts geachtet. Entsprechend weniger der anderthalbstündige Weg in die bayrische Stadt Obermoschel. Dieser führte durch einen sehr schönen Wald, bergauf und bergab, bis man endlich die Stadt romantisch zwischen Bergen vor sich liegen sah. Meine Schwester Elisabeth und ich gingen eines Morgens durch diesen Wald, und der Kuckuk rief. Als aber ein solcher Vogel wild wurde und Kuckukkuckukkeruckuck rief, da wurde mein Schwesterlein ängstlich, und ich großer Junge — fand das auch merkwürdig. Ein herrlicher Weg führte hoch am Homberg an tiefem Abgrund vorbei nach Duchroth, einem Bergdorfe.

Auf meinem regelmäßigen Wege nach Sobernheim mit dem Bücherranzen auf dem Rücken war ich immer in dreier Herren Ländern. Aus dem Bayrischen kam ich nach einer

Viertelstunde in das hessen-homburgische Dorf Staudernheim, und nach Passierung der Nahebrücke in's Preußische. Als ich eines Tages so dahin wanderte und zwischen Staudernheim und Sobernheim war, passierte mir ein Unglück. Es hatte geregnet. Mein Regenschirm war naß. Meine Hände waren kalt. Ich hätte sie gerne in die Hosentaschen gesteckt. Aber ich mußte den Schirm tragen. Da kam eine Kutsche daher. Hinten an der Kutsche war ein Brett für Koffer, aber dies Brett war mit Stacheln versehen, damit sich Jungen nicht darauf setzten. Die Kutsche fuhr langsam. Ich legte meinen Schirm zwischen die Stacheln, steckte die Hände in die Taschen und ging hinterher. Plötzlich schlug der Kutscher auf die Pferde. Die zogen an. Ich wollte schnell den Schirm nehmen. Da blieb ich mit meinem Ärmel an einer Stachel hängen und wurde umgeworfen und mitgeschleift. Der Ärmel riß nicht so bald, denn die Jacke war neu. Es war eine grüne Jacke mit schwarzen Bändern kunstvoll benäht. Ich schrie. Man hörte mich nicht. Der Weg, über den ich geschleift wurde, war eine Chaussee von gehackten Granitsteinen. Endlich riß der Ärmel, und ich blieb liegen. Ich war voll Blut und Schmutz. Ich humpelte nach Sobernheim zu einem Buchbinder, bei dem ich oft einkehrte. Der legte mir ein großes Leimpflaster auf mein zerrissenes rechtes Knie und schickte mich in einem Wagen heim. Die Wagenfahrt freute mich. Nicht aber freute es mich, als Dr. Nagel kam und mit einer Scheere nicht nur das Pflaster, sondern auch Haut- und Fleischfetzen abschnitt. Dabei schimpfte er über den Buchbinder. Dreizehn lange Wochen mußte ich liegen, sechs im Bett und sieben auf Sopha und Stühlen. Oft wurde die Wunde mit Höllenstein geätzt. Der ganze schöne Sommer war mir verloren. Die Narbe

habe ich heute noch, die mich an diese Sache erinnert. Ich war damals dreizehn Jahre alt. Was ist die Moral von der Geschichte? Ich denke, daß man Jungen keine neuen Jacken geben soll. Was soll sonst die Moral sein? Unrechtes hatte ich ja nicht getan.

Da ich eben von einer Jacke erzählt habe, so will ich jetzt von Hosen erzählen. Mein Vater kaufte einen Ballen Tuch (broadcloth). Davon ließ er durch den „schönen Schneider" — so nannte man den Künstler wegen seiner Schönheit — sich einen Anzug machen und mir zwei Hosen. Und sprach also: „Karl, hier hast du zwei neue schöne Hosen. Sie sind ganz gleich. Aber die eine soll deine Sonntagshose sein, die andere deine tägliche. Nun nimm sie gut in Acht." Mit Stolz trug ich die schönste tägliche Hose im Flecken. Doch das Unglück reitet schnell. Eines Sonntag Nachmittags ging ich mit ein paar andern Buben auf den Dissibodenberg und hatte meine Sonntagshose an. Einer der Buben hieß Jakob Nagel. Das war aber nicht der Sohn des Doktors. Nun dieser Jakob war etwas kleiner als ich, wenn auch nicht jünger. Deshalb sagte ich ganz mutvoll zu ihm: „Jakob, wolle mer uns mit einanner packe?" Packen hieß soviel wie Ringen. „Ja", sagte Jakob. Und nach etwa einer Minute warf er mich so auf den Boden, und zwar auf einen Stein, daß ein großes Loch in meinem rechten Hosenbein war. Als ich so belöchert heim kam, sah mein Vater sich die Sache schweigend an. Dann sprach er also: „Jetzt nimmst du deine tägliche Hose zur Sonntagshose und diese zur täglichen." Das fand ich vernünftig. Aber er fuhr also fort: „Und von dieser Hose werden beide Beine an dem Knie abgeschnitten und statt des Zeuges Leder dran gesetzt." Ich hielt das für Spaß. Aber es war Ernst. Das Leder

wurde dran gesetzt. Und lange, lange mußte ich zum Spott der Buben mit den Lederhosenbeinen herumgehn. Ja, lange. Denn das Zeug war so gut, daß die Hose absolut nicht kaput gehn wollte, obwohl ich mir alle erdenkliche Mühe gab, dies ersehnte Ziel zu erreichen.

Eines Tages, im Sommer, hatte ich einen ganz neuen Turnanzug an. Der war von ungebleichtem Leinenzeuge gemacht, und die Jacke war, ähnlich wie jene grüne, mit weißen Bändern oder Litzen benäht. „Nun nimm dich ein bischen in Acht, Karl, daß der Anzug nicht so schnell schmutzig wird“, sagte diesmal meine liebe Mutter. Ich zog ab und besuchte einen Freund, bei dessen Hause ein Garten war. Und in dem Garten war ein Maulbeerbaum. Und die Maulbeeren waren reif und sehr verlockend. Weil sie aber zu hoch hingen, als daß wir sie hätten abpflücken können, und weil wir sie nicht wie Äpfel und Nüsse mit Steinen oder Holzstücken herabwerfen konnten, so mußten wir auf den Baum steigen. Das taten wir denn auch und aßen uns sehr voll und satt an den süßen Früchten, die einen so schönen roten Saft haben. Als wir herunter stiegen vom Baum und wieder anfingen für andere Dinge Bewußtsein und Interesse zu haben, da sahen wir, daß nicht nur unsere Physiognomien und Hände schön rot gefärbt waren, sondern auch unsere Kleider, besonders die Beine und das Hinterteil unserer Hosen, aber auch die Jackenärmel und die Jacken überhaupt. Und all dies trat bei mir ganz besonders deutlich hervor von wegen des hellen Hintergrundes meines Turnanzuges. Ja, es half nicht, heim mußte ich gehn. Ich ging hinten zur Küchentür hinein in's Haus, weil ich auf diese Weise meinen Vater zu vermeiden hoffte. Mit meiner linden Mutter dachte ich eher fertig zu werden. Ich traf

Vater und Mutter zusammen. „Aber Karl!“ sagte die Mutter mit Vorwurf. „Das ist denn doch zu doll!“ sagte der Vater, „komm mal mit.“ Und mit mußte ich und kriegte die bekannte Reitpeitsche zu kosten, die weniger süß schmeckte als die Maulbeeren.

Auf dem Dissibodenberge machten drei Jungen und ich einmal eine merkwürdige Entdeckung. Wir krochen in den Ruinen der alten Keller des Klostergebäudes herum und



Ansicht von Dissibodenberg.

kamen da vor ein Loch, das in einen ganz dunklen Raum führte. Es war so wie so schon dunkel genug in diesen alten unterirdischen Räumen, aber durch das Loch sahen wir in absolute Finsterniß hinein. Der Mutigste von uns — ich war's nicht — sagte: „Da wolle mer nei.“ Wir andern stimmten zu. Der Mutige kroch also in das Loch, sagte aber, der nächste sollte ihn am Bein ganz fest halten, weil man nicht wissen könnte, ob da keine Abgründe seien. Also der

nächste hielt sein Bein fest und kroch ihm nach. Und ich hielt das Bein von No. 2 fest und kroch ihm nach. Und der letzte Junge hielt mein Bein fest und kroch mir nach. Endlich krochen wir alle Vier in einem Raume herum, dessen Fußboden zwar fest, aber mit einem Stoffe bedeckt war, der sich wie Mehl anfühlte. Wir richteten uns auf und tasteten herum. Schwefelhölzer, um Licht zu machen, hatten wir nicht. Beim Tasten fühlten wir allerlei Knochen und rundliche Dinger. Vom Mehlstoff stopften wir uns die Taschen voll, und von den Knochen und den rundlichen Dingern nahmen wir auch Proben an uns. Und dann wandten wir uns wieder dem Eingangsloch zu, durch das uns etwas Licht entgegenschimmerte. Als wir nun draußen waren und wieder ordentlich sehn konnten, da besahen wir unsere Schätze. In den Händen hatten wir Totenschädel und Menschenknochen, und das „Mehl" war offenbar die Asche alter Mönche. Es war wohl die Totenkammer gewesen, die wir gefunden hatten. Einen Schädel und zwei Knochen bewahrte ich mir lange auf.

---

18. Noch mehr.

Mein Vater wollte nach Speyer reisen. Speyer ist ja die berühmte Stadt, wo die Evangelischen anno 1529 auf dem Reichstage gegen den Beschluß der katholischen Mehrheit protestiert und daher den Namen Protestanten erhalten hatten. Speyer ist die Hauptstadt der Bayrischen Pfalz und der Sitz des Konsistoriums. Es liegt an der Ostgrenze der Pfalz und so weit von Odernheim weg, als da etwas liegen kann. Dahin also wollte mein Vater, und ich begleitete ihn zum Postwagen. Ich hatte eine rote Mütze auf, die gehäkelt war. Mein Vater setzte sich zum Postillion. Es war gegen Abend. Neidisch und bedauernd, daß ich nicht mit konnte, stand ich vor Schmidts Laden. Da sagte mein Vater zu mir: „Willst du mit?" Und er lächelte so sehr freundlich. Ich zitterte vor Aufregung und wußte nicht, was ich sagen sollte. Mein Vater sagte zum Postillion: „Schwager, du kriegst ein Trinkgeld, wenn du etwas wartest." Zu mir: „Lauf ganz schnell zu Hause und hole dir etwas Wäsche." Ich lief wie ein Sturmwind, holte die Wäsche, küßte die Mama, vergaß eine andere Mütze aufzusetzen, kam zum Postwagen, setzte mich zwischen Papa und den Postillion, und fort ging's. Die Stationen, die wir machten, erinnere ich nicht mehr. Wahrscheinlich war Meisenheim die erste. In Kaiserslautern kaufte mein Papa mir einen haarigen Überrock, den ich lebhaft erinnere, auch das Handeln um denselben. Endlich kamen wir nach Speyer. Da wohnten wir bei Verwandten, bei einem Pastor Petersen, der auch

ein Schleswig-Holsteiner war. Da besuchten wir den berühmten Dom. Mit viel Interesse sah ich die herrlichen Bilder an den Wänden. Da wurden wir zum Mittagessen in einem andern Hause eingeladen mit Petersens zusammen. Ich glaube, ein Pastor Meyer war der Gastgeber. Wir wollen es annehmen. Die Hausfrau hatte ein schönes Seidenkleid an. Pastor Petersen goß ihr aus Unvorsichtigkeit die Schüssel mit Sauce auf den Schoß. Ich sah das mit Entsetzen. Aber Pastor Petersen sagte ganz ruhig: „Wie gut, daß Karl das nicht getan hat! Der würde sehr unglücklich darüber sein.“ Ob solcher Unverfrorenheit mußten alle lachen, selbst die so schwer betroffene Hausfrau. Da traf ich in einem andern Hause auch eine Art von Kousine, die Enkelin des Pastor Petersen, die Karoline hieß und mondsüchtig und hellsehend war. Zum Beispiel: Sie lag mit geschlossenen Augen im Bett. Da sagte sie: „Jetzt zieht Großpapa seinen Schlafrock aus und den Gehrock an. Jetzt zieht er seine Stiefel an. Jetzt setzt er seinen Hut auf und nimmt seinen Stock. Jetzt geht er aus dem Pfarrhaus. Jetzt geht er die Straße entlang zu uns. (Nun beschrieb sie genau, wen der Großvater auf dem Wege grüßte und um welche Straßenecken er bog.) Jetzt kommt er an unser Haus. Jetzt klingelt er.“ Richtig! Es ging Klingelingeling, und der Großvater war da. — Sonst weiß ich von dieser Reise nichts mehr.

Das Volk war festlich gestimmt zu Ostern, und bei der Kirchweih oder Kirmes, und bei der Weinlese. — Zu Ostern gab es das Eierpecken. Eier wurden hart gekocht. Und auf den Straßen sagte einer zum andern: „Willscht de mit mer pecke?“ Dann hielt der eine das Ei in der Hand, daß nur die Spitze herausguckte, und der andere pickte mit der Spitze

seines Eis darauf. Der, dessen Ei zerbrach, hatte es an den andern verloren. Dabei gab es aber auch Betrüger, die ihre Peckeier zuvor auslaufen ließen und mit gekochtem Pech füllten, um sie hart zu machen. Wehe jedoch dem, bei welchem solches entdeckt wurde! — Eine Kirmes mit ihrer Budenherrlichkeit und mancherlei Festlichkeit und Lustbarkeit brauche ich wohl nicht zu beschreiben. In einer Bude stach mir ein Messer sehr in die Augen bei einer solchen Kirmes. Es sollte 36 Kreuzer kosten. Das war alles Geld, was ich hatte. Aber ich kaufte das Messer. Nachher hörte ich, daß ich betrogen sei, und der Kauf reute mich. Ich brachte das Messer dem Händler zurück und verlangte mein Geld wieder. Aber der Mann sagte: „Verkaaft is verkaaft." Endlich wurden wir einig, daß er mir 18 Kreuzer und ich ihm das Messer gab. Man sieht, daß ich nicht zum Geschäftsmann geboren bin. — Bei der Weinlese war viel Freude und Jubel. Während die Trauben reiften, waren die Weinberge gesperrt. Niemand durfte ohne einen besonderen Erlaubnisschein vom Bürgermeister in die Weinberge gehn, nicht einmal in seinen eigenen. Aber wenn die Weinlese oder -ernte kam, dann schwärmte das ganze Volk in die Weinberge, und es wurde gejauchzt und gesungen und geschossen. Männer und Frauen, Burschen und Mädchen trugen die Trauben in Bütten auf dem Rücken die Berge herab bis zu ihrer Kelter, vor welcher sie sich bückten, sodaß die Trauben aus der Bütte in die Kelter fielen. Niemand war untätig. Wer selbst keinen Weinberg hatte, der half andern Leuten. Wir hatten einen sehr günstig auf dem Homberg gelegenen Weinberg oder „Wingert", wie man sagte. Da wuchsen die berühmten Rieslingtrauben.

An meinem dreizehnten Geburtstage, am 18. März

1859, machte ich zwei Dummheiten. Ich erhielt einen Sommeranzug geschenkt und bestand darauf, den gleich anzuziehen, trotzdem daß meine Mutter sagte, es sei noch zu kalt. Und in diesem Anzuge kletterte ich auf die Spitze des Hombergs. Da fror ich aber ausdermaßen und kam mit einem tüchtigen Schnupfen zu Hause und zog meine wärmeren Kleider wieder an. Trotz des Schnupfens, den Dummheit Nr. 1 mir zugezogen hatte, ging ich in den Garten, errichtete da einen Scheiterhaufen von Reisig, zog meine etwas löcherigen Schuhe aus, legte die auf den Scheiterhaufen und steckte diesen an. Dabei überraschte mich mein Vater. „Junge, was machst du da?" „Ich verbrenne meine Kinderschuhe", sagte ich, „denn ich bin jetzt 13 Jahre alt und kein Kind mehr." „Aber ein Esel bist du", sagte mein Vater, „marsch in's Haus!"

Solche väterlichen Überraschungen sind manchmal gefährlich. Eines Tages saß ich auf einem Apfelbaum und aß verbotene und unreife Äpfel, die sehr gut schmeckten. Plötzlich hörte ich unter dem Baum meines Vaters Stimme: „Junge, was machst du da?" Ich erschrak so, daß ich plumps auf die Erde fiel und eine Zeitlang ohne Besinnung da lag. Prügel kriegte ich dann keine. Auch nicht bei einer andern Gelegenheit. Da stand ich wohlgemut am Weintraubenspalier und suchte mir etliche reife Beeren aus den sonst noch unreifen Trauben heraus. „Junge, was machst du da?" hörte ich wieder. Mein Vater sagte öfters so. „Ich jage die Spatzen weg", sagte ich. Denn ich hatte allerdings auch ein paar Spatzen weggejagt. „Ja, die zweibeinigen", sagte mein Vater. Aber dann mußte er lachen, denn er hatte in der Eile vergessen, daß die wirklichen Spatzen auch nur zwei Beine hatten. Ich lachte dann auch mit, und das mit

besonderer Herzlichkeit, denn ich hatte andere Gefühlserregungen erwartet.

Was das Gefühl anlangt, so hatte ich von meinem 10. bis zu meinem 13. Lebensjahre von dem unerwiederter Liebe zu leiden. Ich liebte sehr innig einen Jungen, der Wilhelm hieß und der Sohn eines Schmiedes war. Aber er war sehr kalt gegen mich, was mich sehr schmerzte. Ja, eine lange Zeit hindurch wollte er gar nicht mit mir reden. Das trieb mich schier zur Verzweiflung. In dieser Verzweiflung lernte ich eine Frau kennen, die Witwe eines Bierbrauers, die in mittlerem Lebensalter stand, und mein junges Herz wandte sich dieser zu. Sie war sehr freundlich gegen mich, aber ich merkte doch, daß es eben nur Freundlichkeit war. Und getröstet war ich nicht. Endlich fing mein Herz an, für eine gewisse Lina zu schlagen, eine der Pensionärinnen in unserem Hause. Die war nur 6—7 Jahre älter als ich. Auch hier begegnete ich entschiedener Gleichgiltigkeit. Ein Kinderherz ist ein merkwürdig Ding.

Nach meinem 13. Jahr überkam mich ein anderes Gefühl, oder vielmehr ein sich widersprechendes Gefühlspaar. Erstlich nämlich hielt ich mich für sehr weise und klug. Ich erinnere deutlich, daß ich den Gedanken hatte, es sei garnicht nötig, daß mein Vater mich so leitete und führte und regierte, ich sei selbst Manns genug durch die Welt zu kommen, ebenso gut wie mein Vater. Dann aber wiederum, wenn meine Studien mir Schwierigkeiten machten, quälte mich der Gedanke, daß ich vielleicht ein geborener Dummkopf sein möchte. Es ist mir klar in der Erinnerung, daß ich öfters im Geheimen die laute Frage stellte: „Bin ich dumm?“

Auch das Gewissen plagte mich mal sehr lebendig.

Mein Vater kaufte sich eine neue Taschenuhr und schenkte mir seine alte. Die vergaß ich mal aufzuziehen, und mein Vater hängte sie über der vom Studierzimmer in's Schlafzimmer führenden Tür auf und sagte zu mir: „Zieh sie nicht auf." Dann ging er aus. Nach einer Weile quälte mich das Verbot. Ich nahm einen Stuhl, stieg drauf, nahm die Uhr vom Nagel und zog sie ein ganz klein bischen auf und hängte sie an ihren Platz. Dann kam mein Vater. Ich hörte die Uhr ticken, und mein Gewissen tickte auch. Ich dachte immer, mein Vater müßte sicherlich die Uhr ticken hören. Er sagte nichts. Aber die Uhr tickte. Endlich konnte ich es nicht mehr aushalten. „Papa." „Ja?" „Ich habe die Uhr ein klein bischen aufgezogen." Außer einer kleinen Strafpredigt folgte nichts.

Zu der Zeit machte ein „Apostel" viel Aufsehen, der sich Ernst Mahner nannte. Es war ein Gesundheitsapostel, der predigte, wie man lange leben und gesund sein könne. Er hatte neue Zehn Gebote gemacht, die er auf großem Bogen, fein und farbig gedruckt, verkaufte. Das erste Gebot fing so an: „Meide den giftigen Gebrauch des Tabaks. Denn er macht stinkig den Odem, rotzig die Nase u. s. w." Er trank keine berauschenden Getränke und aß kein Fleisch. Er badete zu aller Zeit in Flüssen und Seen und Teichen. War das Wasser gefroren, so hackte er sich ein Loch in's Eis und ging hinein. Könige und Fürsten ließen sich von ihm narren. Er beschor sich nie Haupt- und Barthaar. Seinen Bart trug er manchmal als Halsbinde um den Hals gewickelt. Der besuchte auch uns in Odernheim, als wir gerade mit Freunden im Garten saßen bei einem Glase selbstgezogenen köstlichen Weines. Es war Spätsommer. Mein Vater, wohl wissend, daß er keinen Wein trank, bot ihm ein

Glas Wein an. „Ich trinke nie Wein", sagte er, und nach den Spaliertrauben blickend fuhr er fort: „aber Trauben esse ich." „Ja", sagte mein Vater, der ihn als Schwindler erkannte, „die kriegen Sie aber nicht." Dann hielt der Apostel eine Rede und verkaufte uns ein Exemplar seiner Zehn Gebote. Damit hatte der Besuch ein Ende. Das Ende seiner ganzen Laufbahn war, daß er wegen Diebstahl in ein dänisches Zuchthaus kam.

Ein anderer Besuch war der eines schleswigschen Pastors, der während des Krieges mit Dänemark dem dänischen Könige den verfassungswidrigen Eid geleistet hatte, um bei Amt und Brod zu bleiben. Deshalb wurde er von allen getreuen Patrioten sehr verachtet. Der stieg in Knoblochs Gasthaus ab und sandte einen Boten in's Pfarrhaus herüber, um sich bei uns anzumelden. Da wurde mein Vater sehr zornig und sagte dem Boten: „Sage dem Mann, daß ich ihn die Treppe herab werfen werde, wenn er es wagt in's Haus zu kommen." Er kam nicht.

---

19. Und noch mehr.

In Odernheim liefen neben andern Tieren auch Gänse auf der Straße herum. Und ein grauer Gänserich mochte mich ganz offenbar nicht leiden. Gleich nach unserer Ankunft, als ich mich zum ersten Mal auf der Straße zeigte, lief er mir feindlich zischend entgegen und faßte meine Hose mit seinem Schnabel. Ich hielt das erst für gutmütige Neckerei und streckte ihm, um nun meinerseits ihn zu necken, den Zeigefinger meiner rechten Hand entgegen. Aber er faßte den mit seinem Schnabel und tat mir ordentlich weh. Nun verstand ich, daß wir auf Kriegsfuß waren, und ergriff das Hasenpanier, siegreich von ihm verfolgt. Ich sagte zu Hause zuerst von dieser Sache nichts, weil ich mich schämte, vor einem Gänserich ausgerissen zu sein. Als aber seine Anfeindungen garnicht aufhörten und mir das Leben wahrhaft verbitterten, da verklagte ich ihn bei meinem Papa. Der nahm mich dann bei der Hand und ging mit mir dem Feinde entgegen. Da hatte ich Mut. Ich reizte den Gänserich durch allerlei Spott- und Hohngeberden. Der aber ließ sich auf nichts ein und ließ mich auch forthin ziemlich in Ruhe. Ich habe diese kleine Begebenheit nie vergessen und habe sie — ich scherze nicht — oft erzählt, um Psalm 23, 4 klar zu machen.

Und um das vierte Gebot klar zu machen, habe ich die folgende Geschichte wiederholt erzählt. Eines Abends saßen wir alle, wir Kinder und Doris und die Pensionärinnen, um den großen Eßstubentisch und waren sehr interessiert in einem Gesellschaftsspiel. Auch meine Mama war dabei.

Nicht mein Papa. Da sagte meine Mama zu mir: „Karl, bitte, hole mir ein Glas Wasser.“ Mich verdroß es, daß ich im Spiel gestört wurde, und ich brummte leise vor mich hin: „Ach, du hast immer etwas!“ Das hörte meine Mama und fing an zu weinen. Das ging mir sehr zu Herzen, und ich eilte, das Wasser zu holen. Aber mein Papa kam dann gerade und sah das Weinen meiner Mama. Da kam denn meine Unart zu seiner Kenntnis. „Komm mal mit auf meine Stube“, sagte er. „Ach nein, Zorn“, sagte meine Mama bittend. In der Studierstube angekommen, mußte ich das vierte Gebot laut aus der Bibel vorlesen. Das war alles.

Wie das vierte Gebot gröblich übertreten wurde, das sah ich, als mein Sobernheimer Lehrer, der mir im Griechischen und Französischen Privatunterricht gab, mich mal mit in die Lateinschule und in seine Klasse nahm. Ich saß in der vordersten Bank neben seinem Sohne Baptist. Der machte, um seinen Vater zu ärgern und die andern Jungen zu erfreuen, ein widerliches Geräusch. „Ruhig da!“ rief der Professor, der nicht unterscheiden konnte, von wem das Geräusch kam. Das Geräusch blieb dasselbe. „Ruhig! sage ich noch einmal, sonst werde ich den Stock gebrauchen müssen!“ Das Geräusch blieb dasselbe, und ich, der ich zum ersten Mal in meinem Leben auf einer Schulbank saß und wohl wußte, wer das Geräusch machte, der ich auch meinen kleinen Lehrer herzlich lieb hatte, wurde ganz rot und entrüstet und entsetzt. Nun kam der Professor wutentbrannt von seinem Katheder, das heißt von seinem erhöhten Sitz, herab und in meine Nachbarschaft, weil von da das Geräusch kam. Da wurde es da still, wurde aber in einer andern Ecke von einem andern Jungen aufgenommen. Der Professor

dahin. Dann ging's in einer andern Ecke los. Und so fort. Endlich ging der arme Professor, ganz außer sich und verzweifelt, auf seinen Platz zurück und hielt folgende sehr unvernünftige, ja, mehr als unvernünftige Strafrede: „Ihr gottlosen Buben, ihr Höllenpack, ihr Satansbrut, was wird aus euch werden? An den Galgen werdet ihr kommen! Und mich werdet ihr vor der Zeit in's Grab bringen. Ach, wenn meine Agnes (so hieß seine Frau) nicht gewesen wäre, so wäre ich jetzt katholischer Priester und brauchte mich nicht mit solchen verfluchten Buben herumzuschlagen!" Darüber entstand auch noch ein Gelächter. Und der Professor lief aus der Klasse und zum Direktor. — Die Moral von dieser Geschichte ist eine doppelte. Erstlich gewiß die, daß Schüler gegen ihre Lehrer sich recht und schicklich verhalten sollen. Zum andern aber auch, daß jeder Lehrer, der viel schimpft und prügelt, unfähig ist, Ordnung und Disziplin zu halten, die Achtung seiner Schüler verliert und nicht viel ausrichten wird, er mag noch so gelehrt sein. Als ich dann in das Haus des Professors kam, um meinen Unterricht zu empfangen, da jammerte der arme Mann mir viel vor, wie schlecht die Buben seien. „Ach, wenn doch alle so wären wie du, Karl, dann hätte ich's gut!"

Zu der Zeit sah ich auch zum ersten Mal eine Leiche. Der Bruder des Bürgermeisters war gestorben, und der Bürgermeister sagte zu mir: „Komm, Karl, ich will dir meinen Bruder zeigen." Voll Scheu ging ich mit ihm in die Totenkammer. Da lag die Leiche im Bett, kalt und starr. Der Bürgermeister streichelte ihr über die Wangen. Zuletzt, ich weiß nicht in welcher Erregung, faßte er sie an die Nase, und die Leiche fing an zu wackeln. Das war mir zuviel. Ich fühlte eine Ohnmacht herankommen und lief hinaus.

Ohnmächtig wurde ich sehr leicht. Als ich eines Tages mit unserem Dienstmädchen in den Keller ging, um Äpfel zu holen —. Doch da muß ich erst etwas erklären. Die Äpfel lagen auf einer sogenannten „Horte“. Nämlich etwa zwei Fuß von der recht hohen Decke des Kellers war eine Art von — wie soll ich sagen? — Lattenboden gemacht, auf dem die Äpfel so lagen, daß von unten und oben Luft zukommen konnte. Wenn man nun Äpfel holen wollte, so mußte man eine Leiter ansetzen und auf der zu dieser Horte hinaufsteigen. Das Mädchen, eine schwere Person, setzte also die Leiter an, stieg hinauf und fiel herab, und zwar auf den Kopf. Das Blut spritzte. Ich lief in's Haus und holte meinen Vater. Als wir oben im Haus die Wunde untersuchten, da zeigte es sich, daß die Kopfhaut einen weiten und tiefen Riß hatte. Sobald ich das sah, fiel ich in eine tiefe Ohnmacht. Als ich wieder aufwachte, war Dr. Nagel dagewesen, hatte die Wunde zugenäht und verbunden, und das Mädchen war ganz heiter und lustig und lachte mich aus.

Ein Schrecken und Anlaß zu mehr Ohnmachten war mir der Dorfbarbier, wie ich ihn gerne nennen möchte; nur war Odernheim kein Dorf, sondern ein „Flecken“. Dieser Barbier kam jeden zweiten Morgen, um meinen Vater zu rasieren. Das war nun nicht so schrecklich. Aber er zog uns auch gelegentlich Zähne aus. Mir hat er mehr als einen Backenzahn ausgezogen. Und das war wirklich schrecklich, denn es geschah mit einer grausamen Zange und einer nicht sehr geschickten Hand. Übrigens wie ist das? Es wird gesagt, daß man manche von den Backenzähnen nur einmal kriegt und nicht wieder. Mir aber sind gar manche Backenzähne in Odernheim ausgezogen worden, und doch habe ich,

als ich 60 Jahre alt war, den ganzen Mund voll Zähne gehabt, nicht einer hat gefehlt. Das sind Tatsachen. Wie die mit der Wissenschaft der Zahnärzte zu vereinigen sind, das weiß ich nicht.

In unsere Odernheimer Zeit fiel der pfälzische Gesangbuchstreit. Das Pfälzer Gesangbuch, wie schon bemerkt, war und ist überaus schlecht. Das Konsistorium ließ ein neues Gesangbuch drucken, in welchem gute Lieder waren, die den Glauben an JEsum Christum aussprachen. Den Pfarrern wurde befohlen, dies Gesangbuch mit Vorsicht einzuführen. Viele Pfarrer, die selbst ungläubig waren, machten gar keinen Versuch, es einzuführen. Manche führten es mit Vorsicht ein, wie zum Beispiel mein Vater. Etliche führten es ohne weiteres ein. Bei diesen empörte sich dann das Volk gegen das Gesangbuch. Man sammelte an ein paar Orten die Bücher und verbrannte sie öffentlich. In einem eine Stunde Wegs von Odernheim entfernten Ort kam es so weit, daß die Leute die Kirche zuschlossen und den Pfarrer nicht hineinließen. Auch ließen sie keine Kinder mehr taufen und keine Leichen mehr von ihm beerdigen. Bei einer solchen Leichenbestattung, die ohne den Pfarrer vorgenommen werden sollte, kam es zu einer höchst ärgerlichen Szene. Die Leute wollten die Kirchglocken geläutet haben. Der Pfarrer protestierte dagegen. Man fing aber doch an zu läuten. Da ging der Pfarrer, der klein und buckelig war, in die Kirche, um das zu verhindern. Die Glockenstränge hingen neben der Treppe herab, die in den Turm führte. Diese Treppe ging der Pfarrer halb hinauf und hielt die Stränge fest. Da zog man ihn an den Strängen von der Treppe herab und läutete in der Weise weiter, daß der Pfarrer an den Strängen hing. Endlich konnte der arme

Mann sich nicht mehr halten und bat, daß man ihn herablassen möge. Das tat man dann auch endlich unter Hohngelächter. Diese Szene wurde sehr bekannt und in Zeitungen abgebildet. Ja, ein unternehmender Zuckerbäcker bildete das mit künstlerischer Inschrift auf Kuchen ab, die weit und breit verkauft wurden. Ich habe einen solchen Kuchen noch nach 36 Jahren auf einem Besuche in der Pfalz gesehen. Zuletzt stand das ganze Pfälzervolk gegen das neue Gesangbuch auf, und es mußte zurückgezogen werden, und das alte Gesangbuch, ohne den Glauben an JEsum Christum, ist heute noch in Gebrauch.

Ich erinnere zwei Schuster in Odernheim. Der eine wohnte der Kirchtüre gerade gegenüber und war ein sehr großer Mensch mit einer fast weiblichen Stimme. Die Decke seiner Stube war aber so außerordentlich niedrig, daß er, wenn er stand, schier mit dem Kopf daran stieß. Der andere war von sehr frommem Gebahren. Er wurde nur „der fromme Schuster" genannt im Flecken. Jedesmal, wenn ich zu ihm kam, um mir etwas flicken zu lassen, sprach er also: „Der HErr grüße dich und segne dein Kommen, mein lieber Karl." Dann fing er an, meines Vaters Predigten zu loben und erkundigte sich, ob ich auch immer artig sei und bete, und gab mir viele gute Ermahnungen, und das alles in widerlich frömmelnder Weise. Wenn die Arbeit getan war und ich fortging, so gab er mir einen langen Segen mit.

In unserem Garten hatten wir einen Baum mit wunderschönen Königspflaumen (Reine claudes). Und eines Abends sagte mein Vater zu meiner Schwester Elisabeth und mir: „Karl und Bebben, morgen wollen wir früh aufstehen und die Reine claudes abnehmen." Das war uns eine Freude. Denn diese köstlichen Früchte wurden immer

mit besonderer Sorgfalt abgepflückt, in Seidenpapier gewickelt und dann zu Geschenken gebraucht, manchmal auch, wenn es sehr viele gab, verkauft. Als wir den andern Morgen früh in den Garten kamen, war der Baum ganz leer. In der Nacht mußte also ein Dieb dagewesen sein. — Nun war in Odernheim ein alter Nachtwächter, der hieß, wenn ich nicht irre, Braun. Der war ein großer Freund meines Vaters. Mein Vater gab ihm manche Zigarre. Da erinnere ich zwei Begebenheiten. Eines Abends, als mein Vater spät auf war, und ich mit ihm, hörten wir Braun auf der Straße gehn. Mein Vater rief zum Fenster heraus: „Braun, haben Sie auch etwas zu rauchen?“ „Nein, Herr Pfarrer.“ „Na, dann warten Sie mal.“ Mein Vater suchte nun nach einer Zigarre, aber es war keine da. „Braun, ich kann leider keine Zigarre finden. Aber ich will eine lange Pfeife stopfen und die an einer Schnur zum Fenster herablassen.“ Gesagt, getan. Und Braun zog mit der langen Pfeife dampfend weiter. Ein anderes Mal saßen wir eines Abends vor unserer Haustür. Braun kam daher. „Guten Abend, Herr Pfarrer und alle miteinander.“ „Guten Abend, Braun. Kommen Sie her, hier ist eine Zigarre.“ Mein Vater gab ihm eine Zigarre. „Und hier ist auch gleich Feuer“, sagte mein Vater und nahm seine brennende Zigarre aus dem Mund und reichte sie Braun hin, damit er die geschenkte Zigarre daran anbrennen könnte. „Danke schön, Herr Pfarrer“, sagte Braun, steckte die geschenkte Zigarre in die Tasche, die brennende in den Mund und zog ab. Diesen Braun also ließ mein Vater nach dem Diebstahl zu sich kommen, erzählte ihm von dem Diebstahl und sagte zu ihm: „Braun, ich gebe Ihnen einen Gulden, wenn Sie den Dieb entdecken.“ „Gut, Herr Pfarrer.“ Schon am nächsten

Tage kam Braun wieder. Er hatte den Dieb gefunden. Und wer war der Dieb? Der fromme Schuster. Braun hatte ihn gleich in Verdacht gehabt und dann zwei Säcke mit Reine claudes in seinem Hause entdeckt. Diese Sache gab viel Ärgernis. Denn welche Lehre zogen die Leute daraus? Diese: Die Frommen sind alle Heuchler. — Übrigens paßt diese Geschichte in's zweite Gebot und zeigt, daß man gottloses Leben nicht mit Gottes Namen und Wort schmücken soll.

Mein Vater lehrte mich auch das Schachspiel, und ich lernte es so gut, daß ich ihn oft matt machte. Eines Abends aber hatte ich keine Lust zu spielen und spielte absichtlich so schlecht, daß ich bald matt wurde. Mein Vater merkte das und sagte: „Bengel, du willst nicht. Dann geh zu Bett." Ich ging zu Bett und schlief verdrießlich ein. Auf einmal wachte ich auf. Mein Vater stand vor dem Bett. „Steh auf und zieh dich an." „Aber, Papa, es ist ja Nacht." „Zieh dich an!" Ich zog mich an und kam in die Studierstube. Da stand alles fertig zum Schachspielen. „Nun setze dich hin und mach mich matt!" Ich machte ihn matt. Darüber hatten wir beide unsere gute Laune wieder gewonnen und gingen zusammen zur Ruhe. Brummen und Maulen litt mein Vater nicht.

Oft ließ ich mir Kriegs- und Räubergeschichten erzählen. Die Kriegsgeschichten wurden mir von alten Soldaten erzählt, die mit dem großen Napoleon in Spanien und Rußland gewesen waren. Und die Räubergeschichten hörte ich besonders auf dem „Schinnerhanneshof". Das war ein Gehöfte nahe bei Odernheim, wo der in ganz Deutschland berüchtigte Räuber Schinnerhannes oft eingekehrt war.

Aber es sei nun genug von solchen Kindergeschichten.

Ich will nur das noch sagen, daß meines Vaters Lieblingsgedanke war, daß ich Buchhändler werden sollte, oder, wenn das nicht, Professor. Deutsche Buchhändler sind nämlich oft sehr gelehrte Leute. Und mein Vater war besonders befreundet gewesen mit dem berühmten Buchhändler Perthes. Daher sein Wunsch. Aber ich bin weder Buchhändler noch Professor geworden, und mit meiner Gelehrsamkeit ist es auch nicht weit her.

---

20. Kreuznach.

No. 19, 161 L.

Speyer, den 20. August 1861.

Im Namen des Königs.

Das königliche Landkommissariat wird hiermit angewiesen, dem Pfarrer Hans Heinrich Friedrich Zorn in Odernheim zu eröffnen, daß seine königliche Majestät unter dem 12. l. Monats allergnädigst geruht haben, seinem Sohne Karl die erbetene Bewilligung zum Besuche des Gymnasiums zu Kreuznach, unter dem Vorbehalte der seiner Zeit an einem inländischen Gymnasium zu bestehenden Absolutorialprüfung, zu erteilen.

Königlich Bayrische Regierung der Pfalz,
Kammer des Innern.
I. Pr.
gez. Bettinger.

Schwenk.

Dies Schriftstück wurde meinem Vater von dem königlichen Landkommissariat zu Kirchheim-Bolanden in Abschrift zugesandt. Was hatte das zu bedeuten?

Als ich 15 Jahre alt und konfirmiert war, nahte die Zeit, daß ich ein Gymnasium oder, wie man hier sagt, ein College besuchen mußte. Was ich zu Hause und von den Privatlehrern lernen konnte, das hatte ich gelernt. Mein Vater wollte mich gerne nach Ansbach, der Hauptstadt des bayrischen Mittelfranken, senden, weil mit dem dortigen Gymnasium ein sogenanntes Alumnat verbunden war, das

heißt, eine Anstalt, in welcher Schüler gehaust, beköstigt und genau beaufsichtigt wurden. Auch war das verhältnismäßig billig; und dann war auch unser Familienfreund, der Seminardirektor Zorn, da Pfarrer geworden. Nach allem menschlichen Ermessen war das gewiß der beste Plan. Aber meine liebe Mutter wollte mich nicht so weit von sich lassen. Nur vier Stunden Wegs von uns entfernt war ja Kreuznach, der berühmte Kurort, wo auch ein Gymnasium war. Dahin wollte meine Mutter mich haben. Lange konnten meine Eltern sich nicht einig werden. Mein Vater machte außer den angeführten Gründen auch das geltend, daß mein Aufenthalt in Kreuznach viel Geld kosten werde. Meine Mutter führte die weite Entfernung von Ansbach und die große Nähe von Kreuznach in's Feld. Und sie behielt den Sieg. Ich sollte nach Kreuznach. Aber Kreuznach war preußisch, und wir waren bayrisch. Daher mußte mein Vater um besondere Erlaubnis der Regierung einkommen. Und obiges Schriftstück war die Antwort.

In den Sommerferien des Jahres 1861 machte mein Vater mit mir eine vorläufige Reise nach Kreuznach, um mich den Professoren vorzustellen und um sich nach einer Wohnung für mich umzusehen. Von unseren Besuchen bei den Professoren erinnere ich nur noch den bei dem alten Mathematikprofessor Grabow, der viele Schüler in den deutschen Landen hatte und wegen seiner Strenge in scheuvollem Andenken stand und sehr gefürchtet wurde von denen, die unter seiner Fuchtel standen und stehn sollten. So stieg denn auch ich sehr beklommen mit meinem Vater die Treppen hinauf, die zu seiner Wohnung führten. Als wir sein Studierzimmer betraten, fanden wir einen kleinen, sehr alten, aber aufrecht sich haltenden Mann mit weißen wirren

Haaren und jugendlich festen Augen. Bei ihm lag ein weißer Pudel. Mein Vater stellte sich und mich vor. „Nun, Männchen", sagte der alte Professor zu mir, „nun sage mir mal, was du in der Mathematik gehabt hast." Das wußte ich ganz genau, und ohne Besinnen oder Stottern nannte ich ihm alles, was ich bei Direktor Petri gelernt hatte. „Du kannst ohne weiteres in die Unter-Secunda bei mir eintreten, Männchen," sagte er, „denn du weißt doch, was du gelernt hast; das wissen die meisten Schüler garnicht." Und dann war er sehr freundlich und gemütlich, sodaß ich alle Furcht vor ihm verlor. Habe ihn auch stets lieb behalten, und er mich. — Eine Wohnung fanden wir in einer sehr schönen Straße bei einer Pfarrerswitwe, namens Schulz, die das zweite und dritte Stockwerk eines ansehnlichen Hauses gemietet hatte und sich damit ernährte, daß sie Schüler bei sich wohnen hatte. — Von Kreuznach reisten wir nach Mainz und Koblenz. In Mainz kaufte mein Vater mir eine Brille, denn ich war sehr kurzsichtig. Die Welt erschien mir in einem ganz neuen Lichte, als ich die Brille aufhatte, auch machte es mich einigermaßen stolz, daß ich jetzt ein Brillen-



Professor Grabow und Pudel.

mann war. Dieser Brillenkauf hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich jetzt, nach schier einem halben Jahrhundert, den Laden noch finden könnte, und der Optiker mit seinem freundlichen Lächeln ist mir auch unvergeßlich.

Als der Unterricht anfangen sollte, saß ich mit mehreren Applikanten in einem Klassenzimmer, um geprüft zu werden. Ein Professor nach dem andern kam herein und prüfte uns. Ich habe von dieser Prüfung keine rechte Erinnerung mehr. Nur weiß ich, daß ich furchtsam und verlegen war und nicht sehr gute Antworten gab. Als der alte Grabow kam, da sah er mich freundlich an und sagte: „Ah, Männchen, da bist du ja.“ Eine gelegentliche Frage stellte er aber doch an mich, trotzdem daß er gesagt hatte, daß ich von ihm nicht geprüft werden sollte, und ich beantwortete sie nicht sehr gut. Aber der Erfolg von der ganzen Sache war, daß ich in die Unter-Secunda aufgenommen wurde.

Die rhein-preußische Stadt Kreuznach liegt an der Nahe, zwei Stunden Wegs von Bingen, wo die Nahe in den Rhein fließt. Es ist eine schöne Stadt und berühmter Bade- und Kurort. Das Leben da ist teuer. In der Saison kommen Kranke, besonders solche, die mit Rheumatismus behaftet sind, aus allen Ländern dahin, um zu baden und das Wasser zu trinken. Das Heilwasser ist salzlaugenhaltig. Bei Kreuznach sind die sogenannten Salinen.. Diese Salinen sind mächtige Dornhecken, über welche das Wasser geleitet wird, und die Salzlauge bleibt dann an den Dornen hängen und wird in alle Welt gesandt. Die Umgegend von Kreuznach ist herrlich. Ich nenne nur Münster am Stein, den Rothenfels, die Ebernburg, in welcher einst Franz von Sickingen, der Freund Luthers, hauste. Wie oft war ich da

und beschaute mir die alte Burg und die Waffenrüstungen und den tiefen Brunnen!

Das Gymnasium war ursprünglich ein Kloster gewesen. Von dem Hauptgebäude gingen Seitenflügel ab. Zu ebener Erde führten weite gewölbte Kreuzgänge in die verschiedenen Klassenzimmer. Oben wohnten der Direktor Ax, der Professor Möhring und der Professor Grabow. Hof und Garten wurden von hohen Mauern abgeschlossen. Alles sehr altertümlich und unheimlich.

Das Gymnasium hatte einen achtjährigen Kursus. Die unterste Klasse war die Sexta. Dann kam die Quinta. Dann die Quarta. Dann die Tertia. Wer die Tertia in einem Jahre durchmachen wollte, mußte sich sehr zusammennehmen. Dann kam die Unter-Secunda. Dann die Ober-Secunda. Dann die Unter-Prima. Dann die Ober-Prima.

Ich kam also in die Unter-Secunda. Und nie zuvor in meinem Leben war ich in einer öffentlichen Schule und mit andern Schülern zusammen gewesen. Ich war also sehr, sehr grün. Und das sollte ich bald empfinden.

Gleich am ersten Morgen stand ich während einer Pause am Tor des Gymnasialgrundes und blickte mit viel Ehrfurcht auf etliche Oberprimaner, die auch da standen. Da sagte einer von diesen: „In welcher Klasse ist der Mensch?“ Er meinte mich. Er sah mich auch so halb an. Ganz bescheiden antwortete ich: „In Untersecunda.“ Er: „Weiß denn der Mensch nicht, daß man dann eine richtige Kappe aufhaben muß? Er trägt ja eine Bauernkappe.“ Ich hatte eine nach meiner Meinung sehr schöne Kappe auf, die ganz extra für das Gymnasium gemacht war. Aber jetzt erschien sie mir auf einmal greulich. Ich fragte demütig, was für eine Kappe ich denn tragen solle? Die Antwort war: „Das

kann der Mensch doch leicht an den andern Untersecundanern sehn." Nachmittags kaufte ich mir eine richtige Kappe und zwar von dem Gelde, das ich mir aus meiner Sparbüchse mitgenommen hatte. Diese war schwarz, klein, und hatte oben am Saum einen weißen Strich.

Sodann hatte ich vergessen, wie mein Ordinarius, der die Untersecunda eigentlich regierende Professor, hieß. Ich fragte einen Mitschüler danach. Dieser antwortete ganz ernsthaft: „Kappes." Das war aber der Spitzname des Professors. Sein rechter Name war Waßmuth. Da ich ihn nun um einer Sache willen anzureden hatte, nannte ich ihn ganz unschuldig: „Herr Professor Kappes." Ich glaube, das hat mir der etwas engherzige Herr nie recht verziehen.

An einem der ersten Abende saß ich in meiner Stube und arbeitete sehr eifrig an einem lateinischen Exercitium, das heißt, an einer Übersetzung aus dem Deutschen in's Lateinische. Da kamen eine Anzahl Mitschüler herein, und einer von ihnen sagte: „Zorn, komm jetzt mit in die Kneipe, da sollst du den andern vorgestellt werden." Ich wußte erstlich, daß es verboten war, eine Kneipe zu besuchen, und zweitens wollte ich arbeiten. Ich sagte daher: „Ich kann nicht mitgehn, ich muß studieren." Sprachlos vor Erstaunen sah mich der Redner eine Weile an. Dann sagte er: „Wenn du nicht mitgehst, so werden wir nie ein Wort mit dir sprechen und dich in Verruf erklären." Ich sagte: „Ich gehe nicht mit." Da traten sie auf mich zu, banden mir Hände und Füße, machten das Licht aus und legten mich auf den Boden vor meiner Tür und verließen mich. Ich wurde zwar bald von den Hausleuten gefunden und von den Banden befreit. Aber am nächsten Tage fand ich, daß niemand mit mir sprechen wollte. Jeder sah mich voll Verachtung an. Das war

schrecklich. Ich ging also de- und wehmütig zu dem Hauptmann und versprach ihm, daß ich das nächste Mal mit auf die Kneipe gehn werde. Und so saß ich denn bald eines Abends mit den andern Bengeln im Hinterstübchen eines Wirtshauses und trank mit ihnen Bier und versuchte eine Zigarre zu rauchen, beides mit bösem Gewissen und rebellierendem Magen. Aber ich war nun wieder zu Gnaden angenommen, wenigstens einigermaßen, recht eigentlich sahen sie mich nie als zu ihnen gehörig an. Ich war ihnen nicht — schlecht genug.

Auch erhielt ich eines Tages in der Klasse von einem Mitschüler, ich habe vergessen aus welchem Grunde, eine Ohrfeige, die ich nicht zurückgab. Wenn ich jetzt sagen sollte, warum ich die Ohrfeige nicht erwiderte, so könnte ich es nicht. Christliche Bedenken waren es nicht, die mich davon zurückhielten. War es Feigheit? War es, weil ich zu bestürzt war? Oder weil jeden Augenblick der Eintritt des Professors zu erwarten war? Ich weiß es nicht. Aber ich merkte, daß man mich mit erneuter Verachtung anblickte. Und an einem der nächsten Tage, als ich mit meinen Büchern auf den Hof kam, warf mir ein Judenjunge eine Hand voll Kies in's Gesicht, so daß meine Brillengläser zerbrachen. Weshalb ich da nicht auf den Juden losging, das weiß ich: ich konnte nicht sehn, ich konnte die Augen nicht gleich aufmachen. Ich verlebte einen kummervollen Tag in der Klasse. Abends holte ich mir neue Gläser. Und am nächsten Morgen sah ich den Juden am Tor stehn, warf meine Bücher weg, sprang auf ihn zu und prügelte ihn durch, so gut ich konnte. Das hob mich etwas in der Achtung der Andern.

Ich kann versichern, daß meine Mitschüler im Ganzen überaus böse und verdorbene Buben waren, gerade auch die,

welche mit mir in demselben Hause wohnten, zu welchen auch der erwähnte Hauptmann gehörte. Welche Reden kriegte ich zu hören! Nie, nie war mir so etwas zu Ohren gekommen. Aber ich war, Gott sei Dank, mit solcher Unwissenheit und Unschuld gewappnet, daß ich die Sachen garnicht verstand. Doch ist es ein schreckliches Ding, wenn ein armer fünfzehnjähriger Junge aus dem elterlichen Hause ohne alle Erfahrung auf einmal unter eine solche Bande gesetzt wird. An der Frau Pastorin, bei welcher ich wohnte, fand ich auch keinen Rückhalt. Das war eine arme Witwe, die mit ihrer etwa sechzehnjährigen und ihr nach ziemlich einfältigen Tochter ihr Leben dadurch zu machen suchte, daß sie Gymnasiasten logierte. Im übrigen bekümmerte sie sich wenig um deren Tun und Lassen. Unten im Hause wohnte ein alter pensionierter Major, ein Witwer mit zwei ältlichen Töchtern, die im Sommer meist auf der Veranda saßen und Zigaretten rauchten. Diese Familie vermehrte ihr Einkommen dadurch, daß sie Badegäste, Kurgäste logierte. Ich habe später gehört, daß die mit mir da woh-



Mein Kreuznacher Bild.

nenden Schüler und ihre nächsten Kumpane wegen eines namenlosen Verbrechens vom Gymnasium weggeschickt und zum Teil gestorben und verdorben sind.

Auch auf der Straße hatte ich manches zu leiden von den Straßenjungen. Die spotteten mich aus und nannten mich „Brillaffe“. Ich muß recht dumm ausgesehen haben. Der Leser mag selbst urteilen. Hier ist mein Bild aus der Zeit. Auch gab es große Straßengefechte zwischen uns Gymnasiasten und den Gewerbeschülern. Im Sommer fochten wir mit Fäusten, im Winter mit Schneebällen, die aber, wie ich leider sagen muß, oft sehr hart gemacht, ja, mit einem Steinkern versehen wurden.

21. Klassenleben.

Unser Ordinarius und Hauptprofessor war Herr Waßmuth. Der gab uns erstlich Religionsunterricht. Und dieser Religionsunterricht, trocken, langweilig, eine Mischung von Wahrem und Falschem, einfach als Lernmaterie behandelt, machte nicht die Spur von Eindruck auf mich, ja, war dazu angetan, das arme Fünklein des Glaubens, das in mir glomm, vollends zu ersticken. Auch lateinischen Unterricht empfingen wir von diesem Herrn. Darüber will ich nicht urteilen. Er wurde in der alten in Deutschland üblichen Manier gegeben: sehr gründlich, wenig anregend. Wir mußten das Buch Ciceros „Über die Freundschaft" auswendiglernen von vorne bis hinten. Ich bin für solche Weise des Sprachenlernens nicht geschaffen. Die ledernen grammatischen Regeln wollen nicht in mich hinein. Ich tat mich in der Klasse keineswegs hervor. Und das hätte ich doch tun sollen, denn ich hatte bei meinem Vater mehr gelernt, als da gefordert wurde. Wenn eine Sprache lebensvoll an mich herantritt, dann kann ich sie wohl bemeistern, auch die Grammatik. Aber erst will ich einen Eindruck von der Sprache haben, dann die Grammatik; nicht erst die tote Grammatik und dann die Sprache. Diesem Professor wurden viele Streiche gespielt, die ich aber nicht erzählen will, obwohl es meine alten Finger ein wenig danach juckt. Er vergalt sie mit einem unwilligen „Ihtsch Pietsch!" und damit, daß er den Namen des Schuldigen in's Klassenbuch einschreiben ließ, was dann in's Zeugnis kam.

Im Griechischen unterrichtete uns Professor Steinert, ein ältlicher Herr, der ein schönes Haus in den Kuranlagen

besaß und Kurgäste beherbergte, nämlich für Geld. Der sah unschuldig aus, aber über seine Brillengläser weg sah er jede Unordnung, und selbst der schlauste Faulpelz konnte ihn nicht hintergehen, auch nicht, wenn er seine Aufgaben auf seine Manschetten (cuffs) schrieb. Er merkte alles. Bei ihm mußten wir eine ganze Anzahl von Gesängen des griechischen Dichters Homer auswendiglernen, der im neunten Jahrhundert vor Christi Geburt gelebt und gedichtet haben soll.

Der alte Professor Grabow gab uns Mathematik und Geometrie. Da paßte jeder auf. Sonst wehe ihm! Bei ihm tat ich mein Bestes. Aber doch ließ er mich mal in's Klassenbuch einschreiben. Das tat mir leid. Über Religion äußerte er sich auch manchmal. So: „Es jiebt ein höheres Wesen, und alles andere ist Unsinn." Und so: „Jeht ordentlich in die Kirche! Ich jehe auch hin, wenn ich die Aufsicht über euch habe, obwohl es mir langweilig ist."

Von dem Direktor Ax erhielten wir nur eine Stunde wöchentlich in lateinischer Poesie. Funkelnde Augen, großer magerer Körper, keine Zähne, die lange Nase mit dem Kinn schier zusammenstoßend — das zeichnete den gefürchteten Herrn aus. Wenn wir das lateinische Versmaß nicht richtig hervorbrachten, dann machte er es vor, indem er mit schrecklicher Grimasse sagte: „Toflattodratsch, Toflattodratsch." Als einst der berüchtigte Prediger des Unglaubens Runge in Kreuznach auftrat, da sagte der Direktor zu uns: „Morgen seid ihr von der Kirche dispensiert. Geht zu Runge und hört den, das ist besser für euch." Also gingen wir nicht in die Kirche und auch nicht zu Runge.

Den Unterricht in Weltgeschichte und im Deutschen empfingen wir von Professor Möhring. Der Geschichts-

unterricht war fein, sehr fein. Er war so: Eine Viertelstunde frug er die Aufgaben ab; die zweite Viertelstunde mußte einer von uns auf den Katheder und einen Vortrag halten über den Gegenstand der letzten Geschichtsstunde; die übrige Zeit trug der Professor ein neues Stück vor. Um uns für den Vortrag vorzubereiten, erhielt jeder von uns aus der Gymnasialbibliothek ein größeres Geschichtswerk geliehen. Dabei passierte mir ein Unglück. Eines Tages mußte ich auf den Katheder und den Vortrag halten. Das ging gut. Dann dachte ich, daß ich das nächste Mal gewiß nicht drankommen werde und bereitete mich nicht vor. Als aber Möhring den Vortraghalter aussuchte, da suchte er mich aus. „Herr Professor, ich war das letzte Mal dran." „Hinauf, hinauf!" krähte er ganz böse. Ich ging hinauf und machte die Sache sehr schlecht. Ich wurde in's Klassenbuch eingeschrieben als faul und unwissend. Und zu meinem Schrecken fand ich in meinem halbjährigen Zeugnis die Bemerkung, daß ich in Geschichte und Geographie völlig ungenügend sei. Aber mein Vater, als er das sah, tröstete mich und nahm die Schuld auf sich, daß er mich nicht besser unterrichtet hätte. Im Deutschen hatte ich mal einen Aufsatz zu machen über das Thema: „Jeder ist seines Glückes Schmied." Da behauptete ich, daß ein Mensch zwar tun solle, was er könne, um vorwärts zu kommen in der Welt, daß aber an Gottes Segen alles gelegen sei. Es war ein langer Aufsatz. Als der Professor die Hefte zurückgab, sagte er von meinem: „Und hier kommt jetzt ein hirnverbranntes Gefasel, das wohl fromm sein soll. Das ist doch der reine Unsinn! (Er kam wieder in's Krähen.) Es sollte von Menschen und nicht von Gott geredet werden." Dabei warf er mir das Heft hin.

Gesangunterricht gab Professor Dellmann, der auch, wie Steinert, Kurgäste logierte, allen Schülern zusammen in der Aula. Da geschah es, als der alte weißhaarige Herr gerade den Mund aufhatte und uns vorsang: „Tochter Zion, freue dich", daß ihm eine Kastanie mit großer Geschicklichkeit oder Glück in den Mund geworfen wurde. Und zwar kam die Kastanie gerade daher, wo ich stand. Und ich war sehr rot im Gesicht, denn ich hatte gesehn, wer es getan hatte: ein Bengel, der neben mir stand. Und ich wurde noch röter, als Dellmann in unsere Nähe kam und uns musterte. Und er sprach: „Zorn, du böser Bube, du hast es getan." Und die Stunde wurde geschlossen. Und ich wurde vor das versammelte Lehrerkollegium, das nun sehr feierlich im Kreise saß, zitiert. Und da stand ich. Der Direktor Ax fragte mich, ob ich das getan habe? „Nein." Ob ich denn wisse, wer es getan habe? „Ja." „So sag, wer es getan hat!" „Das kann ich nicht tun, Herr Direktor." „Du hast es selbst getan, du verlogener, böser Bube!" Darauf nahm Dellmann das Wort. „Gestehe es doch, Zorn, und bitte um Verzeihung; ich will gerne verzeihen." „Ich habe es nicht getan, Herr Professor, ganz gewiß nicht." Zeugen wurden vernommen, und die sagten aus, daß die Kastanie von meinem Platz gekommen sei, und daß ich rot geworden sei. Nochmals wurde ich aufgefordert zu gestehen oder den Schuldigen anzugeben. Beides tat ich nicht. Ich mußte abtreten. Nach einer Weile wurde ich wieder hereingeholt, kriegte eine greuliche Strafrede und wurde zu dreimal 13 Stunden Karzer verurteilt. Man sagte auch noch, daß ich nur aus Rücksicht gegen meinen lieben Vater nicht ganz weggeschickt werde. — Der Pedell oder Diener des Gymnasiums war ein ganz alter kriegsgefangener Spanier aus der Zeit Napoleons,

namens Alonzo, der mit seiner deutschen gutmütigen, dicken alten Frau in einem kleinen Häuschen neben dem Tor des Schulhofes wohnte. Die alte Mutter hatte mich gerne. Und als ich nun den ersten Straftermin antreten sollte, da sagte sie zu mir: „Zörnche, du muscht jetzt 13 Stunne sitze un kriegscht nix als Wasser und Brod. Aber geh un kaaf dir Würscht und Wecke un schteck die in die Schtiefelschäft. Mei alter Alonzo muß dich unnersuche, awer der findt nix.“ Diesem Rate folgte ich und machte mich fertig. Da, als ich gerade unter das Dach in den Karzer klettern wollte, ging der eigentliche Missetäter zum Direktor und gab sich schuldig. Wieder Lehrercollegium. Der Schuldige und ich (mit den Würsten in den Stiefeln) vor. Ich wurde für unschuldig erklärt, aber ohne daß all die Strafreden zurückgenommen wurden. Der Schuldige wurde wegen seiner Aufrichtigkeit belobt und ging frei aus. Wie war das? Ich wurde sehr bitter gestimmt gegen das Kollegium. Dazu hatte der Schuldige sich keineswegs aus Aufrichtigkeit oder sonstiger Ehrenhaftigkeit selbst angegeben, sondern nur, weil die andern Schüler ihm die Faust unter die Nase gehalten und ihn so gezwungen hatten, es zu tun. Denn es hatte doch etwas Eindruck auf sie gemacht, daß ich lieber die unverdiente Strafe leiden als den Angeber machen wollte.

Dann war da noch der französische Lehrer, der aber deutsch war und sich Oré schrieb. Der stand bei uns in allgemein schlechtem Ansehen. Wie liebenswürdig der war, ist aus Folgendem zu ersehn. Als wir einen militärischen Marsch auf's Land machten und dabei das gewiß unschuldige Lied „Dies ist das Lied vom Rullala“ sangen, da, anstatt fröhlich mitzusingen, näselte er uns giftig an: „Schweigt; sonst will ich euch was rullallan.“

Zeichnen und Malen wurde auch gelehrt, aber man brauchte es nicht mitzumachen, wenn man nicht wollte. Ich versuchte es eine Weile, weil ich aber nichts fertig brachte, gab ich es bald auf. Turnen mußte jeder. Auch mußte jeder einen vorgeschriebenen sauberenTurnanzug haben. Ich brachte auch hierin nicht viel fertig. Manche Übungen konnte ich meines verletzten Knies wegen garnicht mitmachen. Auch gehörte jeder Schüler zur militärischen Kompanie und mußte exerzieren lernen, was ich für sehr gut halte. Aber statt eigentlicher Uniformen trugen wir unsere Turnanzüge. Ein pensionierter preußischer Lieutenant kommandierte uns. Die Schüler der Ober- und Unterprima bekleideten die Offiziersstellen.

Der Besuch des Gottesdienstes am Sonntag Morgen war befohlen. Wir mußten in einer bestimmten Kirche an einem uns angewiesenen Platze auf der Empore sitzen, und die Professoren führten umschichtig die Aufsicht über uns und Register über An- und Abwesenheit. Der Pfarrer hatte einen sehr feinen Talar an und trug auch Handschuhe (kid gloves), was mir sehr auffiel. Die Predigten waren für feine Kurgäste berechnet, und ich hatte nichts davon. Die meisten Schüler nahmen sich Romane mit in die Kirche und lasen die, oder unterhielten sich auf noch schlimmere Weise. Ich habe sogar etliche Karten spielen sehn.

Jedes Jahr war ein Schülerball, und wir wurden wenigstens aufgefordert, wenn auch nicht gerade kommandiert, hinzugehen. Es wurde uns auch empfohlen, Tanzunterricht zu nehmen. Aber meine Eltern wollten das nicht erlauben. Und so habe ich das Tanzen nie gelernt. Auf den Ball aber mußte ich und spielte da wohl eine traurige Figur. Ich erinnere, daß ich versuchte, mit einem Backfischlein zu tanzen.

Ihr Band flog mir dabei in's Gesicht. Sie: „Entschuldigen Sie!“ Ich: „Ach, ein so schönes Band einer so schönen Dame habe ich gern.“ Sie: „O, das Band ist nit so schön; es ist ein altes Band von meiner Mutter und aufgebügelt.“

---

22. Verschiedenes.

Um mir etwas Taschengeld zu verdienen, gab ich jüngeren Schülern Privatunterricht, half ihnen in die Geheimnisse der lateinischen Sprache hinein. Merkwürdiger Weise geschah das in demselben Hause, in welchem lange zuvor mein lange nachheriger Schwiegervater als Schüler des Gymnasiums gewohnt und einem Judenmädchen wider ihren Willen das Leben gerettet hatte. Das Haus nämlich lag gerade an der Nahebrücke, und seine Grundmauer dämmte den Fluß. Nun lehnte mein Schwiegervater, der da werden sollte, eines Abends aus dem offenen Fenster heraus, besah sich den Fluß und rauchte dabei eine verbotene lange Pfeife. Da fiel von oben her an ihm vorbei ein Körper in den Fluß. Ohne sich im geringsten zu besinnen, sprang der Raucher nach und rettete dem Körper das Leben. Es war ein Judenmädchen, das Selbstmord hatte begehen wollen. Das war edel und heldenmütig, nicht wahr? Ich meine das Retten. Weniger edel war, was derselbe Schwiegervater zu derselben Zeit in demselben Hause tat. Er fing nämlich mit großer Mühe etliche Fledermäuse, stand mitten in der Nacht auf, ging mit den Fledermäusen an das Bett des schlafenden Hausherrn, setzte dem die Fledermäuse unter das Nachthemd auf die bloße Brust und ging dann eilig zu Bett und „schlief". Daß der Hausherr bald aufwachte, das läßt sich denken. Es läßt sich noch mehr denken. Als aber der erst Entsetzte und dann Erboste in die Stube meines Schwiegervaters, den er in Verdacht hatte, trat, da schlief

dieser so fest und unschuldig, daß er kaum zu erwecken war und dann garnicht wußte, was man von ihm wollte. Ein alter lateinischer Dichter hat einen Vers gemacht, der lautet so:

Sunt pueri pueri, pueri puerilia tractant.

Das heißt in auch poetischem Deutsch:

Immer sind Bengel Bengel, Bengel Beng'lisches treiben.

Neben mir in der Klasse war ein langer Schüler, der bei Professor Möhrung wohnte. Der fiel mir auf und ist in meiner Erinnerung geblieben dadurch, daß man immer sehn konnte, wie weit er am Morgen sein Gesicht gewaschen hatte. An seinen Hals ließ er nur Sonntags Wasser kommen. Und so wurde der Hals im Laufe der Woche immer schwärzer und schwärzer und der Abstand zwischen ihm und dem gewaschenen Gesicht immer schärfer und schärfer. Man nennt das in der englischen Sprache „watermark". Dieser Schüler hieß — nein, ich will seinen Namen nicht sagen. Denn er ist später ein wenn auch nicht schillergleicher, so doch bekannter Dichter geworden.

Eines Abends besuchte mich ein Mitschüler, blieb lange bei mir und schlief endlich bei mir in meinem Bett. Kurz darauf wurde ich krank. Erst stellte sich Fieber ein, und dann kam an Arme, Hände und Kniekehlen ein unangenehm juckender Ausschlag. Solange das Fieber anhielt, war meine Mutter bei mir, auch wurde ein Arzt geholt, der aber die Sache leicht nahm. Ich wurde auch bald besser. Aber der Ausschlag blieb. Er blieb monatelang. Ich ging auf Anweisung meiner Eltern zu dem berühmtesten Kurarzt. Was der verschrieb, das half nicht. Er ließ sich teuer bezahlen und gab die Sache auf. Es wurde schlimmer und

schlimmer. Ich ging auf zwei Wochen heim und zog unsern Sobernheimer Arzt zu Rate. Der sagte, es sei eine Blutkrankheit, und befahl, daß man mich schröpfen sollte. Der Dorfbarbier setzte mir auf Arme und Rücken Schröpfköpfe und zapfte mir das so nötige Blut ab. Es wurde nicht besser. Ich ging ungeheilt wieder zurück auf's Gymnasium. Endlich, in den großen Ferien, sah mich der nicht sehr gelehrte, aber sehr praktische und erfahrene Dr. Nagel von unserem Orte. Der sagte: „Das ist ja Krätze." Und die Krätze war es. Mein Bettgenosse hatte mir die Krätze angehängt. Diese wurde nun bald geheilt, allerdings durch eine sehr unangenehme Kur. Moral: Schlafe nie mit jemand in einem Bette, den du nicht genau kennst. Du möchtest sonst Krätze, Tuberkulosis, oder noch schlimmere, wenigstens schlechtere Dinge von ihm kriegen.

Sehr freundlich wurde ich aufgenommen in dem Hause eines Apothekers, der aber zugleich Chemiker war. Er war Witwer und schon in höheren Jahren. Weil er aber so gar freundlich gegen mich war, so ging ich fast täglich zu ihm. Und er selbst war es, der mich so anzog, nicht sein dicker Sohn, der auch das Gymnasium besuchte, aber in niedrigerer Klasse war als ich. Dieser Chemiker machte feinen Rheinwein aus den ausgepreßten Schalen der berühmten Johannisberger Trauben. Dies wird denen interessant sein, die gerne importierten Rheinwein trinken. Aber erst gestern hörte ich, daß solche Weinmacherei jetzt gesetzlich verboten und mit schwerer Strafe belegt ist.

Natürlich versuchte ich auch das Rauchen, denn es war ja verboten. Aber ich brachte es zu nichts. Dabei fällt mir nachträglich eine Odernheimer Geschichte ein. Da hatte ich auch schon das Rauchen versucht, besonders mit trockenen

Weinreben. Eines Tages aber kaufte ich mir in Schmidts Laden eine Tonpfeife, stopfte die aus meines Vaters Tabakkasten — mein Vater war ausgegangen — zündete sie an, setzte mich an's offene Fenster, legte in amerikanischer Weise meine Beine auf das Fenstersims und puffte los. Da legte sich eine Hand auf meine Schulter. Mein Vater! „Schmeckt's?" Ich sprang auf und legte die Pfeife weg. „Bleib nur ruhig sitzen und rauche weiter", sagte mein Vater freundlich, aber unheimlich lächelnd. „Papa—." „R a u c h e w e i t e r, s a g e i c h!" Ich mußte, in Gegenwart meines Vaters, die Pfeife ausrauchen. Dann — —

Erfrischender waren die Spaziergänge in der überaus herrlichen Gegend. Nur wurden die zuweilen verdorben dadurch, daß ich dabei für die Klasse allerlei auswendiglernen mußte. Zum Beispiel erinnere ich, daß ich Schillers „Spaziergang" meinem Gehirn einzuschreiben hatte. Am allerherrlichsten aber war es, wenn ich hie und da Sonnabends mit etlichen Genossen über die Berge den vierstündigen Weg nach Odernheim machen durfte zu meinen Eltern und Geschwistern. Auch konnte ich dann vor den Buben da prangen in meiner Gymnasiastenkappe und -würde. Für kleinere Spaziergänge bot die Stadt Kreuznach selbst genug Gelegenheit und Unterhaltung und Abwechselung. Auch gab es da sehr schöne Konzerte zu hören, unentgeltlich.

Einmal gab es eine große Aufregung. Es war Feuer in unserer Kirche ausgebrochen. Ich meine unsere Kreuznacher Kirche, die wir immer zu besuchen hatten. Es war ein mächtiges Schauspiel, wie der Kirchturm in Flammen stand und die Glocken herabstürzten. Dann, als das geschehen war, versuchte die Feuerwehr, die übrige Kirche zu retten. Wir Schüler standen mit in Reih und Glied an den

Wassereimern und traten bis in die Kirche hinein. Ein Oberprimaner, ein junger Adeliger, war zu tollkühn, wurde von einem herabstürzenden Balken am Kopfe schwer verletzt und mußte heimgetragen werden. Diese Begebenheit erfüllte ihn aber mit großem Stolz.

---

23. Meines Vaters Tod.

In den großen Herbstferien des Jahres 1862 kam ich mit nicht sehr glänzenden Zeugnissen, aber nach Obersecunda versetzt, heim. Ich trug die Kappe der Obersecunda: grün mit schwarz-weißem Rande. Und mein Vater war krank. Dr. Schramm von Sobernheim, ein alter Junggeselle, groß, mit langem Haupthaar, sonst glatt rasiert, behandelte ihn. Meine Mutter war in Sorge. Was von der Krankheit gesagt wurde, ist das Folgende: Mein Vater hatte in der Kriegszeit eine Wunde erhalten am rechten Schienbein, die nie heilte, sondern immer offen war, ein „running sore", wie man hier sagt. Jetzt heilte die zu, und eine Lungenkrankheit trat ein. Ob dies Heilen der Wunde mit der Lungenkrankheit etwas zu tun hatte, weiß ich nicht. Man will solche Sachen jetzt nicht mehr recht glauben.



Mein Vater.

Hier muß ich etwas sagen. Mein lieber Vater hatte

etwas seinen Halt verloren. Er war nicht zufrieden mit seiner Stellung in der Kirche der Pfalz. Es hatte das auf seinen geistlichen Zustand keinen guten Einfluß. Er versuchte wieder zurückzukommen in die holsteinische Landeskirche, aber es gelang ihm nicht. So blieb er mit verwundetem Herzen, mit nicht gutem Gewissen. Er wurde was man nennt hypochonder: mißmutig, niedergeschlagen, stets von Sorgen gequält, verzagt, er gab schier allen Mut auf, verlor alle Energie — — —

Es waren traurige Ferien. Als die Zeit kam, ging ich wieder nach Kreuznach und in die Obersecunda. Das alte Logis bei der Pfarrerswitwe bezog ich nicht wieder, sondern wohnte bei einem Bäcker in zwei kleinen Stuben, Wohnstube und Schlafstube. Meine Mahlzeiten wurden mir von der Tochter des Hauses in's Zimmer gebracht. Das war langweilig. So bat ich denn, daß man mir erlauben möchte, mit der Familie zu essen. Das schmeckte besser. Da gab es auch sehr gute Hausmannskost. Öfters blieb ich nachts auf mit den Bäckergesellen und half Brod und Wecken backen. Da sah ich manches, was den Kunden den Appetit verdorben hätte, wenn sie es gesehen hätten. Im Anfange des November wurde ich heimgerufen, weil man dachte, daß meines Vaters Ende nahe sei. Aber es war noch nicht so. Und ich ging wieder zurück, auf meines Vaters ausdrücklichen Wunsch.

Am 10. November ließ der erwähnte Apotheker und Chemiker mich aus der Klasse holen. Als ich mit banger Ahnung kam, da nahm er mich in die Arme und sagte: „Karl, Karl, ein Telegramm ist angekommen.“ Jetzt wußte ich. „Ist mein Papa —?“ „Ja, mein Kind, dein Papa ist tot.“ Da mußte ich herzbrechend weinen. Ich war oft

genug auf meinen Vater erbittert gewesen wegen seiner Strenge. Aber nun —. Ich wußte doch, daß er mich lieb gehabt hatte. Und jetzt war alles aus. Und er hatte nicht einmal Abschied von mir genommen. Der Apotheker tröstete mich, sogut er es vermochte. Und er ging mit mir in mein Logis und half mir, ein paar Sachen zusammenzupacken und brachte mich auf den Bahnhof. Gegen Abend kam ich in Staudernheim an. Wer mich da abholte, das weiß ich nicht mehr. In zwanzig Minuten war ich in Odernheim. Und in den Armen meiner Mutter.



Meine Mutter.

Meine Mutter führte mich in das Totenzimmer. Da lag mein Vater auf der mit weißem Tuch bedeckten Matratze. Er hatte den Chorrock an, die Bäffchen um den Hals über weißer Halsbinde, selbst das Barett auf dem Haupt. Die Hände waren gefaltet. — Da hatte ich keine Scheu vor der Leiche. Aber es war zu unaussprechlich schrecklich, daß mein Vater wirklich tot war. Später am Abend schlich ich mich alleine wieder in die Totenkammer, in welcher zwei Lichter zu den Häupten der Leiche gestellt waren. Presbyter hielten die Leichenwache.

Wie war mein Vater gestorben? Er hatte vorher das Presbyterium, den Vorstand der Gemeinde, um sein Lager versammelt und mit guten Worten Abschied genommen. Was er mit meiner Mutter geredet hat, das weiß ich nicht. Nur weiß ich, daß er aus allem Elend heraus zu JEsu

geflohen war. „Nichts, nichts als JEsus jetzt“, hatte er gesagt. Und so hatte er sich auf seinen Tod gefreut. An mich hatte er auch gedacht. In mein früher erwähntes Album schrieb meine Mutter:

Vermächtnis Deines seligen Vaters
„meinem Karl“
in der letzten Stunde seines Lebens.

Dann folgt das Lied von Benjamin Schmolck „Je größer Kreuz, je näher Himmel.“ Ich will das nicht abschreiben, weil man es ja in einem Gesangbuche oder Gebetbuche etwa finden kann. Und es sind neun Verse. Nur einen Vers will ich hersetzen, weil der hervorgehoben ist, mein Vater ihn also wohl auf besondere Weise gesagt haben muß.

Je größer Kreuz, je lieber sterben,
Man freut sich recht auf seinen Tod,
Denn man entgehet dem Verderben,
Es stirbt auf einmal alle Not.
Das Kreuz, das unsre Gräber ziert,
Bezeugt, man habe triumphiert.

Nach dem Liede folgt der Spruch, den mein Vater zuletzt gesagt, geflüstert hatte: „Es sollen wohl Berge weichen und Hügel hinfallen, aber meine Gnade soll nicht von dir weichen, und der Bund meines Friedens soll nicht hinfallen, spricht der HErr, dein Erbarmer.“ Das hat mein Vater mir vermacht.

Das Begräbnis war groß. Eine Menge von bayrischen, hessischen und preußischen Pfarrern kamen dazu. Die bayrischen waren alle im Chorrock. Erst war im Hause eine Leichenfeierlichkeit. Dann in der Kirche. Da predigte der Herr Dekan oder Superintendent Welsch, der dann der Nachfolger meines Vaters wurde. Endlich wurde die Leiche

auf den Kirchhof gebracht. Sechs Presbyter trugen den auf einer Bahre ruhenden Sarg auf ihren Schultern, sechs andere hielten die Bänder des Sargtuches. Die bayrischen Pfarrer schritten voraus. Dem Sarge zunächst folgte ich als einziger Leidtragender. Es war nicht Sitte, daß Frauen und Töchter mit auf den Kirchhof gingen. Neben mir ging der Freund meines Vaters, der Pfarrer und Kirchenrat Gerlach von dem nahen Staudernheim. Dann folgten die andern Pfarrer und viel Volk. Da ich sehr heftig weinen mußte, verließ ein kleiner bayrischer Pfarrer mit Namen Lichtenberg seinen Platz im Zuge und trat an mich heran und flüsterte mir in's Ohr: „Dein Stecken und Stab trösten mich.“ Dieser Pfarrer war wegen seines Glaubens an Christum sehr verachtet und geschmäht. Ich dummer Junge hatte ihn auch scheel angesehn. Aber nun tröstete mich sein Zuspruch. Nach 34 Jahren, als ich eine Reise durch die Pfalz machte, sah ich ihn vom Zuge aus ganz alt und schneeweiß, auf den Arm einer Dame gestützt, an einem Bahnhofe stehn. Ich rief seinen Namen. Aber er hörte mich nicht. Hätte er mich gehört, so hätte ich den Zug verlassen und wäre zu ihm gegangen. Daß ganz Odernheim am Begräbnis teilnahm, das brauche ich kaum zu sagen.

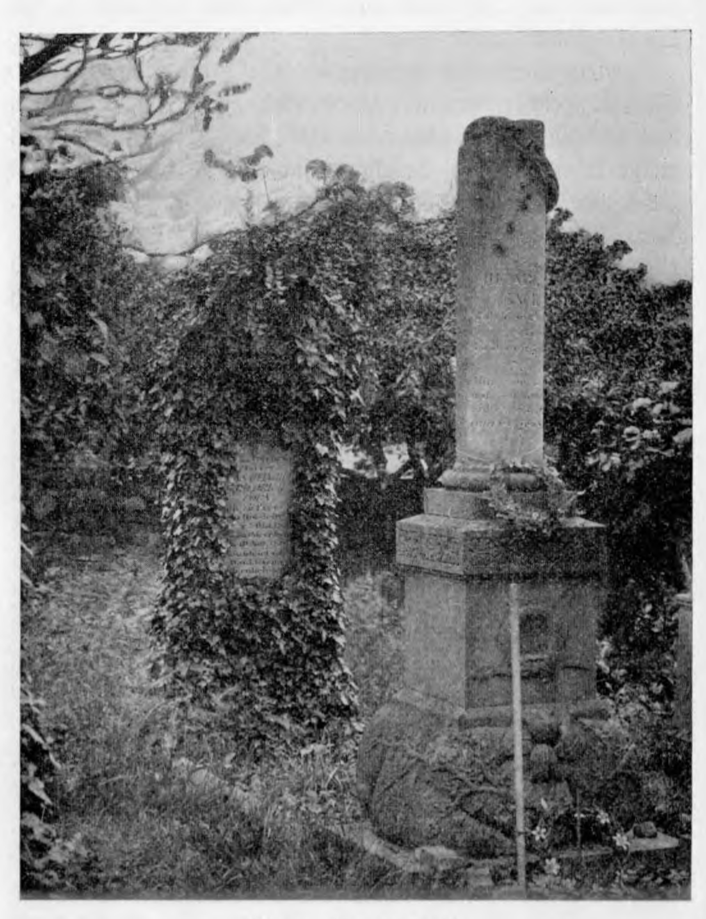
Ich glaube, es waren hundert Tage, daß meine Mutter sogenannte Gnadenfrist hatte, um sich nach einem andern Wohnort umzusehn. Ein Vikar zog ein, der das Amt verwalten sollte, bis der Nachfolger kam. Ich ging vorläufig wieder nach Kreuznach zurück. Da hatte ich heftiges Verlangen nach meinem Vater. Eine Nacht konnte ich deswegen nicht schlafen, und in der großen Nervenerregung kam es mir vor, er müsse gewiß in meinem Wohnzimmer auf dem Sopha sitzen in Chorrock und mit Barett, wie er im Sarge

gelegen hatte. Ich stand auf, machte Licht und ging in das Wohnzimmer. Aber —

Mein Vormund war der wohlbekannte Professor Dr. Ebrard, welcher Konsistorialpräsident zu Speyer gewesen war und nun in Erlangen wohnte. Auf dessen Rat beschloß meine Mutter, nach Erlangen im Königreich Bayern zu ziehen, weil da beides Gymnasium und auch Universität war. Nach Weihnachten ging ich nicht wieder nach Kreuznach zurück, weil es da so teuer war. Auch sollte ich ja doch bald das Erlanger Gymnasium beziehen. Der Vikar sollte mich etwas unterrichten. Aber daraus wurde nicht viel.

Dieser Vikar war ein hochbegabter, aber ungläubiger und leichtfertiger junger Mann. Er kam aus ganz niedrigem Stande und war seiner eminenten Begabung wegen von seinem Pfarrer unterrichtet und dann auf Gymnasium und Universität gesandt worden. Gegen meine Mutter und Geschwister war er sehr freundlich. Wenn er etwas für uns tun konnte, so tat er es gerne, und war stets rücksichtsvoll und bescheiden. Und mit mir gab er sich fortwährend auf das liebevollste ab. Ich schlief auch bei ihm in seiner Schlafstube. Nach vielen Jahren habe ich ihn wieder getroffen. Er hatte eine bedeutende Pfarrei und stand an der Spitze der Freigeister.

Unser Haushalt wurde nun allmählich aufgebrochen. Die Pensionärinnen wurden entlassen. Selbst unsere liebe treue Schwester Doris mußte sich nach einer Stelle umsehen. Sie fand eine solche bei einem adeligen Witwer in Frankfurt am Main. Da wurde sie die Vorsteherin seines Haushalts und die Erzieherin seiner Kinder. Da ist sie heute noch nach 47 Jahren. Unsere Sachen wurden auf öffentlicher Auktion verkauft. Das war sehr hart. Die Mittel,



Meines Vaters Grab.

die meine Mutter nun hatte, bestanden aus der kleinen Pension, welche in Bayern Pfarrerswitwen ausgezahlt wurde, und aus dem, was sie aus einer dänischen Witwenkasse erhielt, in welche mein Vater von Anfang bis zu Ende seiner Amtszeit eingezahlt hatte. Alles zusammengenommen, war es nicht viel. Meine liebe Mutter! In Hülle und Fülle, vornehm erzogen, war sie aufgewachsen und über dreißig Jahre alt geworden. Dann nach kurzen Jahren ehelichen Glückes kam Krieg und Tod und nahm alles hin. Aber nie verlor sie ihren Glauben, noch ihren Muth, noch die große Frische und Lebendigkeit ihres Geistes, wie das aus diesen Blättern noch zu sehen sein wird.

Die Odernheimer ließen es sich nicht nehmen, meinem Vater einen schönen Grabstein zu setzen. Da steht auf einer Seite der vorhin angeführte Spruch: „Es sollen wohl Berge weichen u. s. w." Auf der andern stehn Namen und Daten und: „Ihrem verehrten Pfarrer gewidmet von dankbaren Odernheimern." Der Kirchhof zu Odernheim ist klein. Nur 13 Jahre darf dort eine Leiche im Grabe ruhen, dann wird dieses aufgegraben, und die vorgefundenen Gebeine werden in das sogenannte Beinhaus gelegt, der etwaige Grabstein aber an die Mauer gesetzt. Aber meines Vaters Grab fand ich nach 34 Jahren noch unverletzt und wohlgepflegt. Seine Gebeine werden auch wohl noch lange da ruhen dürfen. Mein Vater ist nur 51 Jahre alt geworden. Und was war sein Leben? 34 Jahre Lernen, Warten, Hoffen; dann ganz kurzes Glück; dann viel Kreuz und Enttäuschung. Aber endlich ein seliger Tod. Er hat JEsum Christum gefunden und mit Ihm das ewige Leben.

---

24. In Erlangen.

Im Frühjahr 1863 kamen wir in Erlangen an, das nun unsere ständige Heimat wurde.

Erlangen, wer kennt Erlangen nicht? Wer es nicht um seiner eigentlichen Berühmtheit willen kennt, nämlich



Erlangen.

wegen seiner Universität, der muß doch wenigstens von Erlanger Bier gehört haben. Erlangen liegt zwei Stunden von Nürnberg, dieser alten einzigartigen Wunderstadt, und seine Bürger pflegen vier Hautpindustrieen: sie logieren Studenten, sie machen Strümpfe, sie fabrizieren Handschuhe und sie brauen Bier. Wenigstens dazumal war es so.

Meine Mutter mietete eine Wohnung in der Spitalstraße im Hause des Schreiners Wilhelm, zwei Treppen hoch. In dem Stockwerk unter uns wohnte der berühmte Professor Carl von Raumer. Der war nun sehr alt, aber o, wie lieb

und freundlich, wie geistig frisch und anregend! Seine Frau, die auch noch lebte, war in ihrer Jugend wunderschön gewesen und hatte einem berühmten Maler als Modell gesessen für Maria mit dem JEsuskinde. Und jetzt in ihrem hohen Alter war sie auch schön, sehr schön. Zu ebener Erde wohnte der Hausherr mit seiner Familie. Das Haus war



Universitätsbibliothek im Schloß.

alt und altertümlich, aber groß, weit und bequem. Die Treppen waren so angelegt, daß sie gleichsam einen separaten Bau bildeten und in jedem Stockwerk an eine verschlossene Vorhalle führten. Und gerade gegenüber wohnte der frühere Missionsdirektor Graul mit seiner Frau, Graul, dieser vielgereiste Mann, der Ostindien und dessen Literatur uns zur Kenntnis gebracht hat. Immer konnte ich von unserem Fenster aus seinen Kopf über seinen Schreibtisch gebeugt sehen, und sein Haus war uns stets offen. Meines Vaters alter Universitäts- und Herzensfreund Baumgarten

schrieb einen Brief an Professor Delitzsch, der damals in Erlangen war, und bat ihn, sich besonders meiner anzunehmen, was dieser auch auf das allerfreundlichste tat. Und mein Vormund Ebrard tat alles mögliche, um meiner armen Mutter das Leben in Erlangen angenehm zu machen. Aber



Nürnberg.

meine Mutter war eine so einzigartige Frau, daß bald jeder sich freute, mit ihr bekannt zu werden.

Welcher Kirche sollten wir uns anschließen? In Erlangen waren vier Kirchen: zwei lutherische und zwei reformierte. Unser Vormund Ebrard war reformiert und hätte es gerne gesehen, daß wir uns der nahe gelegenen reformierten Kirche angeschlossen hätten, in welcher er oft predigte. Aber meine Mutter entschied sich für die lutherische Kirche. Sie war ja von Haus aus lutherisch gewesen, sie wußte, wie mein Vater sich zurückgesehnt hatte in die lutherische Kirche,

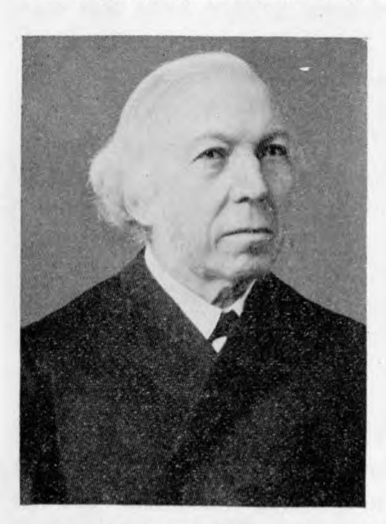
sie wollte nun zu dieser zurückkehren. Ebrard verstand und billigte das. So mietete denn meine Mutter einen Stuhl, das heißt, einen abgeschlossenen Platz für uns in der Neustädter Kirche, die lutherisch und die Universitätskirche war. Da wurden meine Schwestern konfirmiert. Und ich, der ich nie einen lutherischen Katechismus gesehen hatte, war nun auf einmal lutherisch. Und doch auch wiederum nicht. Denn nach den Gesetzen des Landes war ich heimatsberechtigt, militärpflichtig und kirchzugehörig in der Pfalz, und da war die Kirche uniert mit offiziell reformiertem Stempel. Also dem Gesetz nach war ich uniert-reformiert, dem Tun nach lutherisch, und in Wirklichkeit war ich nichts rechtes von beidem.



Karl von Raumer.

Das Gymnasium oder, wie es genannt wurde, die königliche Studienanstalt zu Erlangen war anders eingerichtet als das zu Kreuznach. Es war abgeteilt in das Untergymnasium und in das Obergymnasium. Das Untergymnasium hatte vier Klassen, und das Obergymnasium hatte vier Klassen. Diese nannte man von unten auf die erste, zweite, dritte und vierte Gymnasialklasse. Die zweite Gymnasialklasse entsprach also der Obersecunda, in welcher ich in Kreuznach gewesen war. Und in die zweite Gymnasialklasse meldete ich mich. Um aber eintreten zu können, mußte ich erst ein Examen bestehen. Denn was fragte man in Bayern nach meinen preußischen Zeugnissen?

Der Haupt- oder Klassenlehrer der zweiten Gymnasialklasse war Professor Daniel Zimmermann, ein großer, alter, völlig ausgetrockneter, wunderlicher, aber höchst gutmütiger alter Herr. In dessen Studierstube wurde ich examiniert. Dessen Frau hatte eine beinahe krankhafte Sucht nach Reinlichkeit. Das hatte ich schon gehört. Also war ich sehr sauber, als ich hinging, wischte meine Füße vor der Türe ein paar Minuten lang an der Fußmatte ab, faßte die blinkende Türklinke mit dem Taschentuch an und wurde dann auch, nach etlicher Musterung, sehr holdselig von der Frau Professor empfangen. In der Studierstube angelangt, wurde ich erst etwas ausgefragt und dann an einen Tisch gesetzt, der mit Feder, Tinte und Papier versehen war. Da mußte ich erst einen lateinischen Aufsatz schreiben. Ich fühlte, daß der ziemlich gut war. Am Nachmittage mußte ich eine griechische Übersetzung machen. Ich fühlte, daß die ziemlich sehr schlecht war. Am andern Morgen mußte ich einen deutschen Aufsatz machen. Ehe ich das tat, sprach Daniel Zimmermann also: „Zorn, Ihr Latein ist passabel, Ihr Griechisch ist nicht passabel. Nun kommt alles darauf an, welche Fähigkeiten Sie



Mein Vormund Ebrard.

durch den deutschen Aufsatz zeigen. Hier haben Sie sechs Themata, wählen Sie sich eines aus, das Ihnen am meisten zusagt." Ich sah mir die Themata an. Ich weiß nicht mehr, wie sie alle lauteten. Aber eines war dies: „Über die Gewohnheit." Das wählte ich. Und ich sagte dem Professor, daß ich das nehmen wolle. „Du leebe Zeit", sagte der, „das ist ja gerade das schwerste! Nehmen Sie doch ein anderes!" „Nein", sagte ich, „weil ich zeigen soll, was ich tun kann, so will ich eben dies nehmen." Ich schrieb also los. Als ich am Nachmittage wieder kam, sagte der Professor: „Haben Sie früher einmal einen Aufsatz über die Gewohnheit gemacht?" „Nein." „Nun, dann muß ich sagen, der Aufsatz ist gut, sehr gut. Und Sie können in die zweite Gymnasialklasse eintreten. Aber nur auf Probe.



Neustädter luth. Kirche.

Ihr Griechisch ist zu schlecht. Aber hören Sie, kommen Sie zweimal die Woche zu mir, dann will ich nachhelfen. Vielleicht, wenn Sie sehr fleißig sind, können Sie doch durchkommen." Damit ging ich fröhlich ab und dachte, ich will mich ganz gehörig anstrengen, damit ich durchkomme. — Die lange Unterbrechung, die durch meines Vaters Tod veranlaßt war, hatte mir doch geschadet. Und dann schadet es immer, wenn man von einem Gymnasium auf das andere

kommt, denn jedes hat seine eigenen Wege, besonders wenn die betreffenden Gymnasien auch noch in verschiedenen Ländern sind. Und das Erlanger Gymnasium war ohne Zweifel besser als das Kreuznacher. Der Direktor war der berühmte Döderlein, der Klassenlehrer der dritten Gymnasialklasse der noch berühmtere Ivan von Müller, auch lehrte da der spätere Rektor des Nürnberger Gymnasiums Authenrieth, dessen Ruf ein weltweiter ist.

Mut wurde mir freilich nicht viel gemacht. Als ich, um mich vorzustellen, Ivan von Müller besuchte, sagte mir dieser ganz trocken, es sei gar keine Aussicht, daß ich im Herbst versetzt werde. Ich sei nur deshalb in die Klasse hineingelassen, weil ich durch den deutschen Aufsatz Verstand gezeigt habe. Aber ich arbeitete und studierte wie toll. Sitzen bleiben wollte ich nicht. Ich wurde ganz kaput. Aber als der Herbst kam, wurde ich versetzt. Nur wurde die Bedingung gestellt, daß ich während der Ferien Griechisch und Mathematik treiben müsse. In der Mathematik hatte ich durch die Unterbrechung und den Wechsel den Faden verloren. Fand ihn auch nie wieder.

Weil ich kaput war, sagte der Doktor, ich müßte mich ein paar Wochen ordentlich erholen und garnichts tun; ich sollte in die fränkische Schweiz gehn. Ich ging zu Ivan von Müller und sagte ihm das. Der sagte sehr freundlich: „Gehn Sie auf sechs Wochen hin. Sie sind ein fleißiger Mensch, Sie werden schon durchkommen.“ So ging ich denn in die fränkische Schweiz.

Die sogenannte Fränkische Schweiz ist ein ganz wunderschöner Fleck Erde im bayrischen Oberfranken zwischen Forchheim (wo Pontius Pilatus geboren sein soll) und Bayreuth (wo der Musikus Richard Wagner gefeiert wird).

Groß ist sie nicht, sondern nur sehr klein. Aber auf diesem kleinen Raume ist kein Ende der Pracht und der steten, ein entzücktes Ah! hervorrufenden Abwechselung. Hohe Berge drängen sich um ein enges Tal, das der Fluß Wiesent in schnellem Laufe durcheilt, um so bald als möglich in die Regnitz zu kommen. Die Berge sind mit Ruinen, wiederhergestellten Burgen, Klöstern, Wallfahrtsorten gekrönt, im Tale finden sich Mühlen, Dörfer, Gasthäuser. Ich kann das nicht alles hier beschreiben. Ich will nur das sagen: ich habe manchen Platz auf dieser Erde gesehen, aber wenn ich gefragt würde, wo ich am liebsten ein paar Monate ausruhen möchte, so würde ich ohne Besinnen sagen: in der Fränkischen Schweiz. Mitten drin liegt der Ort Muggendorf. Dahin ging ich. Da ließ ich mich nieder. O Muggendorf, du herrliches Gebirgsnest! Da strömt lauter Entzücken durch die Augen in die Seele ohn Unterlaß. Da war ein größeres Hotel. Da war aber auch ein kleines altes Gasthäuslein, die Türkei genannt, weil der dicke Gastwirt Türk hieß. Da mietete ich mich ein. Fein war's da nicht, aber gut und billig. Bekanntschaften machte ich bald. Da war ein Erlanger Gymnasiast aus niedrigerer Klasse. Da war eine Nürnberger Pfarrersfrau mit Tochter. Da war ein Hotelbesitzer von irgendwo her. Da war ein Würzburger Rechtskonzipient, ein junger Jurist. In dem größeren Hotel waren manche Leute. Ich nenne zwei Erlanger Damen, eine war die Tochter eines sehr angesehenen Arztes, welche „die Rose Erlangens" genannt wurde wegen ihrer Schönheit, die andere war ihre ältere Freundin, die sie „chaperonte". Was tat ich in Muggendorf? Ich aß, schlief, machte Spaziergänge, mit Andern gemeinschaftliche Ausfahrten, klomm Berge hinauf, besuchte die nahe Marienhöhle, eine wunder-

bare Tropfsteinhöhle, klopfte als „müder Wanderer“ an die Klosterpforte zu Gößweinstein oben auf dem Berge und ließ mich von den Mönchen bewirten, lag auf dem Rücken im Grase und schaute die Berge an — doch was soll ich mehr sagen? An Griechisch und Mathematik dachte ich garnicht. Die eben erwähnte Marienhöhle ruft eine Erinnerung in



Aus der fränkischen Schweiz.

mir wach. Da liegt ein Buch auf, in welches die Besucher ihre Namen schreiben. Gerade vor mir war Bismarck dagewesen. Dann, so wurde zu der Zeit überall erzählt, war er nach Forchheim und von Forchheim nach Nürnberg und weiter gefahren. In Forchheim verließ er den Zug und besuchte ein gewisses kleines Häuschen am Bahnhofe. Als er drin war, hörte er an der Tür ein paar Hammerschläge. Als er wieder heraus wollte, konnte er nicht, denn die Tür war zugenagelt. Auf sein Rufen wurde er endlich befreit. In

Nürnberg wollte er wieder ein solches Häuschen besuchen. Da stellte er aber seinen Diener auf Wache. Plötzlich kamen ein paar Männer, stießen den Diener bei Seite, und Hammerschläge belehrten den großen Herrn, daß die Forchheimer Einsperrung sich wiederholt hatte. Bismarck war damals sehr verhaßt in Deutschland. Meine liebe Mutter behauptete steif und fest, er sei der geweissagte Antichrist. Witzblätter stellten bildlich dar, wie Bismarck mit den bekannten drei Haaren auf dem kahlen Schädel zu dem herzförmigen Loch heraus schaute, das an den Türen solcher Lokalitäten angebracht ist, und um Hilfe rief.

In Muggendorf ist eine lutherische Kirche. Aber im allgemeinen ist das Volk in der Fränkischen Schweiz stockkatholisch. Und sehr sittenlos. Und roh. Ich überhörte folgenden Dialog. „Geschtern bin i auf der Kerbe (Kirchweih) g'wesn." „So? Was hot's da geb'n?" „A Rauferei." „So? Wie viel san dotg'schlagn?" „Aner, aber ganz dot war er net." Und das waren Mädchen, die so sprachen.

Ich weiß nicht genau, wie lange ich in Muggendorf war. Als ich wieder heimreisen wollte, nahm ich mir mit dem Würzburger Juristen und der „Rose Erlangens" und ihrer Begleiterin zusammen einen Wagen, um nach Forchheim zu fahren. Ehe der Wagen vorfuhr, saßen wir im Garten des größeren Hotels und tranken Kaffee. Die Rose — ich will ihren Namen nicht nennen — sagte, daß sie fröre, und zitterte sichtlich. Ich hing ihr meinen Plaid, meinen Shawl um die Schultern. Sie sagte, sie müßte ein wenig herumgehen, wir sollten nur sitzen bleiben. Damit ging sie in's Hotel. Der Wagen kam. Die Rose kam nicht. Ihre Begleiterin ging in's Hotel, um sie zu holen. Sie war im

Hotel nirgends zu finden. Wir riefen ihren Namen. Keine Antwort. Wir suchten die Nachbarschaft ab. Wir fanden sie nicht. Uns wurde bange. Wir suchten in allen Ecken und Winkeln, selbst unter einer kleinen Brücke, die über einen Bach führte. Nichts. Der Jurist und ich kletterten auf ein halbfertig gebautes Haus, um Umschau zu halten. Da sahen wir am Ufer der Wiesent meinen Shawl im Grase liegen. Wir gaben Alarm und eilten hin. Wir blickten das steile und abschüssige Ufer der Wiesent hinab. Da hing die Rose mit den Kleidern an einem alten Weidenstumpen, Oberkörper und Füße im rauschenden Wasser. Wir zogen sie heraus, herauf, und legten sie in's Gras. Ein Arzt kam. Belebungsversuche wurden angestellt. Eine Engländerin wischte ihr mit ihrem Taschentuche den Schaum von Mund und Nase und hauchte, blies ihr Luft in die Nase. Aber die Rose war tot. Im Grase fanden wir ein kleines leeres Fläschchen. Die Begleiterin sagte, sie kenne das Fläschchen; es sei Medizin für Schlaflosigkeit darin gewesen.

Das Hotel wollte die Leiche nicht aufnehmen. Niemand wollte die Leiche in's Haus nehmen. Sie wurde endlich in die Werkstatt eines Schreiners gelegt, während dieser einen Notsarg machte.

Die Begleiterin blieb da, um die Leiche nach Erlangen zu geleiten, oder eigentlich um das Kommen des Vaters abzuwarten. Mir wurde der traurige Auftrag, nach Erlangen zu fahren und die Eltern von dem Vorfall zu benachrichtigen. Mit dem Juristen stieg ich in den Wagen. Unterwegs wurde dieser plötzlich wie wahnsinnig. Als wir an den Ufern des Wiesent entlang fuhren, schrie er: „Da fließt ihre Seele! Ich bin ihr Mörder!“ Und raufte sich das Haar und warf die Wagenkissen herum und tat, als ob er heraus-

springen und sich ertränken wollte. Mit Mühe konnte ich ihn halten. Er war völlig außer sich. In Forchheim nahm ich sein Geld, kaufte ihm ein Billet nach Würzburg, setzte ihn in den Zug und bat den Kondukteur, auf ihn aufzupassen. Und da telegraphierte ich auch an den Vater, daß er sofort nach Muggendorf reisen sollte. Denn ich fühlte keine Kraft in mir, persönlich die schreckliche Kunde zu überbringen.

Ein kirchliches Begräbnis erhielt die Rose nicht. Man nahm Selbstmord an, obwohl die Begleiterin aussagte, daß sie oft Krampfanfälle gehabt habe und wohl in einem solchen Anfall das Fläschchen ausgetrunken und dann an's Flußufer gelaufen sei, um die Zunge zu kühlen. Auch ich wurde vernommen und bezeugte, daß ich nichts an ihr wahrgenommen habe, was den Gedanken an Selbstmord rechtfertigen könne. Aber man hielt mich für zu jung und unerfahren, um urteilen zu können. Gott weiß, wie die Sache wirklich war.

---

25. Das zweite Jahr auf dem Gymnasium dort.

Der Klassenlehrer der dritten Gymnasialklasse war Professor Ivan von Müller. Der hatte uns in den Hauptfächern zu unterrichten.

Wir Schüler waren ein in jeder Beziehung sehr bunt gemischter Haufe. Da gab's Freiherren und Bauernjungen, Begabte und Unbegabte, Fleißige und Faule, sehr Ordentliche und bodenlos Verdorbene.

Aber Professor von Müller hielt alle ohne Ausnahme in Disziplin. Und wie tat er das? Nie wurde er aufgeregt. Nie kam ein Scheltwort über seine Lippen. Nie hielt er lange Ermahnungsreden. Er war ein mittelgroßer, schmächtiger Mann mit blassem verstudiertem Gesicht. Aber wenn er nur seine Augen aufschlug und einen ansah, so war der Wildeste und Frechste sofort zahm und bescheiden. Und sein Anblicken war durchaus kein zorniges oder drohendes. Es war wie ein Zauber. Er war eben ein geborener Schulmann. Keiner von uns wagte, ihn betrügen zu wollen. Keiner von uns hätte ihn anlügen mögen. Keiner von uns hätte daran gedacht, frech gegen ihn zu sein. Selbst der Faulste suchte doch bei ihm seine Aufgaben zu wissen. Wie er Disziplin hielt, will ich an zwei Beispielen zeigen. Ich schlich mich eines Abends mit einem Fechtzeug durch eine Seitenstraße, um in dem Hofe des väterlichen Hauses eines Mitschülers Fechtübungen zu machen. Das war ganz gesund, aber verboten. Als ich so dahin schlich, begegnete ich dem Professor Authenrieth. Am nächsten Morgen, als eine

Stunde bei Ivan von Müller aus war, blieb dieser stehn. Wir gingen alle an ihm vorbei. Nein, ich nicht. Denn er hielt mich mit einem ganz freundlichen Blicke zurück. Als ich allein mit ihm war, sagte er ganz milde: „Sie wissen ja das von gestern Abend." „Ja, Herr Professor." „Solches ist verboten. Sie werden sich nicht wieder auf der Straße mit Fechtzeug sehn lassen." „Nein, Herr Professor." Das war alles. Ein anderes Mal hatte ein sehr sittenloser Adeliger wiederholt seine Aufgaben nicht gut gelernt. Ivan, wie wir ihn nannten, sagte ganz ruhig: „Es tut mir leid, daß so etwas im Obergymnasium vorkommen soll, aber ich muß Sie wohl nachsitzen lassen, wie einen Schuljungen." Der Schüler stand auf und sagte: „Herr Professor, ich weiß, daß ich faul war. Aber bitte, lassen Sie mich nicht nachsitzen! Lassen Sie mich in den Karzer sperren, so lange Sie wollen, nur nicht nachsitzen; die Schande wäre zu groß." „Machen Sie es das nächste Mal besser", sagte Ivan. Und die Sache war erfolgreich abgemacht.

Daß der lateinische und griechische Unterricht bei Professor von Müller ausgezeichnet war, das brauche ich kaum zu sagen. Er hätte unmöglich besser sein können. Ich wünschte, daß ich sagen könnte, daß ich mich auszeichnete. Aber das kann ich nicht sagen. Sonderlich das Auswendiglernen von Oden des Horaz und das Übersetzen der Chöre des Sophokles wurde mir schwer. Aber diese Sachen kennt nicht jeder. Darum will ich nicht mehr darüber sagen. Der Unterricht in der Weltgeschichte war mir verhaßt. Der war lange nicht so gut wie der in Kreuznach. Wir hatten ein trockenes Lehrbuch, das von Dittmar, und danach mußten wir uns in's Gedächtnis reiben, was dann und dann passiert war, sonderlich was für Kriege die alten schauderhaften

Kerle geführt hatten. Ich glaube, der Professor hatte selbst kein Wohlgefallen daran. Geschichtsunterricht sollte voll Leben und Anregung sein und in das Kulturleben den Blick öffnen. Wird er so gegeben, dann kann es wohl kaum etwas bildenderes und interessanteres geben. Hier in Amerika liegt er jammervoll darnieder auf den Anstalten des Landes.

Mathematik und Französisch lernten wir von denselben Lehrern wie in der vorigen Klasse. Aber hier will ich die Religion erwähnen. In der wurden wir mit den Schülern der andern Klassen zusammen von dem alten Professor von Rückert unterrichtet. Was wir da lernten, daß weiß ich nicht mehr. Wir lernten nichts. Ich habe eine schwache Ahnung, daß wir das Neue Testament in der Grundsprache lasen. Es herrschte da die größte Unordnung und Unaufmerksamkeit. Auch das Hebräische fing ich in der Klasse an, erinnere aber nicht einmal mehr, welcher Professor das lehrte. Ich gab es bald auf, weil ich in Bezug auf meine Zukunft nur das zu wissen meinte, daß ich nicht Pastor werden wollte. Wozu also Hebräisch?

Als ich eines Wintermorgens in die Klasse ging, fand ich ganz nahe bei der Studienanstalt die Leiche eines Mannes im Rinnstein (gutter) liegen. Sie war festgefroren darin. Es war die eines Säufers.

Weil wir die Studenten der Universität und deren Verbindungsleben beständig vor Augen hatten, so war unser ganzes Dichten und Trachten dahin gerichtet, auch Studenten zu werden. Vorläufig ahmten wir sie und ihr Leben nach, so gut es ging. Wir übten uns im Fechten, sangen Studentenlieder, schlichen in die Kneipen und übten uns im Biertrinken, und nahmen je nach Vorliebe Partei für die einzelnen Verbindungen. Darüber kam ich in die unglücklichste

Zeit meines ganzen Gymnasiallebens. Ich geriet in Konflikt mit meiner eigenen Partei. Die eigentliche Ursache war, glaube ich, die, daß ich immer noch nicht gelernt hatte, wie man mit andern Jungen umgehen und unter ihnen seine Stellung behaupten muß. Ich vermute, sie hielten mich für feig und unbeholfen. Dann kamen dazu klärliche Verleumdungen seitens eines anerkannt gemeinen Mitschülers. Kurz, ich wurde in Verruf erklärt, das heißt, die jungen Herren erklärten, daß, wer mit mir Umgang und Freundschaft hielte, ihren Umgang und Freundschaft verlieren würde. Das war mir überaus peinlich und schwer. Und als ich eines Morgens in die Klasse kam, glaubte ein junger Adeliger, daß er sich darauf hin allerlei gegen mich herausnehmen dürfte. Da gab es ein schweres Gefecht, bei welchem er entschieden den Kürzeren zog, wir beide aber, was unsere Kleider und Nasen anlangte, in traurigem Zustande waren. Als ich mit dem fertig war, machte ich mich an einen andern Adeligen, der mich auch gehöhnt hatte. Aber da trat Ivan von Müller ein. Wir eilten auf unsere Plätze, und Ivan tat, als ob er nichts merkte.



Ich als Gymnasiast in Erlangen.

In solcher üblen Verfassung beendete ich meine Laufbahn in der dritten Gymnasialklasse und trat die großen Herbstferien des Jahres 1864 an. In die vierte oder höchste Klasse war ich versetzt.

In diesen Ferien erlebte ich etwas, was böse Folgen für ganze Jahre meines Lebens hatte.

Weil meine Schwester Margarete das Patenkind der Prinzessin Amalie von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg war, so bot diese sich an, mein sehr begabtes Schwesterlein in eine französische Erziehungsanstalt für junge Damen und zwar nach St. Dié bei Straßburg zu senden. Dies wurde von meiner Mutter mit Freuden angenommen. Ich sollte meine Schwester bis Straßburg begleiten. Unser Vormund Ebrard schrieb an einen sehr bekannten reformierten Pfarrer in Straßburg, daß der uns in seinem Hause beherbergen möchte, was dieser auch freundlichst zusagte. So reisten wir ab. In Straßburg wurden wir von dem Sohne des Pfarrers, der dessen Gehilfe war, am Bahnhofe abgeholt. Es war Abend. Wir wurden im Pfarrhause auf das freundlichste aufgenommen. Nach dem Abendessen fand eine Hausandacht statt, an welcher auch die Dienstmädchen teilnahmen. Er wurde gesungen, ein Schriftabschnitt wurde verlesen, und danach knieten alle nieder zum Gebet. Ehe dieses begann, sagte jeder einen Bibelspruch. Als die Reihe an mich kam, fiel mir durchaus keiner ein. Endlich sagte ich in heller Verzweiflung: „Am Anfang schuf Gott Himmel und Erde." Dann wurde gebetet. Nach der Andacht wurde ich gefragt, ob ich mich nicht zu müde fühlte, noch mit in eine Bibelstunde zu gehen. Ich erwiderte, daß ich mich vollkommen frisch fühlte. So ging ich denn mit dem Sohn des Hauses durch die düstern Straßen der Stadt in eine kleine reformierte Kapelle. Die fanden wir schon ziemlich besetzt und nahmen unsern Platz etwa in der Mitte der Bänke. Vorne vor uns stand ein mit einem Tuche bedeckter länglicher Tisch. Auf diesem Tisch lag eine

Bibel und stand eine Art Suppenschüssel mit Deckel. Hinter dem Tisch, zur Gemeinde gewandt, saßen eine Anzahl Pfarrer, fünf oder sechs. Der Pfarrer, der in der Mitte saß, gab das Lied an, das gesungen werden sollte. Nach dem Liede las er einen Schriftabschnitt vor und erklärte denselben kurz. Dann sprach er ein Gebet. Darauf sagte er, wenn jemand da sei, der ein besonderes Anliegen habe und eine Fürbitte wünsche, so solle er sein Anliegen auf ein Stück Papier schreiben und dieses in die Schüssel legen. Es kamen eine ganze Anzahl Personen, besonders Frauen, und legten Zettel in die Schüssel. Als niemand mehr kam, tat der präsidierende Pfarrer den Deckel auf die Schüssel, schüttelte diese und bat seinen Nachbar, einen Zettel herauszunehmen. Das tat dieser und überreichte den Zettel dem Vorsitzer. Dieser las, was auf dem Zettel stand, laut vor: „Eine betrübte Gattin, deren Gemahl dem Trunke ergeben ist, bittet die Gemeinde, Gott anzurufen, daß ihr Gemahl vom Saufteufel befreit werde.“ Nun sagte der Vorsitzer, alle sollten niederknien und im stillen Gebet Gott anrufen, daß er seinen Heiligen Geist auf jemand senden und ihn zum Beten antreiben möge; der, auf welchen der Heilige Geist komme, werde dann beten. Wir alle knieten nieder. Es herrschte eine ziemlich lange Stille, in welcher man nur etliche Seufzer hörte. Auf einmal — ich schrak ordentlich zusammen — fing gerade neben mir einer an zu beten, und das laut und mächtiglich. Es war der Sohn des Pfarrers, bei dem ich herbergte, mein Begleiter. Dann kam ein anderer Zettel an die Reihe. Wieder wurde gebetet. Und es ging immer schneller und heftiger mit dem Beten. Und so ging's fort, bis die Schüssel leer war. Als diese Bibel- oder Betstunde aus war, stellte mein Begleiter mich den Pfarrern

vor als einen, der auch ein solcher Diener Gottes werden wolle; was ich innerlich verneinte. Auf dem Heimwege fragte mich mein Geleitsmann, wie mir das alles gefallen habe? Was ich antwortete, weiß ich nicht mehr. Aber ich tat die Gegenfrage: „Sagen Sie, ist wirklich der Heilige Geist auf Sie gekommen?“ Darauf erhielt ich genau die folgende, mir unvergeßliche Antwort: „I bewahre. Es mußte doch jemand anfangen, damit die Geschichte in Gang kam.“ Da riß etwas in mir. Und ich armer, dummer, unerfahrener achtzehnjähriger Bengel dachte: Der alte Grabow hat Recht; es gibt ein höheres Wesen und alles andere ist Unsinn; die Frommen sind alle entweder Betrüger oder Betrogene; ich will nichts mit solchen gemein haben; ich will auch nicht mehr in die Kirche gehen.

Ich bin auch wirklich von dem Abend an Jahre lang nicht mehr in die Kirche gegangen, bis Gott der HErr sich meiner erbarmte und mich herumholte. Aber das ist gewiß: Schwarmgeisterei und dann auch noch offen zu Tage getragene Unehrlichkeit dabei ist ein großes Ärgernis für nicht im Glauben feste Christen. Und wehe denen, die solch Ärgernis geben!

Am nächsten Tage besuchte ich natürlich den berühmten Straßburger Münster und stieg auf die Plattform, welche durch den nicht ganz ausgeführten Bau des einen Turmes gebildet ist. Von da aus sah ich auf die Straße hinab, wo französisches Militär exerzierte. Die Soldaten sahen nicht größer als Puppen aus. Und da sah ich noch ein interessantes Ding. Der gottlose Christushasser Voltaire, dieser französische Philosoph, der gesagt hat: „Rottet den Infamen aus!“, nämlich Christum, der war auch da oben gewesen und

hatte seinen Namen in die Steinwand des Turmes gegraben. Dann war aber ein Gewitter gekommen, und der Blitz war mitten durch den Namen gefahren und hatte das Vol weggerissen und das taire stehen lassen. Vol heißt aber auf Französisch Blitz, und taire schweigen. Man hat das dann wieder repariert und den Namen des Gottlosen wieder hergestellt. Das kann man deutlich sehn. Aber allerdings, Gottes Blitz hat den Christuslästerer jetzt zum Schweigen gebracht.

Abends war ich in einer großen Gesellschaft, wo man zum Teil deutsch und zum Teil französisch sprach. Am folgenden Tage reiste mein Schwesterlein weiter und ich heim.

Übrigens hat diese Straßburger Reise, oder vielmehr diese ganze Sache auch gute Folgen für mich gehabt. Denn in den Jahren in St. Dié war meine Schwester zusammen mit einer jungen Dame namens Laura Hengstenberg, der Nichte des bekannten Berliner Professors. Und so fügte es sich, daß ich später mit der Familie Hengstenberg in Berührung kam und das größte Glück meines Lebens fand. Gott hat alle Fäden, die unsere Geschicke leiten, fest in der Hand.

26. Das letzte Jahr auf dem Gymnasium.

Als der Unterricht in der Oberklasse begann, traten da zwei neue Schüler ein. Der eine war ein mächtiges Stück Fleisch, der vom Würzburger Gymnasium weggejagt war, und der andere war ein sehr kleines Stück Fleisch, ein Bulgare, der Sohn eines Bojaren, eines adeligen Grundbesitzers. Beide wurden, um ihr gutes Betragen zu sichern, bei Professoren einquartiert. Das hinderte aber beide nicht, sich schlecht zu betragen. Der erstere erkundigte sich sofort nach der Ursache meiner vereinsamten Stellung und nahm sich meiner so kräftig an, daß die Geschichte bald anders wurde. Eine Zeitlang bildete ich mit diesem und dem Bojaren eine Art Kleeblatt, bis letzterer mit uns zerfiel. Er war nämlich sehr hochmütig, und das ließen wir uns schließlich nicht gefallen.

In der Oberklasse standen wir unmittelbar unter der Zucht des Rektors von Jan, des Nachfolgers von dem inzwischen verstorbenen Döderlein. Der weihte uns in die letzten Geheimnisse der lateinischen Sprache ein, soweit diese im Kreise unserer Schülererkenntnis lagen. Bei ihm übersetzten wir die schwierigsten Abschnitte der schwierigsten lateinischen Klassiker mit größter Leichtigkeit und Geläufigkeit und in bestem Deutsch. Das hatte aber Gründe, auf die ich hier nicht näher eingehen will. Bei ihm machten wir allerlei deutsche Gedichte eigener Fabrikation und Aufsätze zum Teil beträchtlichen Umfanges. Ich erinnere, daß ich bei ihm einen Aufsatz machte, der fast 100 Seiten lang war, über den

Konflikt, in welchem sich der Marquis Posa befand, nach Schillers Don Karlos. Ich erhielt diesen Aufsatz mit allerbester Note wieder zurück. Aber ich bezweifle, daß der arme Mann das gewaltige Machwerk wirklich durchgelesen hat. Ich war ja auch dafür bekannt, daß ich gute Aufsätze machte. Bei ihm mußten wir auch vor der Klasse Vorträge halten. Neben den Katheder des Rektors wurde ein anderer Katheder gestellt, den bestieg der betreffende Schüler und schoß los. Auf dem stand eines Sommernachmittags um ein Uhr, also gerade zu der Zeit, da ältere Herren gern ein Mittagsschläfchen machen, der Würzburger. Der Herr Rektor hatte offenbar mit der Gewalt des Schlafes zu kämpfen. Der Würzburger redete uns auf das feierlichste an: „Hochverehrter Herr Rektor! Geliebte Kommilitonen!" Dabei machte er aber die fürchterlichsten Grimassen. Wir wurden alle munter und hoch interessiert. Dann kam der Vortrag, auch ernst und feierlich. Aber die Grimassen setzten sich fort und die schwierigsten Turnübungen wurden auf dem Katheder ausgeführt. Zur besonderen Gestikulation wurden die dicken Beine gebraucht. Wir erstickten fast vor Lachen. Endlich merkte der Rektor das, wandte sich langsam zur Seite und sagte zum Würzburger: „Nun, M., was machen Sie?" Der stand sehr ernst da und antwortete: „Sie hören ja, Herr Rektor, was ich sage. Aber die Kommilitonen lachen mich aus." „Sei'n Sie doch ruhig!" sagte der Rektor. Dann ging's weiter, bis der Vortrag endlich mit einer fürchterlichen Geste geschlossen war. Griechischen Unterricht erhielten wir von einem Hilfslehrer, der uns gar nicht imponierte. Französisch gab uns immer Professor Authenrieth, der, wie mir schien, Xray-Augen hatte und durch die Körper der vor uns Sitzenden durchsehn konnte. Wenigstens sagte er mal:

„Was macht der Zorn denn da?" Und ich hielt es doch für eine geometrische Unmöglichkeit, daß er sehn konnte, was ich machte. Mathematik lehrte uns immer derselbe Professor Roth. Und wir lernten da Dinge, die ich damals für ganz unnötig hielt. Und so denke ich jetzt noch. Warum sollen Juristen, Philologen, Mediziner, Theologen so furchtbar viel Mathematik lernen? Dazu war die Mathematikstunde gleich nach dem Mittagessen, wo man mit dem Verdauen zu tun hatte. Ein junger Freiherr schlief auch mal dabei ein, und der Professor, der Iwan von Müller sehr unähnlich war, wurde puterrot im Gesicht und schrie: Pf., Sie liegen da wie ein toter Hund! Wenn Sie schlafen wollen, so gehn Sie heim!"

Nicht erwähnt habe ich bis jetzt den Professor Herzog, der uns Gesangunterricht gab. Jeder Orgelspieler kennt den von seinem Choralbuch. Der bildete aus den Schülern des Unter- und Obergymnasiums einen sehr feinen Chor. Und die besten Sänger von uns nahm er in seinen großen gemischten Chor, der aus immer etwa 200 Gliedern bestand, die ebenmäßig unter die vier Stimmen verteilt waren. Dazu gehörte ich auch. Ich hatte einen sehr hohen Tenor. Aber der ist ganz vergangen. Jetzt könnte ich zweiten Baß singen. Zu diesem gemischten Chor gehörten alle besten Sänger Erlangens ohne Unterschied des Standes. Aber der Professor war oft sehr grob. Eine junge Dame, die Alt sang, schaute einst zu uns in den Tenor herüber. Herzog: „Fräulein von R., schauen's in den Alt und net in den Tenor!" Im Sopran hörte er eine verkehrte Note. „Dös war g'wiß die Frau von H.! Die alten Weiber sollten daheim bleiben, wann sie nimmer sing'n könn'n." Das mußte er aber de- und wehmütig abbitten. Aus diesem großen gemischten

Chor bildete er ein Doppelquartett, zu welchem nur die Aller-Allerbesten gehörten. Meine älteste Schwester sang da Alt. Das Doppelquartett leistete Wundervolles. Ich bin nicht musikalisch. Aber dies Quartett zu hören, entzückte mich doch. Ich erinnere besonders die bayrischen Volkslieder, die da gesungen wurden. Herzog hatte den feinen Takt, nicht in zu hohe Dinge zu gehen. Ah, und sein Orgelspiel! Wie mächtig brauste, wie erschütternd sauste, wie lieblich flötete, wie herzbewegend schmeichelte das leise durch die weiten Räume der Neustädter Kirche! Soll ich vorgreifen? Später, als ich wieder in die Kirche ging, merkte ich in Erlangen, was eine kirchliche Liturgie sein kann. Herzog auf der Orgel, eine Schar geschulter Sänger um sich her; vor dem Altar der Professor Plitt, der ganz ausgezeichnet sang. O! Aber ganz anders war es an einem ersten Ostertage in derselben Kirche. Herzog war auf der Orgel, aber Plitt war nicht vor dem Altar, sondern ein junger Vikar. Und nun ging's, wie folgt: Jämmerliche, quiekende Stimme vom Altar: „Der HErr sei mit euch!" Brausend und herrlich von der Orgel: „Und mit deinem Geiste!" Falsch quiekend: „Der HErr ist auferstanden und Simoni erschienen. Halleluja!" Machtvoll und er-



Meine älteste Schwester.

schütternd: „Er ist wahrhaftig auferstanden. Halleluja!“ Ganz erbärmlich: „Was suchet ihr den Lebendigen bei den Toten? Halleluja!“ Nochmal mit himmlischer Macht: „Er ist nicht hier, er ist auferstanden. Halleluja!“ Und so ging's fort. Es müssen halt zwei Teile zu einander passen, sonst kommt ein verpfuschtes Ganzes heraus.

Weil meine liebe Mutter durchaus haben wollte, daß ich Theologie studieren sollte, und weil ich sie nicht betrüben wollte, so fing ich in der Oberklasse das Hebräische wieder an, aber privatim bei Professor Plitt. Da fällt mir nun auch ein, wer im Gymnasium Unterricht im Hebräischen gab: er.

Je näher das Abgangsexamen kam, desto fürchterlicher mußten wir studieren; wenigstens ich, der ich mich nicht fest im Sattel fühlte. Erst studierte ich bis Mitternacht. Aber ich konnte die Augen nicht mehr auf und die Sinne nicht mehr zusammen halten. Das war also nichts. Dann ging ich früh zu Bett und stellte den Wecker auf 4 Uhr. Bald hörte ich den Wecker nicht mehr. Da wurde denn eine beträchtliche Glocke in meinem Zimmer angebracht und durch eine Drahtleitung mit dem Bett meiner Mutter verbunden, die dann läutete, bis ich ein Lebenszeichen gab. Aber bald gab das nicht Zeit genug. Ich legte mich also um 6 Uhr Abends in's Bett und ließ mich um Mitternacht wecken und studierte bis Morgens. Ich wollte doch bei der Prüfung nicht durchfallen. Übrigens wurde damals auf den deutschen Gymnasien zuviel verlangt. Die Gesundheit ging dabei zu Grunde. Den ganzen Tag in der Klasse, und dann noch die vielen Hausaufgaben! Kaiser Wilhelm soll das jetzt leichter gemacht haben, was sehr vernünftig ist.

Die viele Arbeit hinderte uns aber doch nicht, im Sommer vor dem Examen Mauleselfarben zu tragen — verstoh-

len — und uns durch Sang und Klang und fröhliche Zusammenkünfte auf das ersehnte Studentenleben vorzubereiten. Die Mauleselfarben waren Weiß-rot-weiß. Solche Bänder hatten wir um die Brust, rote Kappen mit solchem Rande auf dem Kopf. „Maulesel“ wurden die genannt, die das Gymnasium glücklich absolviert hatten, aber noch nicht Studenten auf der Universität geworden waren. Weil ich nun dies mit im voraus wegnahm, so wollte ich um so weniger beim Examen durchfallen. Das wäre schrecklich gewesen! Bis in mein spätes Mannesalter träumte ich noch oft die Examensangst. Um so wütiger studierte ich also.



Ich als Maulesel.

Und nun kam das Examen, das Absolutorium, wie es genannt wurde.

Wir wurden in einem großen Klassenzimmer versammelt. Wir wurden vom Pedell untersucht, ob wir nicht verbotene Hilfsmittel bei uns hatten. Jeder von uns erhielt eine lange Bank für sich allein. Da fand sich Feder, Tinte und Papier. Das gesamte Lehrerkollegium trat ein und nahm vor uns Platz. Der Rektor hatte ein großes mit einem großen Siegel verschlossenes Kuvert in der Hand. Darin war die vom Ministerium des Unterrichts von München gesandte Prüfungsaufgabe für diese erste Sitzung. Dies Kuvert ging unter

den Professoren von Hand zu Hand, damit jeder sehn sollte, daß das Siegel unverletzt war. Dann öffnete der Rektor das Kuvert, las die Aufgabe vor, diktierte sie uns und sagte, wir sollten sie machen. Darauf verließen alle Professoren bis auf einen das Zimmer. Und wir schrieben. So ging es bei jeder Sitzung. Ich hatte dabei das Bewußtsein, daß ich mein Examen nicht gut bestand. In der Mathematik wußte ich, daß ich keine einzige Aufgabe richtig löste.

Professor Roth sandte nach der Mathematiksitzung den Würzburger zu mir und ließ mir raten, vom Examen zurückzutreten, da ich keine Aussicht habe, durchzukommen. Aber ich wollte das nicht. Doch hatte ich entsetzliche, alle Nerven durchzitternde Ängste.

Nun kam das mündliche Examen. Am Abend vorher bat ich meine Mutter, daß sie mir die Kaffemaschine und etwas Butterbrod in's Zimmer setzen möchte. Ich studierte von 6 bis 10. Um 10 ging ich in meiner Mutter Schlafzimmer und sagte: „Wer beten kann, der bete jetzt für mich.“ Auch meine Schwestern schliefen da.

Dann ging ich in meine Stube und studierte die ganze Nacht, wobei ich schwarzen Kaffee trank und ein paar Bissen Brod aß.

Dabei kam ich in einen merkwürdigen Zustand, den ich öfters Ärzten geschildert habe. Die wußten das nicht recht zu erklären. Mein Gehirn kam in eine solche Verfassung, daß alles, was ich nur eben durchlas, demselben scharf eingeprägt war und klar vor mir stand. Und nicht das allein. Von dem allen stand mir auch das klar vor dem Sinn, was ich jemals davon gehört und gelernt hatte. Ich fühlte das deutlich. Ich hütete mich, auch nur einen Augenblick zu schlafen. Denn dann wäre dieser Zustand gebrochen wor-

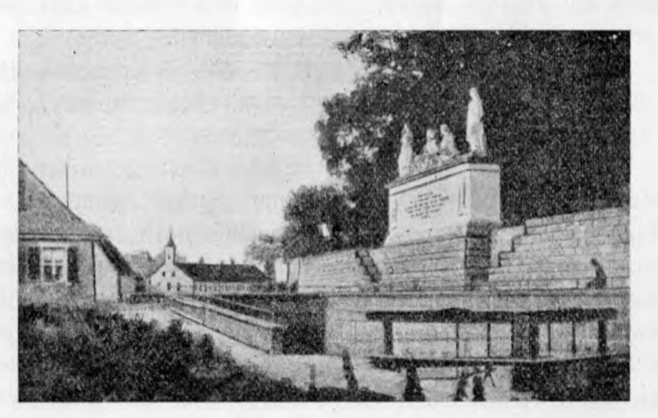
den. Ich ging so in die Prüfung. Das Kollegium saß um einen Tisch im Amtszimmer des Rektors. Wir auf Stühlen an der Wand. Einer nach dem andern mußte bei jedem Gegenstand, in welchem geprüft wurde, vortreten und sich auf einen Stuhl am Lehrertisch setzen. Ich gab auf alle Fragen ausgezeichnete Antworten. Nur als die bayrische Geschichte dran kam, ging ich garnicht an den Tisch, sondern sagte, ich wisse darin nichts rechtes. Ich hatte in der Nacht nicht Zeit gefunden, die zu studieren oder durchzulesen.

Dann ging ich heim und schlief. Als ich aufwachte, war all das merkwürdige Wissen verflogen. Was war das?

Aber ich hatte das Examen bestanden.

Dann war der feierliche Schlußaktus, den man in Amerika ganz gegenteilig „Commencement“ nennt. Der fand in dem sogenannten Redoutensaale statt, dem größten Saale Erlangens. Da erschien die Flora Erlangens männlicher und weiblicher Blüte. Da erschien der Herr Rektor in blauer goldbetreßter Uniform, den Degen an der Seite, an der Spitze des Lehrerkollegiums. Da erschienen wir Abiturienten oder Maulesel, das Mauleselband aber unter dem zugeknöpften Frack noch verborgen, die Mauleselkappen noch unter schwarzem Überzug. Da hielt unser Bester — ich war's nicht — eine fulminante Rede. Da sang der Schülerchor. Da hielt der Rektor eine Rede und überreichte uns der Reihe nach die Abgangszeugnisse. Dabei war ich am Ende der Reihe, und das nicht nur, weil der Name Zorn mit dem letzten Buchstaben des Alphabets anfängt. Dann, als alles aus war, knöpften wir die Fräcke auf, nahmen den Überzug von den Kappen und marschierten hochstolz auf die Hauptstraße. Es war uns, wie auch auf unsern Bändern, nach Göthe, gedruckt stand, „kannibalisch wohl“.

Abends versammelten wir uns auf der Windmühle. Das war ein Biergarten am Main-Donau-Kanal, ganz nahe bei dem Denkmal der Vollendung desselben, auf welchem die pompöse Inschrift zu lesen ist: „Ein Werk von Karl dem Großen versucht und angefangen, von Ludwig I. fortgesetzt und vollendet.“ Da nahmen wir ein solennes Abendessen



Kanaldenkmal.

ein und tranken Bier dazu. Ein früher erwähnter Freiherr, mein Feind, mit dem ich kein Wort sprach, trank zuviel. In seinem Rausch wollte er auf dem Tor der nahen Schleuse des Kanals herumlaufen und fiel in's Wasser. Ich sah das und kletterte das Schleusentor hinab und reichte ihm die Hand und rettete ihn. Darauf war er voll Danks, nannte mich Lebensretter und wollte meine Freundschaft. Aber ich sagte: „Das Leben habe ich dir wohl retten wollen, sonst

aber will ich nichts mit dir zu tun haben.“ Das war mehr als Mauleſelei.

Und nun wurde Erlangen öde und leer. Alles ging in die Ferien.

---

27. Deutsches Studentenleben.

Ehe ich weiter erzähle und den Leser einen Blick tun lasse auf die letzte und abschüssigste Strecke meiner Bahn abwärts, welche in meiner Studentenzeit lag, will ich in kurzen Zügen das deutsche Studentenleben zeichnen und zwar das, welches zu meiner Zeit in Erlangen geführt wurde. Denn Erlangen ist eine ideale Studentenstadt.

Mit dem Namen „Studenten" werden in Deutschland nur die bezeichnet, welche das Gymnasium absolviert haben und nun auf der Universität sich auf einen bestimmten Beruf vorbereiten.

In Erlangen, wie auf allen Universitäten, gab es erstlich eine Menge Obscuranten. Obscuranten oder Dunkele wurden die genannt, welche sich keiner farbentragenden Verbindung anschlossen, sondern für sich allein dahinlebten und nur etwa private Freunde hatten, mit welchen sie Umgang pflegten. Unter solchen Obscuranten gab es natürlich gute und schlechte Leute. — Es gab aber auch Obscurantenverbindungen. So nannte man Verbindungen von Studenten, welche sich gebildet hatten, um einen gewissen Zweck gemeinschaftlich zu verfolgen, das Studium oder das Vergnügen und die Geselligkeit, welche auch etwa Regeln und Ordnungen unter sich aufgerichtet hatten, welche aber keine Farben trugen, keine bunten Mützen und Bänder, also dunkel einhergingen. Auch unter diesen Obscurantenverbindungen gab es gute und schlechte.

Sodann gab es farbentragende Verbindungen. Von

diesen hatte eine jede ihre eigenen Farben. Und gar stolz schritten sie einher mit ihren bunten Mützen oder goldgestickten Cerevisen, kleinen Käppchen, die nur einen kleinen Teil der Stirne und des Kopfes bedeckten, und mit ihren Bändern um die Brust und den Bierzipfeln (fobchains) an der Uhr.

Unter den farbentragenden Verbindungen gab es erstlich die sogenannten christlichen Verbindungen. Diese bekannten sich in ihrer Konstitution zu Christus, hielten auf Anstand und Ehrbarkeit und „gingen nicht los", das heißt, sie verwarfen das studentische Duell, den Zweikampf. Solche christlichen Verbindungen gab es zwei, den Wingolf und die Uttenruthia. Die Wingolfitenfarben waren Schwarz-Weiß-Gold, und sie trugen schwarze Mützen. Die Uttenreutherfarben waren Schwarz-Gold-Schwarz, und sie trugen weiße Mützen. An dem unteren Rande der Mützen zeigte sich die Tricolore.

Unter den farbentragenden Verbindungen gab es zum andern solche, die „losgingen", die das Duell, den Zweikampf nicht verwarfen, sondern im Gegenteil gar sehr pflegten und übten. Und hier gab es wieder zwei sehr verschiedene Arten, die Korps (ausgesprochen Kohrs) und die Burschenschaften.

Die Korps hielten sich für die vornehmsten Verbindungen. Sie hatten auch wirklich mehr „Herren von" unter sich als die andern Verbindungen. Ihr Charakter war, wenn ich so sagen darf, landsmannschaftlich. Sie erkannten das kleine Staatenwesen Deutschlands an und benannten sich demgemäß. Das Prinzip der Keuschheit und Sittlichkeit hatten sie nicht; in dieser Beziehung konnte jeder es machen, wie er wollte. Solche Korps gab es drei: Die Ansbacher

mit weiß-roten Farben und weißen Mützen, die Bayreuther mit Grün-Gold-Schwarz und grünen Mützen, die Bayern mit Blau-Weiß-Blau und blauen Mützen.

Die Burschensaften schwärmten von ihrer Entstehung an für Alldeutschland, für ein einiges starkes Deutsches Reich. Demgemäß benannten sie sich auch. Ihr Wahlspruch war: „Freiheit, Ehre, Vaterland.“ Unter „Freiheit“ verstanden sie ein freies Bürgertum, nicht geknebelt und geknechtet von der selbstherrlichen Willkür der Fürsten. Unter „Ehre“ verstanden sie Ehrenhaftigkeit und das Halten eines jeden auf seine Ehre. Wie nun im praktischen Leben die „Freiheit“ als Studentenfreiheit aufgefaßt wurde, so wurde auch aus der „Ehre“ eine Studentenehre. Ein Bursch — das forderte die Ehre — mußte sich anständig und fein benehmen und den Respekt aller und sonderlich der Mitstudenten sich erhalten. Wenn daher jemand ihn beleidigte oder auch nur schief ansah, so mußte er ihn zum Duell fordern; mußte auch, wenn von Andern gefordert, bereit sein, auf jede Waffe „loszugehen“. Und dabei durfte nicht gemuckst und nicht gezuckt werden, keine Miene, kein Laut der Furcht oder des Schmerzes sich zeigen. Und das gegebene Ehrenwort war so heilig wie ein Eid. Unter „Ehre“ wurde auch das verstanden, daß man keusch und sittlich war. Ein reiner Leib sollte in die Ehe gebracht werden. Und man gab das Ehrenwort, daß man keusch sein werde, oder, wo man gefallen wäre, sich selbst anzeigen werde. In solchem Falle wurde man dann aus der Burschenschaft ausgestoßen. Wer sein Ehrenwort brach, der wurde für infam angesehen und mit großer Schande ausgestoßen. So ging es zum Beispiel auch denen, die ihre Schulden nicht bezahlten an dem Termin, an welchem sie dieselben mit ihrem Ehrenwort zu be-

zahlen versprochen hatten. Unter „Vaterland“ verstanden sie Alldeutschland.

Von den Burschenschaften rede ich länger als von den andern Verbindungen, weil ich einer Burschenschaft mich anschloß.

Es gab zwei Burschenschaften in Erlangen, die Bubenruthia und die Germania. Die erstere hat nur deshalb den nicht alldeutschen Namen, weil solcher früher von der Regierung Bayerns verboten wurde. Sie nannte sich dann nach dem nahe gelegenen Dorfe Bubenreuth. Die Bubenreuther trugen rote Mützen mit schwarz-rot-goldener Einfassung und schwarz-rote Bänder mit goldenen Kanten. Die Germanen trugen weiße Mützen mit schwarz-gold-roter Einfassung und schwarz-gold-rote Bänder. Die Bubenreuther hatten als ihren Wahlspruch: „Gott, Freiheit, Ehre, Vaterland“. Die Germanen hatten Gott weggelassen. Und bei den Germanen hatte das Keuschheitsprinzip nur so lange Kraft, als einer Student war. Und die Germanen waren damals besonders stramm und wild und forsch. Es kamen unter ihnen sehr arge Duelle vor. Ich erinnere einen entsetzlichen Fall. Ein junger schöner Germane, der Sohn einer Pfarrerswitwe, verschwand plötzlich. Es war das im Herbst. Im Frühjahr fand man seine Leiche im Kanal. Er hatte sich mit seinem Bande festgebunden an einem Baumstumpfen, wohl um sich in der Todesangst nicht retten zu können. Er hatte mit seinem Gegner gelost, wer von beiden sich das Leben nehmen sollte, und das Los hatte ihn getroffen. — Die Glieder der Verbindung miteinander duellierten ürigens nicht. War unter ihnen Streit, so kam das vor das Ehrengericht, oder, wo dieses nicht befriedigte, vor die allgemeine Versammlung der Burschen. Jede der

Burschenschaften hatte ihre Kartellverbindungen, das heißt, solche Burschenschaften auf anderen Universitäten, die ihrem besonderen Charakter entsprachen. Die Glieder dieser Kartellburschenschaften wurden, wenn sie nach Erlangen kamen, dann als Brüder aufgenommen.

Die Burschenschaft bestand aus „Burschen" und „Füchsen", oder, wie auch gesagt wurde, aus der inneren und der äußeren Verbindung. Die Burschen hatten Stimmrecht und bildeten die innere Verbindung. Die Füchse waren die Neueingetretenen. Die mußten sich erst etwa ein Jahr lang bewähren, ehe sie Burschen wurden und Stimmrecht erhielten. Drei von der Allgemeinen Versammlung der Burschen erwählte Vertrauensmänner bildeten das Ehrengericht. Der sogenannte erste Sprecher führte da und auch in der Allgemeinen Versammlung den Vorsitz. Das Ehrengericht hatte alle inneren Händel zu schlichten und die Burschenschaft nach außen zu vertreten. Vom Entscheid und Tun des Ehrengerichts konnte an die Allgemeine Versammlung appelliert werden. Diese hatte überhaupt in allen wichtigeren Dingen zu bestimmen.

Duelle, „Mensuren" genannt, wurden auf die allernichtigsten Anlässe hin gefochten. Ja, man brach sie vom Zaun. Man war froh, wenn man ein Duell haben konnte. Man sah das als eine Art Sport an. Dies gilt vom gewöhnlichen Duell, welches mit „Schlägern" gefochten wurde, mit leichten, graden und unten einen Fuß lang haarscharfen Schwertern. Ein Unparteiischer hielt darauf, daß alles dabei nach den festgesetzten Regeln herging, und jeder Duellant hatte seinen Sekundanten und seinen Arzt. Hals, Arm, Unterleib und Augen waren geschützt durch Polster und Brille mit starkem Rahmen. Und das Duell dauerte an, bis ent-

weder die festgesetzte Zeit abgelaufen war, oder bis einer kampfunfähig gemacht war durch eine schwerere Verwundung. Ernstere Händel wurden mit schweren Säbeln oder mit Pistolen ausgefochten. Die Bubenreuther waren nicht so toll mit dem Duellieren wie die Germanen.



Auf die Mensur!

Jede Verbindung hatte ihre „Kneipe“. So benannte man das Lokal, welches für den ausschließlichen Gebrauch der Verbindung bestimmt und mit deren Wappen und andern Insignien, auch mit den Bildern ihrer alten und neuen Mitglieder prächtig geschmückt war. Da wurde das Ehrengericht abgehalten. Da fand die Allgemeine Versammlung der Burschen statt. Da versammelte sich das Verbindungskränzchen, in welchem wissenschaftliche, patriotische und andere Dinge besprochen wurden. Da waren abends die 2—3-

mal wöchentlichen offiziellen Kneipen, von welchen das Lokal seinen Namen hatte. Zu diesen Kneipen mußte sich jeder einstellen, wenn er nicht krank war. Da wurde Bier getrunken, fröhliche Lieder gesungen, Reden gehalten. Den Vorsitz dabei führte der sogenannte Kneipwart. Alles ging dabei nach Regel und Ordnung her. Die „Kneipe“ war überhaupt das Heim der Verbindung. Jeder Genosse derselben



Mensur auf Säbel.

konnte dahin gehn, wann er wollte, und da mit anderen sich unterhalten, lesen, essen, trinken.

Jede Verbindung hatte auch ihre „Exkneipe“, ein Lokal auf einem nahegelegenen Dorfe, in welchem sie sich Sonnabendabends zu fröhlichem Beisammensein versammelte.

Dann wurden auch jährliche Feste gefeiert, besonders das Stiftungsfest. Da hielt man einen prangenden Auszug durch die Hauptstraßen Erlangens, Musikkorps voraus,

dann die Fahne der Verbindung, dann die drei Ehrenrichter mit Schärpen und gezogenen Schlägern, dann die alten Mitglieder je zwei und zwei in ihrem alten Studentenschmuck, dann ebenso die Glieder der Verbindung. Man zog gewöhnlich auf die nahen Felsenkeller. Abends fand der feierliche „Kommers“ statt, zu welchem auch die Professoren aller Fakultäten eingeladen wurden. Dafür wurde ein großer



Die Germanenfüchse.

Saal in einem Gasthof gemietet. Dabei führte nicht der Kneipwart, sondern der erste Ehrenrichter den Vorsitz, und seine beiden Genossen assistierten. Der Vorsitzer gab die Lieder an, die gesungen werden sollten. Soll ich einmal ein echtes Burschenschaftslied hersetzen, das mit brausender Begeisterung gesungen wurde? Hier ist es.

Brause, du Freiheitssang,
Brause wie Wogendrang
Aus Felsenbrust!

Feig bebt der Knechte Schwarm;
Uns schlägt das Herz so warm,
Uns zuckt der Jünglingsarm
Voll Tatenlust.

Gott Vater, dir zum Ruhm
Flammt Deutschlands Rittertum
In uns auf's Neu;
Neu wird das alte Land,
Wachsend wie Feuersbrand,
G o t t, F r e i h e i t, V a t e r l a n d,
Altdeutsche Treu.

Stolz, keusch und heilig sei,
Gläubig und deutsch und frei,
Hermanns Geschlecht!
Zwingherrschaft, Zwingherrnwitz
Tilgt Gottes Racheblitz —
Euch sei der Herrschersitz,
Freiheit und Recht!

Freiheit, in uns erwacht
Ist deine Geistermacht;
Heil dieser Stund!
Glühend für Wissenschaft,
Blühend in Jugendkraft,
Sei Deutschlands Burschenschaft
Ein Bruderbund.

Schalle, du Liederklang;
Schalle, du Hochgesang,
Aus deutscher Brust!

Ein Herz, ein Leben ganz,
Stehn wir wie Wall und Schanz,
Bürger des Vaterlands,
Voll Tatenlust.

Reden wurden auf solchem Kommers gehalten von Professoren und alten Gliedern und Studenten. Und diese letzteren waren, in ihrer Art, oft recht bedeutend, jedenfalls voll schwärmerischer Begeisterung für Freiheit, Ehre, Vaterland und — Studententum. Den Abschluß des Kommerses bildete der sogenannte „Landesvater", ein feierlich gesungenes und mit manch feierlichen Zeremonien verbundenes Vaterlandslied. Dann rief der Präses, mit dem Schläger auf den Tisch schlagend: "Ex est commercium, incipit fidelitas! Jeder Leser versteht das wohl, obwohl es lateinisch ist: Aus ist der Kommers, es fängt an die Fidelität! Und die fing dann an.

Ich könnte natürlich noch viel, viel mehr von dem Studentenleben erzählen. Aber dies sei genug. Dies gibt einen Geschmack davon wenigstens.

Vielleicht denkt ein Leser, daß ich vom Studieren ja nichts gesagt habe. In dem ersten Jahre, ja, in den ersten Jahren lag das Studium oft recht danieder. Man hatte auf dem Gymnasium so grausam schanzen müssen, daß nun eine unheilvolle Reaktion, ein Umschlag eintrat. Man hatte auf der Universität die vollkommenste Freiheit, keine Beaufsichtigung in irgend einer Weise; der Unterricht, wenn man die Belehrung so nennen darf, bestand lediglich aus Vorträgen, welche die Professoren hielten. Und diese fragten nicht danach, ob man anwesend war oder nicht. Am fleißigsten waren Korps und Burschenschaften auf dem Fechtboden, um

da sich zu üben! Wenn aber das Examen sich von ferne blicken ließ, wehe! dann mußte man sich auf die Hosen setzen. Dann hieß es: Aus ist die Fidelität, es fängt an die Solidität.

Dies deutsche Studentenleben und gerade das Verbindungsleben übt einen ungemeinen Zauber aus auf die, welche drin sind; und etwas von diesem Zauber fühlt man noch in seinen alten Tagen, obwohl man ja die jugendliche Ungegohrenheit jener Tage klar erkennt und vieles, vieles scharf verurteilen muß. Um dies zu zeigen, will ich ein Beispiel anführen.

In dem gedruckten Mitgliederverzeichnis der alten Germania zu Erlangen aus den dreißiger Jahren findet sich folgender Passus: „Crämer, genannt Schelm, stud. theol., flüchtete nach Amerika und starb dort als Professor der Theologie.“ Dieser wurde zu meiner Zeit in der Germania in höchsten Ehren gehalten und als Märtyrer der Burschenschaftsache verehrt. Er war als Student mit jugendlich glühender Begeisterung für ein einiges Deutsches Reich eingetreten, gefangen genommen, wegen „hochverräterischer Umtriebe“ zu lebenslänglicher Festungshaft verurteilt, nach sechs Jahren begnadigt, aber des Landes verwiesen. Er ging erst nach England und dann nach Amerika. Nun, den besuchte ich anno 1878. Da ging's so her. Als ich sein Studierzimmer betrat und mich vorstellte, sagte er: „Ei, Herr Pastor Zorn! Nun, das freut mich! Nehmen Sie Platz. Hier ist ein Stuhl. Nein, nehmen Sie diesen, der ist bequemer.“ Ich setzte mich. „Ach, mein Stuhl hier ist der bequemste. Setzen Sie sich in den.“ Ich mußte es tun. „Nun, das freut mich, daß ich den ostindischen Missionar sehe! Aber Sie haben doch auf einer deutschen Universität studiert? Ich

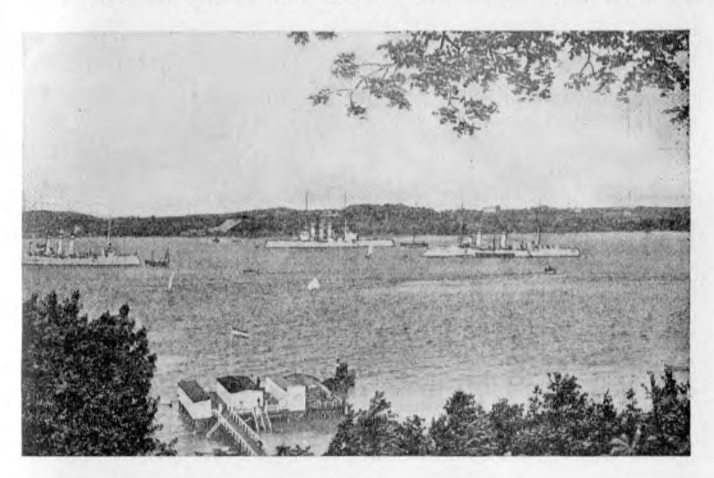
glaube, ich sehe das.“ „Ja, Herr Professor.“ „Auf welcher, wenn ich fragen darf?“ „In Kiel, Erlangen und Leipzig.“ „In Erlangen! Ei, ei, da habe ich ja auch studiert. Haben Sie da auch zu einer Verbindung gehört?“ „O ja“, sagte ich. Ich hatte aber keine Ahnung, daß er der berühmte Crämer war. „Da waren Sie gewiß Wingolfit oder Uttenreuther, nicht wahr?“ „Nein“, antwortete ich bescheiden lächelnd. „Aber Sie haben doch zu keinem Korps gehört?“ „O nein!“ sagte ich abwehrend. Nun wurde er lebhafter. „Dann haben Sie zu einer Burschenschaft gehört! Waren Sie Bubenreuther?“ „Nein, ich —“ Auf sprang er. „Dann warst Du Germane?“ „Ja“, sagte ich erstaunt. Er fiel mir um den Hals und herzte und küßte mich. „Herzensbruder, ich war ja auch Germane!“ Ich sah jetzt und sagte: „Dann sind Sie —“ „Was sagst Du Sie? Du mußt Du sagen!“ Dazu verstand ich mich unter der Bedingung, daß ich ihn „Vater Crämer“ nennen werde. Und dann gab's Erinnerungen und Fragen und Antworten. Endlich sagte er: „Zorn, wir waren feine Burschen!“ Und seine alten herrlichen Augen leuchteten. Aber dann wurden sie sehr ernst. Er sagte: „Wir waren feine Burschen. Aber horch! Eins haben wir nicht gekannt. Und das ist dies: Ich glaube, daß JEsus Christus, wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, sei mein HErr, der mich verlornen und verdammten Menschen erlöset hat, erworben und gewonnen, von allen Sünden, vom Tode und von der Gewalt des Teufels, nicht mit Gold oder Silber, sondern mit seinem heiligen, teuren Blut und mit seinem unschuldigen Leiden und Sterben; auf daß ich sein eigen sei, und in seinem Reich unter ihm lebe und ihm diene in ewiger Gerechtigkeit, Unschuld

und Seligkeit, gleichwie er ist auferstanden vom Tode, lebet und regieret in Ewigkeit; das ist gewißlich wahr." Ah, wie sagte er das! Dann sprach er: „Zorn, feine Burschen waren wir. Aber hiervon wußten wir nichts." Nein, hiervon wußten wir nichts. Aber feine Burschen waren wir in unserer Art.

---

28. Kiel.

Nachdem ich das Absolutorium, das Abgangsexamen in Erlangen gemacht hatte, ging ich im Herbst 1865 nach Kiel, um mich auf der dortigen Universität als Student der Theologie einschreiben zu lassen. Lust, Theologie zu studie-



Kiel.

ren, hatte ich, wie schon gesagt, freilich nicht; aber meine Mutter wollte es haben, und ich gab in dreierlei Erwägung nach. Erstlich dachte ich, daß das erste Jahr auf der Universität ja das sogenannte philosophische Jahr sei, in welchem man mehr allgemeine, philosophische, Studien mache, und ich mich nach Ablauf desselben ja noch immer einem andern Fache zuwenden könne. Zweitens kam mir, wenn auch nur

vorübergehend, der unbeschreiblich unreife und betörte Gedanke, daß ich, auch wenn ich wirklich bei der Theologie bliebe, ja dann helfen könnte, das Volk von Aberglauben, wie ich den rechten Glauben nannte, zu befreien und es aufzuklären. Und drittens bewegte mich die sehr gemeine und niedrige Überlegung, daß ich als Theologe Stipendien erlangen könne. Das alles gereicht mir zu Unehren. Aber wie viele junge Leute wurden aus ähnlichen Gründen Theologen! Nach Kiel ging ich, weil meine Mutter wünschte, daß ich einmal in Schleswig-Holstein eine Anstellung finden möchte; und nach den damals geltenden Gesetzen war es dazu nötig, daß man zwei Jahre in Kiel studiert hatte.

Ich reiste von Erlangen ab, ehe das Studienjahr anfing, und hielt mich etliche Wochen in Preetz auf bei Onkel und Tante van der Lieth. Bei denen hatte ich schon das vorige Jahr die Ferien zugebracht. Und da hatte Onkel Franz mir einen feinen Gesellschaftsanzug machen lassen, „denn ein junger Mensch muß vor allen Dingen einen Frack haben", hatte er gesagt. Ein Frack ist, was man auf englisch einen „swallow tail" nennt.

Dann ging's also nach Kiel. Und da trat ich sofort in die Burschenschaft Teutonia ein, welcher Farben Blau-Weiß-Gold waren mit blauen Mützen. In diese Burschenschaft trat ich ein, weil sie im Kartell mit der Erlanger Burschenschaft Germania stand, und ich nach Jahresfrist wieder nach Erlangen zu gehn und dann Germane zu werden hoffte. Das letzte der zwei in Kiel erforderten Jahre wollte ich, wenn nötig, später abdienen. Die Erlanger Germanen hatten mir und andern über die Maßen imponiert. Ich erinnere besonders einen Abend in meinem letzten Jahr auf dem Gymnasium. Da war ein allgemein studentisches Fest, und



Die Germanen, wie ich sie zuerst sah.

die einzelnen Verbindungen standen in Gruppen zusammen. Wie traten da die Germanen hervor! Was für gewaltige Recken waren die Germanen! Besonders ein Dutzend von ihnen hatten sich um ihre schwarz-gold-rote Fahne geschart und standen da „blühend in Jugendkraft“, nicht verhunzt durch Unsittlichkeit oder zu arges Saufen, teils mit gewaltigem Schnurrbart, teils mit Vollbart, teils mit glattrasiertem markigem Gesicht, mächtige Kerle, Schmarren im Gesicht, stolz leuchtenden Auges. Auch der Würzburger, mit dem ich sie besah, war ganz entzückt von ihnen, obwohl er Korpsstudent werden wollte. Und dann war ich auch nach bestandenem Examen auf ihrer Kneipe gewesen und hatte sie näher kennen gelernt. Und dann war da ein großer, langer Kieler Teutone bei ihnen gewesen und hatte mich für die Teutonia eingenommen. Also ich ward Teutonenfuchs.

Von dem eigentlichen Verbindungsleben in Kiel will ich nicht viel sagen. Es war, besonders für uns Füchse oder Neueingetretene, wild, toll und roh. Es fehlte da das, was in späterem Leben, trotz besserer Einsicht, der Erinnerung an die Studentenzeit einen Reiz gibt. Es herrschte da, was in Erlangen nicht der Fall war, der sogenannte Saufkomment, das heißt, die Füchse mußten nachtrinken, was ihr Hauptmann und Befehlshaber, der Fuchsmajor, ihnen vortrank. Wir gossen wirklich mit Widerwillen den miserabelen Stoff, den man da Bier nannte, die Kehle herunter. Mensuren gab es da ganz wenige, fast gar keine. Denn die beiden Korps, die da waren, waren ganz klein und wollten mit uns nichts zu tun haben, sich nicht mit uns schlagen. Nur etliche von uns suchten sich Mensuren mit anderweitigen Studenten; und zu solchen gehörte auch ich. Und da empfing ich manchen Denkzettel.

Unsere Kneipe, unser Verbindungslokal, hatten wir im herzoglichen Theatergebäude in der Schumacherstraße. Am Sylvesterabend wurden im Theater immer Schillers Räuber gegeben. Da zog die ganze Teutonia hin und zwar ohne Eintritt zu bezahlen. Am Sylvesterabend 1865 war die herzogliche Familie auch anwesend. Mitten in der Aufführung rief unser erster Ehrenrichter: „Silentium! Wir singen jetzt ein Lied.“ Und ein Studentenlied wurde angestimmt. Dann durfte die Aufführung weiter gehn. Als Amalie über ihren Karl weinte, erschien unser Erster auf der Bühne, trat zu der Amalie und sagte zu ihr auf plattdeutsch: „Na, Amalie, wat heulst du? Kiek mi an, ick bün 'n ganz annern Kierl as de olle Korl.“ Aber genug. Das war noch einer der feinsten der vielen Studentenstreiche, die wir machten.

Geld hatte ich eigentlich keins. Meine Tante Matilde gab mir 30 Taler mit, um mir Feuerung zu kaufen. Und dann gab sie mir einen halben Taler und sagte: „Du kannst auch mal mit Freunden zusammen ein Glas Bier trinken. Wenn du das einmal die Woche tust, so ist das genug. Dieser halbe Taler reicht also für viele Wochen.“ „Danke schön, Tante“, sagte ich. Auch bezahlte sie mein Logis. Das war eine Dachstube in einem uralten Hause. Sie hatte mir das selbst ausgesucht. Mein Bett stand so hart unter dem schräg abfallenden Dach, daß ich mir sehr unsanft den Kopf stieß, wenn ich mich aufrichtete, ehe ich die Sache gewohnt war. Und in dem Dach, gerade über meinem Bett, war eine Luke. Und die war nicht dicht. Wenn es regnete, so regnete es auch auf mich ,und wenn es schneite, so schneite es auch auf mich. Sobald ich mehr Geld hatte, mietete ich mir daher ein anderes Logis, was mir wohl niemand verdenken wird. Aber meine liebe Tante verdachte es mir sehr und hielt

mir eine lange Strafrede über Leichtsinn und Verschwendung.

Woher kriegte ich denn Geld? Nicht von meiner Mutter. Ich hatte doch so viel Anstand im Leib, daß ich von der nichts nahm. Nur einmal, ja, einmal während meiner ganzen Studentenzeit *bat ich sie um 25 Taler, um eine Ehren*schuld zu bezahlen. Die gab ich ihr aber bald zurück. So habe ich also doch nie einen Pfennig von meiner Mutter genommen. Woher kriegte ich Geld? Kiel war eine reiche Universität. Es waren da viele Stiftungen. Um die konnten sich arme Studenten bewerben. Und wer ein Examen gut bestand, der kriegte von diesen Stiftungen eine Summe. Auf diese Weise kriegte ich Geld. Nur einmal bestand ich ein solches Examen nicht und ging also leer aus.

Ich will mal ein recht interessantes Beispiel erzählen. Ich fand mich eines Tages, wie öfters, ohne Geld und ging betrübt in die Universität und sah nach, welche Preis-Examen am schwarzen Brett ausgeschrieben waren. Da las ich, daß dann und dann in der Stadt Schleswig das sogenannte Du Croß'sche Preisexamen abgenommen werde. Und man wurde aufgefordert, sich zu melden. Ich meldete mich und setzte mich, nachdem ich mir auf irgend eine Weise das Reisegeld verschafft hatte, in ein Coupe II. Klasse und fuhr nach Schleswig. Mir gegenüber saß ein ältlicher Herr und rauchte eine Zigarre. Die ließ er fallen. Ich hob sie auf und reichte sie ihm. Darüber kamen wir in ein Gespräch. Er fragte mich, wo ich hin wolle? Ich sagte es ihm. Was ich da wolle? Ich sagte es ihm. Ob ich denn sicher sei, daß ich das *Examen* bestehn *und zwar* so bestehn werde, daß ich einen Preis erlangen werde unter den gewöhnlich vielen Bewerbern? Ich verneinte das kleinmütig. Wovor mir denn

am meisten bange sei? Ich sagte, es sei mir eigentlich vor allem bange, aber am meisten vor dem Hebräischen. In welches Hotel ich gehn wolle? Ich sagte, das wisse ich nicht, ich sei in Schleswig nicht bekannt; vielleicht könne er mir ein billiges, aber anständiges Hotel nennen? Er sagte: „O ja, das kann ich. Aber darf ich Sie um Ihren Namen bitten?" Ich sagte meinen Namen. „Hat Ihr Vater in Kiel studiert?" fragte er dann. Ich bejahte das. „Ei der Tausend! Dann sind Sie der Sohn meines alten Universitätsfreundes Zorn. Sie sehen Ihrem Vater frappant ähnlich. Ich dachte mir so was, als ich Sie näher ansah." Und dann war er sehr freundlich gegen mich. Als wir auf dem Bahnhof in Schleswig ankamen, sagte er: „Nun kommen Sie mit mir, ich will Sie in ein Hotel führen." Wir gingen am Fluß entlang und kamen endlich in einen großen schönen Garten, der hinter einem großen Gebäude lag. „Das ist das Hotel", sagte er. „Aber, Herr — —" „Paulsen ist mein Name", sagte er. „Aber, Herr Paulsen, das ist offenbar ein teures Hotel." „Kommen Sie nur mit, das wird schon billig genug werden." Wir traten durch eine Glastüre in einen großen Gartensalon. Eine junge Dame mit einer weißen Schürze, die offenbar eine Kellnerin war, kam herein, lief auf den alten Herrn zu und — gab ihm einen sehr zärtlichen Kuß. Ich —. „So", sagte der alte Herr, „nun wollen wir aufklären. Dies ist mein Heim. Dies ist meine Tochter. Dies Haus ist die Taubstummenanstalt. Ich bin der Direktor. Und Sie sind mein Gast." Hurrah! das war über alles Erwarten fein. Es war auch ein Neffe, ein Student aus Zürich, da. Und noch eine Tochter. Und alles war so nett, daß ich leichtsinniger Bengel das Examen ganz vergaß. Aber nach dem Abendessen sagte der alte Herr:

„Nun kommen Sie mit in mein Studierzimmer. Wir wollen etwas Hebräisch treiben für das Examen." „Ach, Herr Direktor", sagte ich, „was ich bis jetzt nicht gelernt habe, das kann ich heute Abend doch nicht mehr lernen!" „Kommen Sie nur!" Ich mußte mit. Er gab mir eine hebräische Bibel. „Schlagen Sie 2 Samuelis 7. auf." Mit vieler Mühe fand ich das Kapitel. Und nun mußte ich das lesen und wieder lesen und wieder lesen. Dann mußte ich es übersetzen. O weh! Aber er half und erklärte und nahm alle schwereren Formen mit mir durch. Nach zwei Stunden, während welcher das fröhliche Lachen der jungen Leute aus dem Saal in meine neidischen Ohren schallte, waren wir fertig. Mit einem großen Seufzer sagte ich: „Wenn dies Kapitel morgen dran kommt, so gewinne ich den Preis." Er lachte und sagte: „Nun gehn Sie zu Bett und schlafen ordentlich, damit Sie morgen frisch sind." Und zu Bett mußte ich.

Am andern Morgen schritt ich in's Examen. Ein Pastor Schneider nahm es ab. Dreizehn Bewerber waren da. Vier konnten Preise kriegen, und zwar zwei 60 Speciestaler und zwei 80 Speciestaler. Ein Speciestaler ist $1.50. Wir saßen um einen großen Tisch. Der Pastor gab zuerst ein Thema für einen Aufsatz. Ich schwadronierte ganz gewaltig drauf los. Was dann noch alles kam, das habe ich vergessen. Aber ich weiß, daß mir der Mut wuchs. Endlich, ja endlich kam das gefürchtete Hebräisch. Jeder von uns kriegte eine hebräische Bibel. Der Pastor saß auf dem Sopha. „Schlagen Sie auf", sagte er langsam und bedächtig, „das zweite Buch Samuelis, das siebente Kapitel". Ich traute meinen Ohren nicht. Die andern Herren machten ihre Sache nicht viel besser, als ich sie gemacht haben würde,

wenn nicht der Abend vorher gewesen wäre. Als ich dran kam, da war ich aller Weisheit voll. Und Pastor Schneider meinte, ich müsse ganz besondere Anlage und Neigung für das Hebräische besitzen. Das Ende vom Lied war, daß ich als der glückliche Gewinner des ersten Preises von Schleswig abziehn konnte.

Aber ich ging nicht gleich weg. Ich blieb etliche Tage bei Paulsens, in dem so überaus gastlichen und freundlichen Hause, dessen geistige Luft mir wohltat nach all der andern Luft, in der ich mich in Kiel bewegte.

Meinem finanziellen Fortkommen halfen auch Freitische, welche ich in sehr netten Familien hatte. Freitische?: Wöchentlich einen Mittagstisch. Aber was soll ich sagen? Die meisten gab ich bald auf. Eine Familie war mir zu fromm, und ich ihr zu wenig fromm. Eine andere Familie war mir zu langweilig. Nur in die eines Universitätsprofessors ging ich jede Woche. Denn die Frau Professor hatte früher meinen Vater sehr hoch geschätzt und wollte mich nun als eine Art Sohn ansehen. Der Herr Professor war auch sehr freundlich. Beide hatten mich offenbar gerne und sahen mir alle Tollheiten nach. Beide aber waren ungläubige Leute, obwohl der Professor ein Professor der Theologie und dazu der Prediger an einer alten kleinen Kirche war. In Kiel waren überhaupt lauter ungläubige Professoren der Theologie, mit Ausnahme eines einzigen; und dessen Namen will ich nennen: Bernhard Weiß. Der lehrte den Glauben an JEsum Christum. Ganz recht stand er aber auch nicht.

---

29. Ein paar interessante Sachen aus meiner Kieler Zeit.

Mein neues Logis war auf dem kleinen Kuhberg, wie die Straße oder richtiger der Platz genannt wurde, bei einem jungen Ehepaar, in einem neuen Hause, zwei Treppen hoch, und bestand aus zwei kleinen freundlichen Zimmern. Der Mann war ein Anstreicher. Ich wurde da aufs beste versorgt. Alles war reinlich und schön. Morgens fand ich immer die Kaffeemaschine auf dem sauber gedeckten Tisch in der Wohnstube, das Wasser über einer Spiritusflamme kochend, frische Brödchen und Butter daneben. Wenn es kalt war, so brannte im Öfchen ein Torffeuer. Mittag aß ich in Wichmanns Restauration. Und nie wieder in meinem Leben habe ich eine so gute Restauration gesehn. Beim Mittagessen saß der Wirt oben am Tisch, legte die Suppe vor, tranchierte den Braten und aß mit. Es war wie in einer Familie. Da lernte ich auch den bekannten plattdeutschen Dichter, den Professor Klaus Groth kennen, der da oft hinkam. Das Abendessen nahm ich gewöhnlich auf meiner Stube ein, wozu die Hausfrau Tee, Milch, Zucker, Butter und Brod lieferte. Was ich sonst essen wollte, kaufte ich mir. Einmal hatte ich eine Kiste mit Delikatessen geschenkt erhalten und diese in meiner Kommode verwahrt. Und ich freute mich, daß ich nun eine ganze Woche lang schönes Abendessen haben könnte. Aber ich hielt nicht reinen Mund, ich erzählte einem Freunde, daß ich das erhalten hätte. Und als ich nun am ersten Abend meiner Erwartungen mit schon wässerndem Munde heim und in mein Zimmer kam, da fand ich auf dem Tische einen

wahren Greuel der Verwüstung: schmutzige Tassen, Teller, Messer, Gabeln, Wursthäute, Heringsgerippe, Schinkenschwarten, Apfel- und Birnenschalen u. s. w., u. s. w. Die Kommodenschieblade stand offen und obenauf lag ein großer Zettel mit den Worten: „Schönen Dank für das schöne Abendessen!“ Und es folgten ein halbes Dutzend Namen. Die Hausfrau sagte, es seien die Herren gekommen, haben nach mir gefragt, haben sehr verwundert getan, daß ich noch nicht zu Hause sei, haben gesagt, sie seien von mir zum Tee eingeladen, haben Tee und Brod und Butter und Gedecke verlangt und haben sich dann gütlich getan; sie aber habe gemeint, daß das alles in Ordnung sei, und habe sich nur verwundert, daß ich solange ausblieb; die Herren habe sie ja als meine Freunde gekannt. Ich machte gute Miene zum bösen Spiel.

Manchmal mieteten wir uns ein Boot, fuhren auf den Kieler Hafen hinaus und fingen Dorsche. Der Dorsch ist ein Seeraubfisch, der sich auf dem Grund des Meeres aufhält. Um den zu fangen, befestigt man Haken, Köder und ein Bleigewicht an einer langen, langen Schnur, deren anderes Ende an einem kleinen eisernen Dreieck fest ist. Die Schnur läßt man von der Rolle, um welche sie gewickelt ist, abrollen, bis man merkt, daß der Köder auf dem Meeresgrund ist, mit dem kleinen Finger hält man das Dreieck, und sobald man ein Zucken und Reißen spürt, packt man mit der ganzen Hand zu und gibt der Schnur einen tüchtigen Ruck. Fühlt sich diese schwer an, so zieht man sie mit beiden Händen in die Höhe und hat die Beute. Wenn wir Dorsche gefangen hatten, gingen wir zu Wichmann, ließen die Fische zubereiten und verzehrten sie mit gewaltigem Appetit. Eine gute Flasche Wein durfte dabei nicht fehlen.

Wir waren Hundeliebhaber. Einer von uns besaß einen sehr großen und wilden Bernhardiner, ein wertvolles Vieh, das uns aber manch Stück Geld kostete, weil es gerne Schafe totbiß, die wir dann bezahlen mußten. Sagen ließ sich der Köter nur von seinem Herrn etwas, endlich auch von mir. Als ich mir aber auf meine Autorität mal zu viel einbildete und ihn auf der Kneipe mit einem Billiardstock bedrohte, da gab er mir deutlich zu verstehen, daß ich doch nicht sein Herr sei. Und ich gab nach, was der Gescheidtere ja immer tut. Dieser Hund hieß Bernhard. Ein anderer von uns hatte einen aus der Maßen großen, aber unbeholfenen und etwas altersschwachen Neufundländer, der Onkel hieß. Ich selbst schaffte mir eine kleinere, noch in der Blüte der Jugend stehende und schöne Neufundländerin an und nannte sie Tante. Ein anderer meiner Kommilitonen besaß ein großes, langbeiniges, kurzhaariges Getier, das von keiner reinen Rasse war. Aber irgend ein Windhund muß zu seinen Ahnen gehört haben. Der hieß Prinz. Wieder ein anderer hatte ein richtiges, immer zitterndes Windspiel, Alba genannt. Und endlich war gemeinsames Besitztum ein kleiner, weißer, zotteliger Köter. Ja, weiß war er von Natur. Aber wir kleideten ihn in unsere Farben. Der Kopf wurde blau gefärbt, der Mittelkörper weiß gelassen, das Hinterteil in Ermangelung von Gold mit dem billigeren und mehr natürlichen Gelb gefärbt. Er hieß Etatsrat. Mit diesen Hunden gingen wir eines Tages in Düsternbrook, einer schönen schattigen Straße am Hafen, spazieren. Vor uns ging eine Gräfin Platen mit den Kindern des Herzogs, der Prinzessin Augusta Viktoria, der jetzigen deutschen Kaiserin, und dem Prinzen Günther. Da, plötzlich, wurden unsere Hunde toll, fingen

an sich zu beißen und nahmen nicht die geringste Rücksicht auf die hohen Herrschaften, sondern rannten die unsanft an. Die Gräfin blieb stehen, und die Kinder waren in großer Angst und Not. Da fuhren wir natürlich mit großem Feuereifer dazwischen und befreiten die Erschrockenen von dem Anlauf unserer Beester.

Einmal ging ich ganz allein auf Kiels Hauptstraße und besah mir die Welt. Es war am Nachmittage: Daher kam ein feiner zweispänniger Wagen. Ein feiner Herr führte die Zügel. Ein Bedienter saß hinten. Der Herr blickte mich etwas auffällig an. Dann hielt er bei mir an, warf dem Bedienten die Zügel zu, stieg ab und kam auf mich zu. Nach höflicher Begrüßung nannte er seinen Namen und sagte: „Ich sehe, Sie sind Teutone. Können Sie mir aus einer Verlegenheit helfen? Meine Frau ist verreist. Und heute Morgen habe ich es in den Kopf gekriegt, heute Abend auf meinem Landsitz eine fröhliche Gesellschaft zu geben, um meine Einsamkeit zu erheitern. Zwölf Damen sind eingeladen und haben zugesagt. Aber ich habe noch keine Herren. Wollen Sie heute Abend kommen und elf Ihrer Freunde — aber flotte Burschen müssen es sein! — mitbringen? Wenn Sie das wollen, so werden heute Abend um halb acht drei Wagen vor Ihrer Kneipe halten, um Sie zu mir zu bringen." Natürlich sagte ich zu, suchte elf Burschen aus, wir alle warfen uns in unsere Fräcke, versammelten uns zum Neid und Erstaunen der andern auf der Kneipe und fuhren in den Wagen ab. Es war ein glanzvoller Sommerabend, die Gesellschaft fein, die Bewirtung brillant, die Unterhaltung die angenehmste. Das dauerte bis Tagesanbruch, wo wir alle auf die „Regel", auf die Kuhmelke gingen, die im Freien gehalten wurde. Die Melkmägde und -Knechte saßen

je auf einem kleinen Melkstuhl, der rund und nur mit einem einzigen Bein versehen war. Das Melken kam mir sehr leicht vor, und ich wollte es auch probieren. Ich bat also eine der Mägde, mir ihren Platz zu überlassen, was diese auch mit sehr breitem Grinsen tat. Ich setzte mich und fing an. Aber die Kuh nahm das übel, schlug mir mit dem Schwanz um die Ohren, kickte den Melkeimer um, drehte sich um und warf auch mich um. Ich kann es der Gesellschaft nicht verdenken, und noch weniger den Knechten und Mägden, daß sie mich tüchtig auslachten, als ich großartiger Student im Frack auf das — ahem! — nicht ganz saubere Gras purzelte. Aber es war doch alles schön gewesen.

Eines Morgens lag ich ziemlich spät im Bett. Herein in die Schlafstube kamen einige Freunde und sagten: „Steh auf, Zorn, Faulpelz, und fahre mit auf den Sandberg.“ Das war ein ländlicher Vergnügungsplatz bei Kiel. Ich wollte nicht. Sie drangen in mich. Ich wollte nicht. Sie wurden ungestüm. Ich sagte: „Ich habe kein Geld, ich habe nur noch 10 Schillinge.“ „Bah, das ist genug!“ Ich wollte nicht und sagte, sie sollten sich scheren. Sie drangen immer zu und malten mir das große Vergnügen aus, das wir auf dem Sandberg haben könnten. Ich kriegte eine Idee. Ich sagte: „Ich will mit euch wetten, um was ihr wollt, daß ich heute Abend vom Herzoge zum Diner eingeladen werde und dann die Herzogin zu Tische führe.“ „Du bist verrückt!“ „Wollt ihr wetten?“ Wir wetteten einen Korb Champagner. Sie zogen endlich lachend ab. Ich stand auf, zog mich an, zog den Frack an, setzte das Cerevis auf, frühstückte, ging in das herzogliche Palais und fragte nach dem Adjutanten des Herzogs, dem Major von Schmidt. Es war gegen 10 Uhr. Als ich zu dem kam, stellte ich mich vor und

sagte, ich müsse durchaus vor Mittag eine Audienz bei dem Herzog haben. Er sah mich an und erkundigte sich auch teilnehmend, ob meine fünf Sinne alle beisammen seien? Ich griff in die Brusttasche und holte eine Karte von der alten Herzogin von Augustenburg heraus, auf welcher stand: „Ich bitte, den jungen Zorn bei Hofe freundlich aufzunehmen." Ich hatte die Karte schon längst gehabt, aber nie benutzt. Was fragte ich nach Herzogen? Die Wirkung war eine sofortige. Der Major wurde sehr höflich und sagte, ich möge um 11 Uhr mich wieder einstellen, ich werde dann sofort Audienz haben. Ich ging einstweilen zu Wichmann und traf da Verbindungsgenossen. „Mensch, was bist du am frühen Morgen im Frack?" riefen die. „O, ich will den Herzog gleich sehn." Mäuler auf. Gegen 11 ging ich wieder zum Palais. *Es fing an zu regnen. Ich wollte eine Droschke* nehmen, aber ich bedachte, daß ich nur 10 Schillinge hatte, die ich dem herzogilchen Bedienten zum Trinkgeld geben mußte. So hing ich meinen Shawl um und ging weiter. Meine Stiefel wurden bespritzt. Ich hatte ein Taschentuch bei mir. Aber nur eins. Ich sagte: „Nase, laß mich nicht im Stich!" und wischte die Stiefel mit dem Taschentuch ab, sodaß es nicht mehr präsentabel war. Im Palais gab ich meinen Shawl dem Bedienten und wurde in's Vorzimmer geführt. Da warteten schon eine ziemliche Anzahl von hohen und anderen Herren auf Vorlassung. Der Leibjäger des Herzogs trat ein und rief: „Herr Studiosus Zorn!" Ich folgte ihm und wurde vom Major von Schmidt in's Audienzzimmer geführt. Nach einigen Augenblicken trat der Herzog ein, eine Zigarre rauchend. Der Adjutant stellte mich vor, und ich machte zwei Bücklinge. Hätte eigentlich drei machen sollen. Aber ich dachte, zwei seien genug. Der

Adjutant verließ das Zimmer. Der Herzog fragte mich, was mein Begehr sei? Das war schlimm. An diese Frage hatte ich nicht gedacht. Ich konnte ihm doch nicht von der Wette erzählen. Aber ich faßte mich. Ich sagte: „Ich möchte durch den Anblick Eurer königlichen Hoheit meinen Patriotismus stärken.“ Der Herzog wollte damals den Thron der Herzogtümer haben, deshalb wurde er erstens „Königliche Hoheit“ tituliert von allen Patrioten, und zweitens war er gegen jeden sehr herablassend — gerade wie ein amerikanischer Amtskandidat **vor** der Wahl. Also er lächelte gnädig. Dann fragte er: „Wer sind Sie eigentlich?“ Ich sagte, daß ich eigentlich nicht Zorn, sondern Manthey-Zorn heiße und der Enkel des Etatsrats Manthey sei. „Ah“, machte er. Aber dann fragte er wieder, was mich zu ihm führte? Das hatte ich ja schon gesagt! Hohe Herren sind so vergeßlich! Ich sagte: „Eurer königlichen Hoheit allerdurchlauchtigste Frau Mutter, die Herzogin von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg haben allergnädigst geruht —“ Ich wollte sagen, mich bei Hofe zu empfehlen, und da sei ich nun. Aber er lachte laut heraus und sagte: „O, lassen Sie die langen Titel weg!“ Das war mir ganz recht, und ich sagte ganz schlichtweg, was ich sagen wollte. Er: „Also Sie sind der Enkel von Etatsrat Manthey. Ihre Mutter heißt Lina, nicht wahr?“ Ich verbeugte mich. Er: „Wie



Herzog Friedrich.

geht es Ihren Tanten Thora und Thekla?“ Ich: „Königliche Hoheit, eine der beiden Tanten ist gestorben, ich glaube, es ist Tante Thora; ganz gewiß bin ich nicht. Wenn es so ist, so ist Tante Thekla in dem Stift Slagersee.“ Er geruhte allergnädigst wieder zu lachen. Dann sagte er: „Ich habe noch so viele Audienzen zu erteilen. Aber kommen Sie heute Abend zum Diner, dann können wir uns weiter unterhalten.“ Ich: „Ich bin Eurer königlichen Hoheit außerordentlich verbunden. Aber gestatten königliche Hoheit mir, die gnädige Einladung nicht anzunehmen, da ich heute Abend absolut angebunden bin.“ Er gestattete mir wegzubleiben. Schien auch nicht über die Maßen betrübt. Er entließ mich mit den gnädigen Worten: „Nun, dann hoffe ich Sie ein anderes Mal bei mir zu sehn.“ Mit nur Einem Bückling schob ich ab, denn er drehte mir nach diesem den Rücken zu, und ich glaubte nicht auf seinen Rücken Bücklinge machen zu müssen.

Ich nahm die Einladung nicht an hauptsächlich wegen meiner 10 Schillinge. Die mußte ich jetzt dem Bedienten geben. Was hätte ich also am Abend geben können? Ich hatte nichts mehr. Und dann hatte ich überhaupt kein Verlangen nach dem Diner. Zu steif. Die Wette hatte ich ja doch gewonnen, denn ich konnte auf Ehrenwort versichern, daß ich die Einladung nicht nur empfangen, sondern sie sogar ausgeschlagen habe, was noch großartiger war. Sie wurde auch redlich ausbezahlt, die Wette.

---

30. Noch etwas.

Während meines Studienjahres in Kiel belegte ich etliche philosophische Kollegien und ein theologisches. „Belegte" heißt: ich ließ mich als Hörer einschreiben. Und „Kollegien" sind ja Vorlesungen der Professoren. Bei Professor Harms belegte ich Logik und Metaphysik, die Lehre vom richtigen Denken und die von den letzten Gründen und Zwecken der Dinge. Nur ein oder zweimal stellte ich mich im Hörsaal ein. Das war teils Leichtsinn und teils Mißfallen an dem Ding. Als ich aber den Professor endlich um ein Zeugnis bat, da bescheinigte er, daß ich sein Kolleg „mit ausgezeichnetem Fleiß und Aufmerksamkeit" gehört habe. Bei Professor Tauler belegte ich Ästhetik, die Wissenschaft von den Empfindungen des menschlichen Gemütes, wie sie durch Schönes oder Häßliches erregt werden. Und dies Kolleg besuchte ich auch wirklich einigermaßen. Das tat ich aber nicht, weil mich meine Empfindungen besonders interessierten, sondern aus einem ganz andern Grunde. Professor Tauler war ein reicher und feiner Mann, der mit seiner Tochter ein großes Haus machte, wie man das nennt, und die entschieden besten Gesellschaftsabende in Kiel gab. Und diejenigen Studenten, welche sein Kolleg besuchten, wurden, wenn sie einigermaßen wußten, wie man eine Gabel anfassen soll, zu diesen Gesellschaftsabenden eingeladen. Da war ich auch öfters und lernte allerlei interessante Leute kennen. Ich will nur den Seekapitän Werner nennen, der so viele Seegeschichten geschrieben hat und Admiral wurde. In des

Professors Hause war alles voll von in aller Welt gesammelten Seltenheiten. Jede Türe war eine berühmte Türe, die er irgendwo aufgetrieben hatte. Da passierte es mir, daß ich eines Abends als Student Zorn vorgestellt wurde, und an einem anderen Abend als Student Manthey. Und eine Dame meinte, der Student Zorn müsse wohl mein Doppelgänger sein. So geht's, wenn man einen Doppelnamen trägt. Zu einem solchen Gesellschaftsabend wurde auch mal ein junger Amerikaner eingeladen. Und er erschien in einem grauen Anzuge, also nicht in Frack und weißer Weste, wie wir andern. Er kam uns vor "like a bull in a china-store"; er schien sich aber ganz wohl zu fühlen. Das theologische Kolleg besuchte ich auch hie und da, weil ich ja, um Geld zu verdienen, allerlei Examen machen mußte, wie schon gezeigt.

Ich will hier gleich, ehe ich andere Einzelheiten erzähle, kurz und im allgemeinen sagen, wie ich mich in Kiel benommen habe. Ich war ein wilder und leichtfertiger Bursche. Nur keusch hielt ich mich, und das Trinken machte mir auch keinen Spaß. Schulden machte ich auch nicht, oder bezahlte sie doch ehrlich. In die Kirche ging ich nicht. Ein einziges Mal war ich in der Klosterkirche, aber das nur, weil einer meiner Freunde da seine Kandidatenpredigt hielt. Und in der blieb er stecken. Er war nämlich verlobt, und seine Braut kam merkwürdiger Weise zu spät in die Kirche, als er schon auf der Kanzel stand. Sobald er die sah, verlor er den Faden. Die ganze Luft, die ich in Kiel atmete, war eine teils grob teils fein gottlose. Und die Bahn, die ich armer Junge da wandelte, führte mehr und mehr abwärts.

Und nun kamen Kriegswehen. Es war ja das Jahr 1866. Die Herzogtümer Schleswig und Holstein waren

von Preußen und Östreichern besetzt. Der Herzog Friedrich von Schleswig-Holstein-Sonderburg-Augustenburg, der Vater der jetzigen deutschen Kaiserin, von welchem ich im vorigen Kapitel erzählt habe, wollte als Herzog Anerkennung haben. Der Oberbefehlshaber der Östreicher war der Generalfeldmarschall von Gablenz. Der residierte im Kieler Schloß. Der machte sich sehr populär. Der lud auch uns Studenten zu Bällen und sonstigen Gesellschaften ein. Ich war da auch mal auf einem Ball, tanzte aber nicht, weil ich es nicht ordentlich verstand. Ich erinnere den Herrn vortrefflich. Es war ein älterer Mann, der aber sein Haar färbte und seine Wangen schminkte und in prächtiger Uniform strahlte. Nach der Niederlage der Östreicher erschoß er sich ja. Sein Adjutant war ein ganz kleiner, aber bildschöner Affe. Und die berühmteste Schönheit Kiels war eine Dame, deren Namen ich vergessen habe, obwohl ich sie sehr gut kannte. Wir nannten sie nur Kleopatra . Die war sehr groß, fast zu groß für eine Dame; aber die vollkommene Ebenmäßigkeit ihres Baues machte sie doch zu einer königlichen Erscheinung. Mit der tanzte der kleine Adjutant, wobei sein pomadisiertes Lockenhaupt ihr kaum an die Brust reichte. Und wir Studenten stellten uns hin und sahen das mit großem Vergnügen an. Aber ich will ja von Kriegswehen reden. Wie der preußische Oberbefehlshaber hieß, habe ich vergessen. Mit dem kamen wir Teutonen nicht in Berührung. Es gährte gewaltig. Ich sah einmal ein entsetzliches Gefecht zwischen preußischen und östreichischen Soldaten. Besonders erinnere ich einen riesigen östreichischen Reiter, der mit seinem Säbel um sich mähte, wie ein Ernter mit der Sense. Wir Teutonen waren meist auf Seite der Östreicher. Ich hatte viel Umgang mit Offizieren der

östreichischen Kaiserjäger, weil einer derselben bei Onkel Franz in Preetz einquartiert war. Alle Augenblick wurde die Kriegserklärung erwartet, die zum Kriege zwischen Preußen und Östreich führte.

Und nun kam die berühmte Kieler Nacht. Herzog Friedrich war geflohen vor den Preußen, was ihm alles Ansehen bei uns raubte. Seine Frau und Kinder hatte er in Kiel zurückgelassen. Um diese vor den Preußen zu schützen, stellten wir närrischen Burschen uns um ihr Palais. Da stand aber schon preußisches Militär. Wir machten uns ein wenig mausig. Man befahl uns, auseinanderzugehen. Wir gehorchten nicht gleich. Ein Kommando. Ein Korporal mit vier Mann kam mit gefälltem Bajonett auf uns zu. Da gingen wir. Wir blieben die ganze Nacht auf. In einer von der Holstenstraße ablaufenden engen Gasse brach ein Feuer aus. Preußisches Militär half löschen. Wir durften nur zuschauen. Am oberen Fenster eines brennenden Hauses erschien eine Mutter mit ihrem Kinde. Sie band ihr Kind in ein Kissen und warf es herab. Das Kind rutschte aus dem Kissen und fiel auf's Pflaster und kam um. Die Mutter wurde gerettet. Als es Tag ward, zog die östreichische Besatzung, von den Preußen mit Musik geleitet, auf den Bahnhof zu den bereit gestellten Zügen. Zuletzt kam der Generalfeldmarschall von Gablenz in einer offenen Chaise. Als er uns sah, stand er auf und rief uns zu: „Auf baldiges Wiedersehn!“ Ja wohl! Nun waren und blieben die Herzogtümer in den Händen der Preußen. Und Friedrich wurde nicht Herzog. Dafür wurde er aber später Schwiegervater des preußischen Königs und und deutschen Kaisers. Das wird ihn ja wohl getröstet haben.

Und nun kam der Krieg. Aller Post- und Eisenbahn-

verkehr mit Süddeutschland war unterbrochen. Ich war ohne Geld. Ich hatte Geld in der Pfalz stehn, konnte es aber nicht kriegen. Ich wollte nach Erlangen reisen. Das ging nicht ohne Geld. Onkel Franz mochte ich nicht anpumpen, das hatte ich schon zu oft getan. Und dann Tante Matilde! Die war garnicht gut auf mich zu sprechen. Besonders seit ich mal mit meinem Hunde, oder mit meiner Hündin, die ja Tante hieß, bei ihr gewesen war. Da hatte sie nie gewußt, wen ich meinte, wenn ich „Tante" rief. Das hatte sie sehr böse gemacht. Aber ich hatte einen entfernten Onkel in Altona, das ja mit Hamburg wie Eine Stadt ist. Der war Arzt. Da war ich öfters gewesen. Den wollte ich anpumpen. So machte ich mich eines Nachmittags mit einigen Freunden auf und fuhr nach Hamburg. Ich hatte eben das Geld zur Hinreise. Wir gingen in eine Restauration. „Jetzt geh zu deinem Onkel und komm wieder hierher; wir warten hier auf dich", sagten die Kommilitonen. Ich ging zum Onkel. Da war große Gesellschaft. Die interessierte mich. Nach dem Essen spielten wir Hasch-Hasch und andere Gesellschaftsspiele. Um Mitternacht dachte ich an meinen Zweck. Ich bat den Onkel, mit mir in seine Office zu gehn. Da trug ich ihm mein Anliegen vor. Er schlug ab, sagte aber, er wolle mir ein paar Taler schenken. Mein Stolz verbot mir das anzunehmen. Ich zog ab und ging in die Restauration nach Hamburg, um meine Freunde zu finden. Die waren fort. Ich hatte keinen Pfennig. Was nun? Ich ging nach Altona zurück. Da war ein Hospital. In dem war einer meiner älteren Verbindungsbrüder Hausarzt. Ich zog die Hospitalglocke. Ein Wächter machte auf. „Ich muß gleich einen Arzt sehn", sagte ich. Ein Arzt kam im Nachthemd. „Was fehlt Ihnen?" fragte er. „Schwind-

sucht im letzten Stadium", sagte ich und offenbarte ihm, wo die Schwindsucht war. „Aber rufen Sie, bitte, Dr. Jensen." Dr. Jensen kam, gleichfalls im Nachthemd. "Junge, was ist los mit dir?" Ich erzählte ihm meine ganze Geschichte. Ich wurde, weil kein anderer Raum frei war, in ein obstetrisches Privatzimmer geführt und schlief da sehr schön. Am Morgen wurde ich in einer Gartenlaube dem Superintendenten und dessen Familie vorgestellt. Da fand ich Verständnis für meine Notlage. Ich blieb ein bis zwei Tage Gast des Hospitals und wurde dann mit genügenden Geldmitteln entlassen, um nach Kiel und Preetz reisen zu können. Ja, und Preetz. Denn nun mußte ich doch Onkel Franzens Hilfe mir erbitten. Der half auch. Und ich machte mich fertig zur Reise nach Erlangen.

Aber ich war meinen Hausleuten Geld schuldig. Ich sagte, sie sollten alle meine Sachen als Pfand behalten, bis ich das Geld schickte. Davon wollten die nichts hören. Sie sagten, sie trauten mir vollkommen. Und ich will gleich sagen, daß sie mir meine Sachen nach Erlangen schickten, die Fracht bezahlt, e h e sie das Geld hatten. Aber das kriegten sie auch.

Die Reise nach Erlangen war mit viel Hindernissen verknüpft. Bis an die bayrische Grenze ging es einigermaßen in Militärzügen. Aber da war's aus. In Hof ging ich zu einem preußischen Obrist und offenbarte ihm meine Lage. Ich war in Studentenschmuck. Der war freundlich und ließ mich in einem leeren Pferdewagen, das heißt, in einem Eisenbahnwagen, in welchem Pferde gewesen waren und viel Andenken hinterlassen hatten, bis Bayreuth fahren. Von da fuhr ich in einem zu voll besetzten und wackeligen Omnibus nach Erlangen.

31. Wieder in Erlangen.

Nachdem ich meine Mutter und Schwestern begrüßt hatte, suchte ich bald die Germanen auf. Das war ja das Ziel meiner Wünsche, Germane zu werden. Und als Bursch der Teutonia mit blau-weiß-goldenem Bande und Schmarren prangend, konnte ich gleich in die innere Verbindung aufgenommen werden, was auch bei der nächsten Allgemeinen Versammlung geschah. Sofort am ersten Morgen nach meiner Ankunft traf ich im Schloßgarten Feinde vom Gymnasium her, die nun Korpsburschen geworden waren, und es gab Händel. Das Sommersemester war noch im Gang. Aber an Studieren dachte kein Mensch.

Denn es war Krieg und Kriegsgeschrei. An demselben Morgen, von welchem ich eben geredet habe, rückten mecklenburger Dragoner in Erlangen ein und hielten vor dem Rathause mit gespannten Karabinern. Im zweiten Stockwerke des Rathauses hatte der Bürgermeister Papellier, ein Philister, das heißt, ein früheres Glied der Burschenschaft Germania, seine Residenz. Das war ein spanisch aussehender Herr von dunkler Gesichtsfarbe und mit kohlschwarzem Haar und Schnurr- und Knebelbart. Der trat barhäuptig die Steintreppe herab den Dragonern entgegen. Auf ihn zu ritt der Rittmeister, Revolver in der Hand, und verlangte den Stadtschlüssel zum Zeichen der Übergabe Erlangens. Der Bürgermeister hatte den schon bei sich und händigte ihn sofort aus. Damit war's gut. — Es ist doch bekannt, daß die Bayern auf Seite der Östreicher gegen Preußen und

dessen Bundesgenossen kämpften? — Nun wurden die Dragoner, die Feinde, einquartiert, und auch meine Mutter mußte einen nehmen. Das war ein Einjährig-Freiwilliger, ein junger Jurist, ein gebildeter, netter, höchst bescheidener Mensch, der wie ein lieber Gast in unserem Hause war.

Bald zogen die Dragoner weiter, und preußische Infanterie, ein Garderegiment, rückte heran. Die Quartier-



Marktplatz mit Rathaus.

macher waren schon da. Wir gingen — wir Studenten, meine ich — dem Regiment auf der Nürnberger Chaussee entgegen, denn wir wußten, daß sich eine Anzahl von Kartellbrüdern in demselben befanden. Die erkannten uns auch gleich an unseren Farben und riefen uns aus Reih und Glied heraus ihre Grüße zu. Sobald die Einquatierung geschehen war, fanden wir uns leicht zusammen: die Kartellbrüder sahen unsere Farben und kamen auf der Straße auf uns zu, und wir nahmen sie mit auf unsere Kneipe. Erlan-

gen war natürlich in Belagerungszustand erklärt, und Kriegsrecht galt. Um 10 Uhr Abends mußten alle Wirts-



Germanen-Kneipe.

häuser geschlossen sein und die Leute in ihren Häusern. Die Soldaten hatten schon um 9 oder halb 9 in ihren Quartieren zu sein. Aber man nahm es mit diesen Sachen nicht so

genau. Ich weiß wenigstens, daß wir Germanen noch um 11 und später sehr fröhlich auf unserer Kneipe waren und Lieder sangen. Und unsere feindlichen Kartellbrüder waren bei uns. Freilich hatten diese der Vorsicht halben ihre Uniformröcke ausgezogen und unsere Kappen aufgesetzt. So wurden sie selbst von Patrouillen nicht erkannt, wenn diese auf unsere Kneipe kamen und uns zum Heimgehen ermahnten. Solche Ermahnungen nahmen wir mit einem höflichen „Ja, gewiß, sofort" entgegen und setzten der Patrouille auch wohl gutes Erlanger Bier vor. Dann zog die Patrouille ab, und wir blieben. Wir waren halt Studenten, und die Preußen waren ganz vernünftige Leute. Wenn wir endlich heim gingen, so mußten wir freilich etwas leise sein, und unsere Kartellbrüder durften ihre Uniform nicht zeigen. Die bedeckten wir ihnen mit Shawls oder Mänteln, und sie behielten auch unsere Kappen auf und versteckten ihre Soldatenmützen unter den Shawls oder Mänteln. Ich hatte einen sehr großen grauen Mantel, einen sogenannten Havelock, der paßte sehr gut für diesen Zweck. Aber eines Abends verlor mein darunter verborgener Kartellbruder seine Soldatenmütze auf der Straße. Das war sehr schlimm, denn jede Mütze hatte ihre Nummer. Wenn also eine Patrouille die Mütze fand, so war der Schuldige erkannt. Was nun tun? Die Mütze konnten wir trotz alles Suchens nicht finden. Der Mann mußte sie am andern Morgen haben. Wir gingen also auf die Wache, riefen den dieselbe kommandierenden Offizier heraus und erzählten dem, sodaß sonst niemand es hörte, die ganze Sache. Das war ein feiner Kerl. Er drohte zwar lächelnd mit dem Finger, sah aber dann im Wachthaus nach, fand die gefundene und abgelieferte Mütze und gab sie uns. Dann sagte er aber: „Wissen Sie auch, was dem

Mann geschehn wäre, wenn die Mütze gehörigen Orts präsentiert worden wäre? Lassen Sie so etwas nicht wieder vorkommen!" Wir bedankten uns vielmals und brachten unserem Freunde seine Mütze.

Schlimmer, ja, sehr schlimm ging es ein anderes Mal. Wir saßen gegen 9 Uhr Abends mit etlichen Kartellbrüdern in einer sehr gefüllten Restauration. Zwei dieser Kartellbrüder waren Brüder, leibliche Brüder, und einer von diesen war Lieutenant. Und er hatte etwas zuviel getrunken. Herein kam eine größere Patrouille, von einem Offizier befehligt. Der trat auf unsern letztgenannten Kartellbruder zu und sagte: „Herr Kamerad, ich muß Sie um Ihren Degen bitten", er wollte ihn also verhaften. „Den sollen Sie haben", schrie dieser, sprang wütend auf und zog den Degen. Kommandoruf. Fünf Bajonette setzten sich ihm auf die Brust. Er wurde entwaffnet und abgeführt. Am andern Morgen wurde er vor ein Kriegsgericht gestellt und zu zehn Jahren Festung verurteilt. Und das war noch gnädig. Wir begleiteten ihn auf den Bahnhof, als er von einem Unteroffizier und einem Gemeinen nach Magdeburg gebracht wurde.

Oft versammelten wir uns damals in der sogenannten Wolfsschlucht. Das war ein Wirtshaus. Da saßen wir eines Abends um einen Tisch. An uns heran trat ein ziemlich versoffen aussehender Preuße, ein Einjährig-Freiwilliger, und sagte: „Erlauben Sie, daß ich mich vorstelle, mein Name ist N., und ich bin im Zivilleben Kandidat der Rechte." Unser erster Ehrenrichter, ein Mecklenburger, der also selbst eigentlich zu den Feinden gehörte, drehte sich halb um und sagte in kalt hochfahrendem Ton: „Wenn man sich vorstellen will, so zeigt man seine Visitenkarte." „Hier ist sie",

sagte der Soldat und warf eine Patrone auf den Tisch. „Die ist nichts wert", sagte unser Erster. Dann zerpflückte er die Patrone, streute das Pulver auf den Tisch und zündete es mit einem Schwefelholz an, sodaß es zischend verpuffte. Da wurde der Soldat wütend und zog sein Seitengewehr. Das nahmen wir ihm ab und warfen ihn zur Wirthschaft hinaus. Nach einer Weile kam ein preußischer Lieutenant und bat uns sehr höflich, daß wir doch das Seitengewehr herausgeben und den Mann nicht unglücklich machen möchten, er sei ja betrunken gewesen. Wir gaben das Seitengewehr.

Dieser selbe Kerl begegnete mir mal auf der Hauptstraße. Und als er gerade neben mir war, da bückte er sich plötzlich nieder und griff — an seinen eigenen Fuß. Ich sprang zur Seite. Und er lachte . Das ist ja ein bekannter Trick, aber bei mir glückte er doch.

Bekanntlich wurden die Preußen mit ihren Gegnern damals bald fertig. Bei den Bayern machten sie es so, daß sie dieselben umzingelten und die Offiziere totschossen. Da waren denn die Soldaten wie eine Herde Schafe ohne Hirten. Deshalb erging an uns Studenten die Aufforderung, in die bayrische Armee einzutreten. Und man versicherte uns, daß wir nach vierwöchentlicher Schulung Offiziere werden würden. Manche von uns nahmen das an und wurden Offiziere. Auch mich juckte es einigermaßen danach. Aber ich zögerte. Und dann war der Krieg ja vorbei. Und ich war froh, daß ich nicht Offizier geworden war, denn ein Offizier in Friedenszeit ist ein elend Ding. Hätte ich freilich gewußt, daß in ein paar Jahren der deutsch-französische Krieg kommen würde, so hätte ich es vielleicht getan. Natürlich waren auch, abgesehen von dieser Aufforderung, alle

militärpflichtigen Germanen eingezogen worden. Mir aber fehlte noch ein Jahr an dem gesetzlichen Alter.

Als der Krieg aus war und die Ferien anfingen, wurde es in Erlangen, wie gewöhnlich, öde und leer. Wie ich die Ferien verbracht habe, das weiß ich nicht mehr.

---

32. Das Studienjahr in Erlangen.

In Erlangen, wie ja wohl in Deutschland überhaupt, herrschte strenges Kastenwesen. „Kastenwesen" ist ein indischer Begriff. Es bedeutet, daß die höheren Stände sich sehr ängstlich von den niederen Ständen abschließen, was gesellschaftlichen Verkehr anlangt. Wer gebildet und von guter Familie oder — Universitätsprofessor war, der gehörte mit den Seinen zu der obersten Kaste. Übrigens findet man hier in den Vereinigten Staaten von Nord-Amerika solch Kastenwesen auch. Auch hier, in den größeren Städten, schließt sich der höhere Stand sehr ängstlich von den niederen ab. Nur ist es hier nicht gerade Bildung und Familie, was den höheren Stand ausmacht. Hier herrschen etwas andere Prinzipien, auf die ich nicht näher eingehen will. Weil nun meine Mutter ohne Zweifel eine Frau von Bildung und guter Familie, wenn auch weder Universitätsprofessor noch die Witwe eines solchen, war, so war sie mit den Ihren als Glied der obersten Kaste Erlangens anerkannt. Wir gehörten zu den Brahminen Erlangens. Und dann hatte meine Mutter noch etwas an sich, was sie besonders anziehend machte. Was war das? Vielleicht daß sie eine besonders gebildete Frau war? Das war sie. Aber das allein würde nicht ausgereicht haben. Ich glaube, es war das, daß sie von ungemein lebhaftem Temperament war und eine glänzende Unterhaltungsgabe besaß; und dabei war es nicht so, daß sie ihr Licht leuchten lassen wollte, sondern sie ging ganz und gar auf die Ideen, auf die Interessen, auf die Leiden

und Freuden derer ein, mit welchen sie sich unterhielt, sodaß diese sich bei ihr immer wie bei einer teilnehmenden Schwester oder wie bei einer innig um sie besorgten Mutter fühlten. So kam es, daß meiner Mutter Haus sehr gesucht und ihre Gesellschaft sehr begehrt wurde. Sie hatte endlich ihre bestimmten Abende, zwei bis drei in der Woche, da konnte kommen, wer wollte, vorausgesetzt daß er zur Kaste gehörte, und kriegte eine Tasse Tee, auch zwei, und belegte Butterbrödchen, und fühlte sich sehr wohl. Aber, o Mütterchen, wie konntest du die große Dame hervorkehren, wenn einer kam, der nicht zur Kaste gehörte oder sich ungebührlich benahm! Der fand dann bald, daß er notwendig gehn mußte, kam auch nicht wieder. Sonderlich das jüngere Geschlecht, Männlein und Weiblein, kam sehr gerne, und viele Studenten, die sich eine Einführung verschaffen konnten. Und unter diesen waren es ganz sonderlich die Dänen und Norweger, die freundliche Aufnahme fanden und sich glücklich fühlten, weil meine Mutter eine Dänin väterlicher- und eine Norwegerin mütterlicherseits war. An der Unterhaltung konnten wir andern dann allerdings nicht teilnehmen, weil sie auf Dänisch geführt wurde. Ich erinnere vor allem einen gewissen Dahle, der später Superintendent der norwegischen Mission auf Madagaskar wurde. Wie fühlte sich der bei uns zu Hause! Aber ich kann unmöglich alle aufzählen. In allen Gauen



Dahle.

Deutschlands und Europas — denn es kamen auch Engländer und Franzosen — finden sich Männer, die meine Mutter in gutem Andenken haben. Daß an solchen Gesellschaftsabenden viel musiziert und gesungen wurde, versteht sich von selbst, denn, wie schon früher angedeutet, der Geist Herzogs war in unsere Familie eingedrungen — ich meine den berühmten Orgelvirtuosen und Sangmeister. Und ich nehme mich von solcher Eingedrungenheit aus.

Quae cum ita sint, wie der Lateiner sagt, zu deutsch: da die Sache so stand, so wohnte ich jetzt als Germanenbursch nicht bei meiner Mutter, sondern mietete mir ein eigenes Logis bei einer Buchbinderswitwe. Nein, ich konnte nicht Insasse des mütterlichen Hauses sein, ich wilder Bursch. Ich würde ihr das Herz gebrochen haben, wenn ich sie alle meine Wege und Weisen täglich hätte sehn lassen. Sie hat so wie so schon Tränen genug um mich vergossen, die treue liebe Mutter. Sie hörte doch von all meinen Gefechten, sah meine Wunden, erfuhr viel von meinem Tun und Treiben. Erlangen war ja so klein. Jeder wußte vom andern. Und als sie mich einmal ermahnte, bei Christo zu bleiben — nie habe ich das vergessen —, da sprach ich entsetzlich dummer Junge ganz hochher also: „Mutter, ich glaube an Gott; ich glaube auch an JEsum Christum, aber nicht so, wie die Bibel von ihm lehrt. Die Bibel ist ein veraltetes Buch. Du kannst nicht verlangen, daß ich Mann des neunzehnten Jahrhunderts die glauben soll.“ Weinend wandte sie sich von mir ab, und ich ging meine Wege. Und ich, der ich so sprach, besaß garkeine Bibel, viel weniger studierte ich sie. Ich urteilte wie ein Blinder von Farben. Das also hatte ich von meinen Herren Lehrern aufgeschnappt, so wenig ich sie auch gehört hatte. Zuerst aß ich noch bei meiner Mutter zu Mit-

tag, bald aber auch das nicht mehr. Dies und das Wohnen bei ihr gab ich aber nicht in trotziger Weise auf oder so, daß wir in Verstimmung deswegen gewesen wären. Ich sagte meiner Mutter, daß sie in ihrer Mietswohnung nicht Raum für mich habe, was auch so war, und daß ich nicht wolle, daß sie um meinetwillen Ausgaben haben solle. In die Kirche ging ich nie.

Die theologische Fakultät Erlangens hatte die berühmtesten Namen aufzuweisen, sie war ohne Zweifel die beste Deutschlands. Ich will sehn, ob ich die Namen noch alle zusammenfinden kann. Delitzsch, Thomasius, von Hofmann, von Zetzschwitz, Schmid, Frank, Köhler, Plitt, Herzog, der die berühmte Encyklopädie herausgegeben hat. Habe ich einen vergessen? Am meisten kam ich, nicht aus meinem Verdienst, mit Delitzsch in Berührung. Er wollte sein dem Professor Baumgarten gegebenes Wort halten und sich meiner annehmen. Und mich zurechtbringen. Zu dem Zweck ließ er mich einmal auf seine Studierstube kommen. Ich kam. Er war nicht da. Ich wartete. Er kam. Er war sehr klein von Statur, ich lang. „Sie unglückseliger Mensch", fing er an. Und es kam eine gewaltige Strafpredigt, die mich nicht im geringsten rührte. Zuletzt hielt er mir die Duelle vor. Ich sagte: „Haben Sie das nicht auch getan, Herr Professor?" Er antwortete: „Sie schlagen sich ohne die geringste Ursache, fast zum Vergnügen. Zu meiner Zeit geschah das doch nur, wenn eine besondere Beleidigung vorlag." Ich antwortete: „Herr Professor, ich glaube, dann sind wir nach christlichen Prinzipien besser, als Sie waren. Denn wenn man sich ohne Groll schlägt, so ist es doch besser, als wenn man es mit Groll tut." Dann zeigte ich ihm eine sehr ernste Wunde, die ich hatte. Und er wurde

voll Mitleids und sagte, das hätte ich ihn doch wissen lassen sollen, dann hätte er mich besucht. So schieden wir in gutem Einvernehmen.

Da fällt mir ein prachtvoller Witz ein, den Delitzsch in einer Vorlesung machte. Er machte oft und gern Witze. So auch eines Tages. Und die Zuhörer applaudierten und



Das alte Kollegienhaus.

stampften mit den Füßen und lachten laut, was er sehr gerne hatte. Auf geht die Tür, der Pedell tritt ein sagt: „Herr Professor, der Herr Professor Schelling lassen bitten, daß hier kein solcher Schpektakel gemacht werden möchte, er kann ja seine Vorlesung nicht halten.“ Professor Schellings Zimmer lag gerade unter dem unsrigen. Delitzsch sagte: „Grüßen Sie den Professor Schelling und sagen Sie ihm, daß ich keinen Anlaß zu solchem Spektakel wieder geben werde.“ — Am nächsten Tage hielt Delitzsch in seiner Vorlesung auf

einmal inne. Alle schauten auf. Er: „Meine Herren, hier an dieser Stelle pflegte ich einen Witz zu machen; da aber Herr Professor Schelling sich das verbeten hat, will ich den Witz unterdrücken.“ Nun ging's los!!

Es gab auch Professoren der Philosophie in Erlangen, deren Namen ich hier nicht verewigen will. Einer war alt und hatte eine alte sehr liebe Frau. Die hatte sich eines Tages auf dem Markte ein in der Familie sehr nötiges Geschirr gekauft und trug das frei öffentlich heim. Wir Germanen begegneten ihr und sahen das. Sofort traten wir einen Gänsemarsch an in etwas weiten Zwischenräumen. Der Erste: „Guten Tag, Frau Professor!“ Sie sehr freundlich: „Grüß Gott, Herr N.!“ Und so einer nach dem andern. Das Geschirr hatte sie dabei immer wie einen Blumenstrauß in der alten guten Hand.

Dann war da ein anderer Philosoph. Der hat ein sehr gutes Volksbuch geschrieben. Er war geborener Östreicher und in seiner Jugend ein Mönch gewesen. Man erzählte sich allgemein, daß er die Geschichte seiner Verheiratung sehr gerne erzählte. Aber mir hat er sie nie erzählt. Die Geschichte, wie er sie erzählt haben sollte, war folgende: Mit seinem Mönchskloster war ein Nonnenkloster verbunden. So lernte er eine junge Nonne kennen und lieben. Sie erwiderte seine Neigung. Beide verabredeten zu entfliehen, zu heiraten und protestantisch zu werden. Er machte mit einem Bauern, der Morgens um 2 Uhr mit einem Fuder Heu in die Stadt abfahren wollte, aus, daß er die Nonne im Heu verstecken und mitnehmen sollte. Aber am Abend kam der Bauer zu ihm und sagte, er müsse schon um 1 Uhr abfahren, er habe das der Nonne auch gesagt. Gut. Um 1 Uhr fuhr das Fuder Heu ab, die Nonne stak drin, und der

Mönch folgte. Man kam in's bayrische Gebiet und in ein Dorf. Der Pfarrer da war mit dem Mönch im Einverständnis und bereit, die Trauung zu vollziehen. Die Nonne kroch aus dem Heu, und man ging in die nächtliche Kirche. Die Nonne hatte ihr Gesicht mit dem Schleier bedeckt. Die Trauung wurde vollzogen. Die Nonne schob den Schleier zurück und — war nicht die geliebte Nonne, sondern eine andere! Sie erklärte, sie habe von dem Plan und der ganzen Ausmachung gehört und habe den Bauer bewogen, die Abfahrt in geschilderter Weise zu ändern, und habe dann die Stelle ihrer Mitschwester eingenommen, denn sie liebe ihn, ach, so sehr. Der Mönch schickte sich in sein Geschick. „Und es ist sehr gut gegangen, meine Herren; Ehen werden halt im Himmel geschlossen", soll er gemeiniglich zum Schluß gesagt haben.

Derselbe Professor bildete mit und aus uns Germanen eine philosophische Gesellschaft, die er die Urania nannte. Urania ist ein alter Göttername. Im Sommer versammelten wir uns in der Laube seines bei der Windmühle gelegenen Gartens. „Ganz ungezwungen wollen wir bei einander sein, meine Herren, und jeder ein Maß Bier und Brod und Salz dazu haben. Das Bier bezahlen Sie, und Brod und Salz liefere ich." So sagte er zu Anfang der ersten Versammlung. Und so geschah es. Und nun erinnere ich die folgende philosophische Erörterung: „Meine Herren, ich bin ein Christ und bin ein Philosoph. Als Christ glaube ich schlicht, was die Bibel sagt; als Philosoph denke ich selber nach. Als Christ glaube ich zum Beispiel, daß Gott Himmel und Erde geschaffen hat, wie die Bibel das berichtet. Als Philosoph denke ich, daß Gott sich im Schaffen gleichsam geübt und versucht und allmählich immer Vollkomme-

neres geschaffen hat, bis er zuletzt beim Menschen, der Krone der Schöpfung, angekommen ist.“ Er blickte auf die Erde. Da kroch eine Ameise. „Sehen Sie diese Ameise, meine Herren?“ Wir blickten auf die Ameise. „Die ist der Versuch Gottes, einen Menschen zu schaffen“, sagte er und sah



uns triumphierend an. Da sprach einer von uns, ein gewisser Fischer: „Darf ich eine Frage stellen, Herr Professor?“ „Gewiß, gewiß, mein lieber Herr Fischer, fragen Sie! Das hab ich gern. Und ich will so gut antworten, als ich kann.“ Fischer sprach ganz ernst: „Sind Sie auch der Versuch Gottes einen Menschen zu schaffen, Herr Professor?“ Wir alle lachten und der arme Philosoph mit.

Ein anderes Mal sagte er: „Meine Herren, ich glaube,

wir müssen einen Vorsitzer haben, bei welchem sich ein jeder, der reden will, um's Wort melden muß. Das gibt bessere Ordnung. Ich kann der Vorsitzer nicht sein, weil ich ja lehren muß. Wählen Sie sich einen aus Ihrer Mitte. Und daß dann niemand redet, ohne daß ihm das Wort gegeben wird!" drohte er lächelnd. Fischer wurde vorgeschlagen und gewählt. „So", sagte der Professor, „jetzt —" „Silentium!" sagte Fischer. „Aber, Herr Fischer —" „Silentium!" rief Fischer. „Ah, richtig, ich bitte um's Wort, Herr Vorsitzer", sagte der Professor. „Haben's Wort nicht", sagte Fischer, „wir singen erst das Lied: ‚Stoßt an, Erlangen lebe hurrah hoch'." Nachdem wir das gesungen hatten, erhielt der Professor das Wort.

Auch sagte er — und das ist bezeichnend für die Erlanger Verhältnisse: „Meine Herren, wenn Sie eine Mensur haben, so pauken Sie die in meinem Garten hier aus. Da sind Sie sicher, da vermutet Sie kein Mensch, weil ich ein Professor bin." Das nahmen wir mit Dank an. „Aber jetzt", sagte er dann, „befreien Sie mich als mutige Leute von einem Wespennest, welches ich im Garten habe." Und er zeigte uns das Wespennest. Dieser Kampf gefiel uns weniger. Aber wir gingen dran. Mit großen Steinen vertrieben wir die Wespen aus ihrer Behausung und demolierten das Nest. Gestochen wurde merkwürdiger Weise keiner.

---

33. Fortsetzung.

Mit den Nachtwächtern stand ich auf gutem Fuße. Das waren noch Leute von der alten Sorte damals: alte Männer, weiße Schürzen vor, Knarre in der Hand. Und so wurden die Stunden abgerufen: Knarrrrr!

> Hört, ihr Herrn, und laßt euch sag'n,
> Die Glock hat zehn geschlag'n.
> Zehn Gebote schärft euch ein,
> Laßt uns ihn'n gehorsam sein.
> Menschen Wachen werd nix nütz'n,
> Gott werd wachen, Gott werd schütz'n.
> HErr, in deiner Huld und Macht
> Gib uns eine gute Nacht.

Und um elf Uhr:

> Hört, ihr Herrn, und laßt euch sag'n,
> Die Glock hat elf geschlag'n.
> Elf der Jünger blieben treu,
> Gib, daß gar kein Abfall sei.

Nach jedem Gesang so viel Geknarre, als die Uhr zeigte. Wie oft habe ich so geknarrt und gesungen! Und mir gefiel der Gesang, was kaum glaublich ist. Es lag mir sehr, sehr fern darüber zu spotten. Die übrigen Stundenverse weiß ich nicht mehr. Und das dürfte ja ein gutes Zeichen sein, daß ich nicht oft zu tief in die Nacht schwärmte. Das tat ich auch nicht. Den Zwölfuhrvers habe ich freilich öfters gehört, aber vergessen.

Ich war mit andern Germanen an der Universitätsbibliothek, die die Schloßräume füllte, angestellt und verdiente mir da etwas Geld. Ich hatte alle möglichen Verzeichnisse von Luthers Werken zu machen, nach der Zeit der Verabfassung, nach dem Inhalt, und ich weiß nicht, wie sonst noch. Habe einen ganz dicken Band vollgeschrieben. Nur Germanen waren so angestellt, weil der damalige Oberbibliothekar uns sehr wohl wollte. Auch vertrugen wir uns nicht gut mit andern. Aber das hatte ein jähes Ende. Präsident der Bibliothek war ein berühmter Professor der Theologie, dessen Namen ich weglassen will. Er ruht längst unter einem schönen Grabstein. Von dem kam die Order, daß wir alle bei ihm uns vorstellen sollten und zwar im Frack. Wir sagten: Hingehn wollen wir, aber nicht im Frack. Also hin gingen wir, aber nicht im Frack. Er sagte: Wiederkommen im Frack. Wir taten es nicht. Und alle wurden entlassen. Nur ich nicht. Mir wurde gesagt, ich sei aus Rücksicht für meine Mutter nicht entlassen; aber nun solle ich meine Aufwartung machen im Frack. Und auf der Kneipe sagte einer zu mir: „Kerl, du bist am Ende heimlich hingegangen im Frack!" Erst wollte ich aufbrausen, aber ich sagte nur: „Abwarten." Den andern Tag zog ich mich so schlecht wie möglich an und ging zum Präsidenten, den ich in einer Wolke von Tabaksrauch in seinem Studierzimmer traf. „Aber Sie haben keinen Frack an", sagte er. Ich sagte: „Ich bin gekommen, um das Amt niederzulegen, weil ich solche herrische Anmaßung nicht leiden will. Dazu brauche ich keinen Frack." Ich wurde entlassen. Wir klagten dann feierlich gegen den Frack-Professor bei'm Rektor. Ich erinnere aber nicht, daß wir eine Antwort erhielten. Dieser selbe Professor hat, wie mir höchst zuverlässig be-

richtet ist, später, wohl aus Anlaß meines unbefrackten Besuches, das geflügelte Wort gesprochen: „Bei Gott ist kein Ding unmöglich; aber daß Zorn sich bekehrt, das ist unmöglich.“ Er war Synergist.

In diesem Jahre merkte ich zum ersten Mal etwas von Amerika. Ein Pastor des General Council, der aber später in die Synodalkonferenz eintrat, besuchte seinen Bruder, der reformierter Pfarrer in Erlangen war, und predigte auch bei dem und für den. Der hielt Vorträge über die lutherische Kirche Amerikas und forderte die Studenten auf, dahin zu kommen; nach einem Jahre Studium in Philadelphia würden sie dann ein Amt erhalten. Davon hörten unser Erster und ich und meinten, wir könnten ja hingehn und in Philadelphia eine Burschenschaft gründen. Dann vergaßen wir die Sache.

In Erlangen war ein recht nettes Institut, die sogenannte Harmonie. Das war ein — ja, wie soll ich's nennen? — was man hier in Amerika ein Clubhouse nennen würde. Da fand man alle möglichen Zeitungen und Zeitschriften in den Lesezimmern; da waren Speisesäle, Billiardsaal, Gartensaal, Ball- und Konzertsaal; da war die beste Restauration Erlangens; da war endlich ein kleiner Saal, das Honoratiorenzimmer, in welchem die Herren Professoren ihr solides Glas Bier tranken. In diese Harmonie durfte jeder Universitätsgenosse kommen, der durch Zahlung einer geringen Summe Mitglied geworden war, aber auch nur der. Doch hatten wir Germanen da ganz entschieden die Oberhand, wenigstens in den Räumen, in welchen die Leiblichkeit versorgt wurde. Wir aßen da zu Mittag, kamen da auch sonst oft zusammen in kleineren oder größeren Gruppen und bissen die andern Studenten ziemlich heraus.

Der Harmoniewirt war ein gewisser Robert Schönfelder, ein junger Ungar von sehr kleiner Statur mit sehr großem kohlschwarzem, zu spitzen Enden gewichsten und gedrehtem Schnurrbart. Wir Germanen nannten ihn alle Robert und redeten ihn mit Du an, und er sagte zu uns auch Du. Er hatte eine sehr kleine Frau und ein ganz kleines Baby. Dies Baby sah ich einmal alleine in der Wiege liegen, weil die Mutter in der Küche beschäftigt war, nahm es heraus und auf die Arme und ging mit demselben stolz auf die Hauptstraße und trug es spazieren und nahm es sehr übel, wenn mich ein Student deshalb lächelnd anschaute. Bald aber kam die kleine Mutter, die ihr verschwundenes Kind ängstlich gesucht hatte, mit fliegenden Haaren angelaufen und nahm es an sich.

Wir hatten in unserer Burschenschaft einen gewissen Meyer, einen Mediziner, der den Spitznamen „Jud" führte, nicht weil er ein Jude war, denn das war er nicht, sondern ich weiß nicht warum. Vielleicht weil er einen Juden gut nachmachen konnte. Und es war Fastnachtsabend. Und im Honoratiorenzimmer saßen eine ganze Anzahl Professoren, besonders die der theologischen Fakultät, bei einem Glase Bier zusammen. Aber es hatte sich einer von ihnen geben lassen nur einen „Schnitt", das ist zu sagen: nur ein halbes Glas. Und ein anderer war sehr gelehrt in der Sprache der Juden, welches ist die hebräische; und seine Rede war ziemlich sehr wie die Rede eines Juden; und man sagte, daß er von Juden hatte seine Abstammung; und das war also, aber er vernahm es nicht gerne. Und nun kleidete sich der Meyer, der Jud, aus wie einen Juden, und hing über seine Schultern einen Quersack, und in dem Quersack waren allerlei Waren. Und er hatte sich gemacht sehr unkenntlich, denn

er fürchtete sich. Und er ging hinein in das Zimmer, in welchem saßen die Professoren. Und wir anderen standen an der Tür. Und er sprach: „Guten Abend, meine Herren, ihr Männer von Gelehrsamkeit, von großer. Wollt ihr nicht abkaufen einem armen Jüd Sachen schöne und nützliche? Nix zu handele, nix zu schachere?“ Und er legte vor seine Sachen, alte Hüt, alte Hosen, alte Röck, alte Uhren, alte Schuh und dergleichen mehr. Und die Augen der Wissenschaft lachten auf ihn und auf seine Sachen. Aber plötzlich kam über den Jud ein Schreck, ein freudiger. Er ließ fallen seinen Sack, er richtete auf den Professor, der da war so kundig des Hebräischen, seine Augen in Verwunderung, in großer, er hob auf seine Arme und breitete aus seine Hände und sprach: „O Wunder, o großes! Hab ich doch gemeint, daß ich komme in die Gesellschaft von Gojim, von gelehrten; und siehe, was sehe ich? Aner von unsere Leut! Wo kommst du her, Bruder? Und was sitzt du bei die Gojim? Bist de meschugge? Willst de essen und trinken mit Gojim, was ist nicht koscher?“ Und es verwandelte sich in Trauer seine erste Freudigkeit. Und es lachten alle. Doch es lachte nicht der Professor, von dem gesagt wurde, daß er stammte ab von dem Volke Israel. Der lachte nicht, sondern stieß hervor unwillig: „Nnng! welche Frechheit!“ Und Furcht ergriff den Jud, und er ergriff seinen Quersack, und stopfte hinein eilig Hüt und Hosen und Röck und Uhren und Schuh und alles, und hob auf seine Arm und breitete aus seine flachen Händ und rief: „Meschugge! Meschugge!“ und floh. Aber bald kam er wieder als flotter Germanenbursch und sprach: „Was ist das für ein Unwesen hier? Wie kommt der Jude in die Harmonie? Wo ist er?“ Und wir alle wußten nicht, wo der Jude war. Wir sagten, wir seien eben

gekommen, um ihn herauszuwerfen, aber er sei geflohen. Und einer der Professoren winkte auf uns mit einem Auge.

Wenn einer der Professoren Dekan seiner Fakultät wurde, so pflegte er ein solennes Abendessen zu geben und die Chargierten, das ist, die Ehrenrichter der verschiedenen Verbindungen dazu einzuladen. So wurde auch in dem Jahre ein berühmter Professor der Theologie Dekan. Und also hatte er die Einladungen zu machen. Zuerst lud er die Chargierten der christlichen Verbindungen und der Obskurantenverbindungen ein und gab denen ein Abendessen. Dabei wurde ein Tischgebet gesprochen, wie ich erfuhr. Dann lud er die Chargierten der Korps und der Burschenschaften ein. Da war ich auch dabei, weil ich zum Ehrengericht der Germania gehörte. Zur bestimmten Stunde fuhren wir drei Germanen in einer Galakarosse, unser Verbindungsdiener in Livree hinten auf dem Brett stehend, bei dem Professor vor. Im Empfangszimmer angekommen, fanden wir die andern Herren schon versammelt, denn wir waren eine Minute hinter der festgesetzten Zeit. Der Professor sprach: „Das Essen ist aufgetragen. Lassen Sie uns also in's Speisezimmer gehn. Die Vorstellungen wollen wir in der Weise machen, daß jeder von Ihnen seinen Namen sagt, nachdem wir Platz genommen haben.“ Wir gingen in's Speisezimmer und nahmen Platz. Ein Tischgebet wurde nicht gesprochen. Ich vermute, der Professor sah uns für Heiden an, was wir auch mehr oder weniger waren. Er präsidierte an dem einen Ende des Tisches, die Frau Professor am andern. „Nun bitte ich um die Namen“, sagte der Professor. Unser Erster, welcher dem Professor zunächst saß, sagte schneidig und kurz: „N. N.“ Unser Zweiter sagte: „Ich heiße N. N.; zu näherer Auskunft bin ich jeder-

zeit bereit." Ich sagte: „Ich heiße Manthey-Zorn; wer mich genauer kennen lernen will, der kann morgen früh zwischen 10 und 11 mich auf der Hauptstraße treffen." So ging's fort. Dann kam ein überreichliches Mahl mit erst Wein, dann Bier, dann einer Punschbowle. Der Herr Professor konnte sehr interessant unterhalten. Frau Professor auch. Als die Sache um Mitternacht aus war, fragten wir den Professor, ob er etwas dagegen habe, wenn wir den Germanenmarsch singend abzögen? Etwas befremdet, und das mit voller Ursache, sagte er Nein. Und wir drei stimmten an: „Heute feiern wir Jubelwoche, Jubelwoche, Jubelwoche; heute feiern wir Jubelwoche, Jubelwoche, tralala." — Diese ganze Sache, besonders daß kein Tischgebet gesprochen wurde, stieß und ärgerte mich. Nicht, daß ich sonst gebetet hätte, o nein. Aber ich dachte, der schämt sich vor uns zu beten; wie tief sitzt also sein Glaube? Und das Abendessen war beinahe Schwelgerei. Ich wurde mehr und mehr feindselig gegen das Christentum. Weltkinder sehen die Bekenner des Glaubens mit sehr scharfen Augen an, was diese oft nicht bedenken. Man gewinnt Weltkinder durchaus nicht dadurch, daß man sich mit einer Art Gemütlichkeit ihnen gleichstellt. Weit entfernt! Man stößt sie nur noch tiefer in den Unglauben hinein und gibt ihnen Ursache, die ausgesprochenen Christen für Heuchler anzusehn.

Die Kollegien, die theologischen Vorlesungen besuchte ich mit Unlust und Unregelmäßigkeit. Und sie schadeten mir. Denn ich hörte da ein merkwürdiges Gemisch von Bibelglauben und Unglauben. Die Bibellehre wurde mehr oder weniger vorgetragen; aber einhellig lehrten alle, daß die Bibel, so wie sie vorliegt, nicht Gottes Wort sei, sondern aus einer Art Inspiration durch menschliche Überle-

gung, Erinnerung und Nachdenken entstanden und also mit mancherlei Ungenauigkeiten, Fehlern und Zeitvorurteilen und Menscheleien durchsetzt sei. Ich dachte so: Wenn die Kerle die Bibel nicht Gottes Wort sein lassen wollen, so haben sie recht; aber was reden sie dann von Inspiration? und was tragen sie dann die Lehren der Bibel vor? es ist alles Piff. Die Theologie wurde mir geradezu zum Eckel. Und wenn ich mal mit einem Professor oder mit einem Pastor zusammenkam, der die Sprache Kanaans, das heißt, in der Bibel nachgemachter frommer Weise redete, so wurde ich wütend und ging entweder fort oder wurde grob. Die Examen jedoch, die Geld einbrachten — mir zur Schande sei es gesagt — machte ich mit und bestand sie auch immer.

Soll ich, damit das in obigem Abschnitt Gesagte recht verstanden wird, ein Beispiel geben, wie die Bibel von den als gläubig gerühmten berühmten Herren behandelt wurde? Ein frommer Professor legte uns dar, daß die Bibel nicht Wort für Wort vom Heiligen Geiste eingegeben sein könne, wie die alten Theologen das gemeint haben. Dann sagte er: „Meine Herren, ich will Ihnen einmal eine Probe vorlegen aus der Bibel. Aus der werden Sie klar sehen, daß das nicht vom Heiligen Geist kommen kann. Nun hören Sie! Sprüche 11, 22 heißt es: ‚Ein schön Weib ohne Zucht ist wie eine Sau mit einem güldenen Haarband.‘ Kann das der Heilige Geist gesagt haben?“ Alle lachten und trampelten. Ich nicht. Ich dachte: Du bist selbst eine Sau mit einem güldenen Haarband, der du mit der Bibel dich schmückst, du Heuchler!

34. Fortsetzung.

Soll ich viel sagen über mein Verbindungsleben in dem Jahr? Das könnte ich ja. Es war reich genug an Abwechselung im Einzelnen, immer dasselbe aber im allgemeinen: Kneipleben, Studentenstreiche, Mensuren. Ich will nur ein paar Sachen herausgreifen, die einen Geschmack vom Ganzen geben.

Ich gehörte durch zwei Termine zum Ehrengericht der Burschenschaft Germania. Da war es unter anderem mein Amt, daß ich die Bücher der Geldverleiher untersuchte, um zu sehn, ob unsere Leute ihre Schulden, besonders ihre Ehrenschulden, die zu bezahlen sie ihr Ehrenwort verpfändet hatten, auch wirklich bezahlt hatten. Und die Geldverleiher zeigten die Bücher auch, denn wer von ihnen das nicht tat, der kam in Verruf, niemand von uns lieh da mehr Geld. Und so fand ich eines Tages, daß einer von uns ein paar Gulden über seinen Ehrentermin hinaus unbezahlt hatte stehn lassen. Und das war gerade einer von denen, die unser besonderer Stolz und Freude waren, einer von denen, die ich schon als Gymnasiast so hoch bewundert hatte. Mir blutete ordentlich das Herz, als ich das sah. Aber ich hatte selbst das Ehrenwort gegeben, jeden solchen anzuzeigen. Ich zeigte ihn also an, und er wurde von der Burschenschaft cum infamia, das heißt, als ein unehrenhafter Mensch, mit dem keiner je ein Wort sprechen durfte, ausgestoßen.

Ferner erlaubten wir nicht, daß unsere Leute abends andere Wirtshäuser besuchten, als unsere Kneipe. Wer das tat und erwischt wurde, der mußte eine Geldstrafe in die

Verbindungskasse bezahlen. Und es war mein Amt, Kontrolle zu halten. Ich ging also öfters von Wirtshaus zu Wirtshaus, besonders in die beliebtesten, und sah nach. Da durfte ich, wenn ich wollte, ein Glas Bier mir geben lassen, aber nicht mehr; ließ ich mir mehr geben, so war ich selbst schuldig und straffällig. So kam ich eines Abend in eine sehr beliebte Restauration und fand da etliche unserer Füchse wohlgemut um einen Tisch sitzen und Bier trinken. „Schmeckt's?" sagte ich und schrieb ihre Namen auf. „Ah, Zorn", sagte einer, „sei nicht grausam, sondern setze dich zu uns und trinke mit." „Ein Glas will ich mit euch trinken", sagte ich. Das tat ich also. Und die Füchse unterhielten mich außerordentlich gut. Ich leerte mein Glas. Ich wollte gehen. Aber ein Fuchs erzählte mir eine sehr interessante Geschichte, und ein anderer schob mir, ohne daß ich es merkte, sein halbgeleertes Glas hin und nahm mein leeres weg. Und ich griff im Gespräch nach dem Glas und trank. „Abgefaßt!" riefen die Bengel jubelnd, „du hast ein zweites Glas getrunken, nun kannst du uns nicht anzeigen!" „Kann ich nicht?" sagte ich, „das will ich euch zeigen", und schrieb meinen eigenen Namen auch mit auf.

Als die berühmten Felsenkeller auf waren, in welchen das Bier lagerte, da waren wir auch da und labten uns an dem guten Stoff. Die Kellnerin, die uns bediente, hieß Babette. Ich sagte: „Babette, eine Maß Bier." Sie hörte nicht. Ich lauter: „Babette, eine Maß Bier!" Sie hörte nicht. Ich berührte ihren Arm und sagte: „Babette, eine Maß Bier!" Jetzt brachte sie mir Bier. Aber am folgenden Tag mußte ich meinen Platz im Ehrengericht auf ein paar Minuten an den Vizeehrenrichter abtreten und erhielt einen Verweis, „weil du ein Weib angerührt hast." So

genau nahmen wir es. Das war freilich ein wenig lächerlich. Aber es zeigt doch unsern Sinn. Ich nahm den Verweis auch ohne zu appellieren an.

Ganz nah bei Erlangen liegt das Dorf Sieglitzhof. Da war zu meiner Zeit ein altes Dorfwirtshaus. Dabei ein Garten mit rohen Bänken und Tischen, eine schlechte Kegelbahn und eine Linde. O die Linde! Die war herrlich! Die breitete ihre Äste weithin horizontal aus, und über diese



Sieglitzhof.

Äste waren Bretter gelegt, und auf den Brettern standen Tische und Stühle, und da konnte man höchst romantisch sitzen und Kaffee trinken. Der Wirt hieß Paulus, und seine Frau wurde Paula genannt. Er war ein kleiner stiller Mann, sie eine große dicke Frau von wahrhaft niederschmetternder Häßlichkeit: dicke, rote, platschige Wangen, endloser Mund mit wulstigen Lippen, Glotzaugen, Kartoffelnase, laute schnarrende Stimme. Dazu hinkte sie rheumatisch und war dreckig. Dies Sieglitzhofer Wirtshaus war die sonnabendliche Exkneipe einer christlichen Verbindung. Und wir hatten zur Zeit garkeine reguläre Exkneipe. Daher

machte ich mich mit zwei andern auf, ging nach Sieglitzhof zum Paulus und der Paula, um zu sehn, ob wir den Platz nicht kriegen könnten. Wir wurden bald handelseins, nur sagte das Ehepaar, wir selbst müßten sehn, wie wir die andere Verbindung fortkriegten. Am Sonnabend drauf zogen



Das alte Sieglitzhof.

ein Dutzend von uns, entschlossene Burschen, nach Sieglitzhof mit unserer Fahne eingewickelt unter dem Arm, das heißt, einer von uns hatte die Fahne unter dem Arm. An der hohen, im Hof errichteten Fahnenstange wehte die Fahne der christlichen Verbindung. Im Wirtszimmer tanzten die christlichen Brüder mit Bauernmädchen. Schnell ließen wir die Fahne der christlichen Verbindung herab, hißten unsere auf, drangen in die Stube und jagten alle hinaus. Es gab

einige Zwistigkeiten. Und so nahmen wir Besitz von Sieglitzhof und behielten es auch. Die Burschenschaft Germania hat es heute noch. Dann veranstalteten wir da ein großes Gartenfest und luden alle Professoren mit ihren Familien dazu ein. Sie kamen auch. In der Linde saß das Musik-



Die Linde im Herbst.

korps und begrüßte den Rektor der Universität, Rudolf von Raumer, mit einem Tusch.

Nun will ich vorgreifen und etwas erzählen, was später geschehen ist und nicht in diese Zeit gehört. Nach Jahren, als ich ein anderer Mensch geworden war, machte ich einen einsamen Spaziergang nach Sieglitzhof und kehrte im Wirtshaus ein. Die Gaststube war leer, nur Paula war da. „Grüß dich Gott, Paula", sagte ich. „Ah, Zorn", kreischte sie, „bischt du wieder do!" Ich fragte: „Wo ist Paulus?"

„Der ist im Schlafzimmer im Bett und kratzt bald ab", sagte das rohe Weib. Ich ging in's Schlafzimmer. Da lag Paulus im letzten Stadium der Schwindsucht, Schleim und Blut um sich herum. „Grüß dich Gott, Paulus!" „Bischt du's, Zorn? Ach, Zorn, ich hab g'hört, daß du fromm g'word'n bischt. Das ist gut! Schau, ich hab euch g'nommen, weil i g'dacht hab, daß i an euch mehr Geld machen kann. Und ihr wart so wild! Und i bin auch wild g'word'n. Und jetzt!" Er hustete und spuckte Blut. „I hab den Priester kommen lass'n und schon die letzte Ölung empfang'n." Dann redete ich mit ihm von JEsu Christo und seinem Heil. Auf Ölung und Papsttum ließ ich mich nicht ein. Ich sagte ihm nur, wie ein armer Sünder selig wird durch die Gnade Gottes in Christo. Er ließ sich von mir, gerade von mir, sagen. Ich habe in meinem Leben selten einen so begierigen Hörer gehabt wie den Paulus. Ich blieb lange bei ihm. Wir redeten sehr viel zusammen. Will nicht alles erzählen. Dann ging ich. Sagte aber zuvor der schrecklichen Paula, sie solle ihn ordentlich besorgen. Bald starb er. Wie findet doch der HErr die Seinen!

Zuweilen versuchten Professoren sich meiner anzunehmen, wie schon früher gesagt. Einer nahm mich manchmal mit auf einen Spaziergang, der ein nahe gelegenes Restaurationslokal zum Ziel hatte. Da tranken wir dann Kaffee und sprachen allerlei. Dieser Professor hatte, obwohl er durch seine Bücher reich geworden war, doch immer sehr wenig Geld bei sich. Man sagte, seine Frau messe ihm das zu. Und so gab er mir denn bei einer solchen Gelegenheit sein Portemonnaie und sagte: „Zorn, Sie sind ein mutiger Mann, nehmen Sie mein Portemonnaie und bezahlen Sie." Ich fand, daß wirklich Mut dazu gehörte, mit den paar

Kreuzern, die ich darin fand, die Zeche zu bezahlen. Ein anderer nahm mich zu meiner nicht großen Freude mit auf eine schöne, aber sehr weite Tour, und unterwegs erklärte er mir seine Theorie, die er sich von der himmlischen Leiblichkeit Christi gemacht hatte, mit stundenlanger Ausführlichkeit. Er sagte, Christus sei auferstanden mit grob materiellem Leibe, in den vierzig Tagen nach der Auferstehung habe sich dieser Leib allmählich vergeistigt, bis er dann am vierzigsten Tage für die himmlische Existenz passend gewesen sei, worauf dann auch die Himmelfahrt stattgefunden habe. Man sieht, der Mann war gläubig, nur mußte die Wissenschaftlichkeit am Glauben herumdoktern. Und damit wollte er mich bekehren!

Unser Kneipleben in Erlangen war nicht dem in Kiel gleich. Wohl tranken manche von uns viel zu viel. Aber die wurden auch ermahnt und in Zucht genommen, freilich nicht in christlicher Weise. Hier ist ein Beispiel. Einer unserer Leute betrank sich fast regelmäßig. Oft war er vermahnt. Es half nichts. Eines Abends war er wieder betrunken. Ich rief zwei Füchse. Jeder von diesen mußte den Berauschten an einem Arm nehmen und ihn heim bringen. Ich ging hinterher und haute mit einem spanischen Rohr hintendrauf. Vor seiner Wohnung war eine Pumpe. Da legten wir ihn über das Brett und pumpten Wasser auf ihn. Dann brachten wir ihn in seine Stube, banden ihm Hände und Füße und legten ihn unter seinen Tisch und schlossen die Tür ab. Am Morgen ging ich hin, band ihn los und hielt ihm seine Lumperei ordentlich vor. Dieser Mensch ist später ein höherer Offizier geworden.

Im Sommer ließen wir öfters des Abends Tische und Stühle mitten auf die Straße setzen, vor unserer Kneipe.

Und wir, ohne Röcke und Westen, Kappen auf, Bänder um die Brust, setzten uns hin und tranken und sangen fröhliche Lieder. Und zwar hatten wir außerordentlich gute Sänger unter uns. Alle Fenster der Nachbarschaft öffneten sich für Zuhörer und Zuschauer. Kein Wagen durfte passieren. Einer von uns, ein Mediziner, verstand das Jodeln in vollkommener und entzückend schöner Weise. Oft sang die ganze Nachbarschaft mit, Männlein und Weiblein, Alt und Jung. Wir waren halt „feine Burschen". Da war besonders ein gewaltiger Recke, sein Name — nein, sein Spitzname war Kanners, sehr musikalisch, sehr humorvoll, der strich sich das Haar über die Stirn — er hatte feine blonde Locken —, setzte die Kappe nach hinten, nahm eine Guitarre, präludierte, sprang mitten auf den Tisch und sagte: „Jetzt singen wir das Lied vom Morgenrot." Und nun ging's los. Unbeschreiblich elegisch sagte er vor: „Morgenroth." Wir sangen: „Morgenroth." Er: „Noch emol!" Wir: „Morgenrot." Er: „Leuchtest mir zum frühen Tod." Wir: „Leuchtest mir zum frühen Tod." Er: „Hört ihr die Trompete blasigen?" Wir: „Hört ihr die Trompete blasigen?" Er: „Dann muß ich mein Leben lassigen." Wir: „Dann muß ich mein Leben lassigen." Er: „Ich und mancher Kamerad." Wir: „Ich und mancher Kamerad." Er: „Noch emol!" Wir: „Ich und mancher Kamerad." Und so alle Verse durch mit Guitarrenbegleitung. Ist es da ein Wunder, daß von den Fenstern her mitgesungen wurde? daß die Straße sich füllte mit Sang und Klang? Nein, das Kneipleben bei uns war nicht roh, wie das in Kiel. Es herrschte da Jugendlust und Jugendfreude. Und manch alter Philister, das heißt, früherer und alter Germane, besuchte uns da und erinnerte sich der Tage seiner Jugend und sang:

O alte Burschenherrlichkeit,
Wohin bist du verschwunden?
Nie kehrst du wieder, gold'ne Zeit,
So frei, so ungebunden.
Vergebens spähe ich umher,
Ich finde deine Spur nicht mehr.
O jerum, jarum, jerum,
Qualis mutatio rerum!
(Welche Veränderung der Dinge!)

Alle Morgen und auch oft Nachmittags waren wir auf dem Fechtboden und übten uns mit Rapier und krummem Säbel. Das stärkte den Arm und machte das Blut frisch durch die Adern kursieren. Ja, wir waren feine Burschen!

Und doch — ich wurde gegen Ende des Studienjahres der Sache mehr und mehr satt. Eine unbeschreibliche Leere und Öde erfüllte mich. Und so war es nicht nur bei mir, auch bei hie und da einem andern. Der Wirt, dem wir alle mit einander zu wenig Bier tranken, war mit mir garnicht zufrieden. Ich saß oft eine Stunde lang bei einem einzigen Glase Bier und ließ mir nur der Schande halber ein zweites bringen. Und wenn die offizielle Kneipzeit aus war, ging ich heim und sann: Was soll aus mir werden?

35. Das Ende der Burschenherrlichkeit.

Und so kam das Ende der Burschenherrlichkeit. Im Sommer 1867 hatte ich mit einem mir weit überlegenen Gegner auf dem Plan zu stehn. Nach zwei Minuten hatte ich eine sehr schwere Kopfwunde erhalten. Erst merkte ich die garnicht. Dann strömte das Blut, und ich fiel in Ohnmacht. Es war das in der Scheune eines Wirtshauses auf dem Ratsberg. Erlanger Herren und Damen saßen im Garten. Ich wurde da vorbei geführt. Etliche Damen fielen von dem Anblick in Ohnmacht. Alle schrien. Ich sah und hörte das, denn ich war wieder bei Sinnen. Die Ärzte wagten nicht, mich in die bereite Chaise zu setzen und über die holperigen Bergwege heimfahren zu lassen. Ich mußte zu Fuß gehen. Kanners und ein anderer griffen mir unter die Arme und führten mich nach Erlangen und in's Quartier. Da hatte ich lange zu liegen mit Eisbeuteln auf dem Kopf. Aber alle Morgen kamen Blumen und bereit gemachte Apfelsinen von unbekannten Geberinnen. Zwar kam ich nach einigen Wochen wieder auf die Beine, aber es dauerte fast ein halbes Jahr, bis die Wunde völlig geheilt war. Nun, d a s rührte mich nicht. Aber es war doch meine letzte derartige Torheit.

Um die Zeit fand in Erlangen das goldene Jubiläum der Burschenschaft statt. Das sollte herrlich gefeiert werden. Wir und die Bubenreuther taten uns dafür zusammen. Aus allen Gauen Deutschlands kamen die alten Burschen bei uns zusammen, darunter manche, die von 1816 bis 1820 studiert

hatten. Und berühmte Namen waren darunter: Dichter, Staatsmänner, Männer der Wissenschaft. Hei, was war das für ein Empfangsabend in der Harmonie! Und dann



Die Burschenschaft Germania zu meiner Zeit.
Die drei ersten von links in der obersten Reihe sind die Ehrenrichter.
Ich der dritte.

der Auszug durch die Straßen Erlangens auf die Felsenkeller! Voraus das Musikkorps der Forchheimer Jäger. Dann die schwarze Burschenschaftsfahne aus den Zeiten der Verfolgung, getragen von einem alten Burschen. Dann rechts die schwarz-gold-rote Fahne der Germania, getragen von einem unserer Recken, hinter ihr wir drei Ehrenrichter

herrlich geschmückt, mit gezogenen Rapieren. Links ebenso die schwarz-rot-goldene Fahne der Bubenruthia. Dann folgten, immer zwei und zwei, die alten Burschen in Studentenschmuck, die roten oder weißen Mützen auf oft schneeweißem Haar. Dann verjüngte sich der lange, lange Zug, bis endlich die Studenten kamen. Füchse in weißen Lederhosen mit hohen Stiefeln und Samtröcken und Cerevisen sprengten auf mutigen Rossen wie rasend auf und nieder, krumme Säbel gezogen, um den Zug in Ordnung und die Straße frei zu halten. Erlangen war ein Fahnenmeer. Alle Fenster, alle Balkone waren besetzt. Man jubelte uns zu. Damen wehten mit Taschentüchern und warfen Blumen auf uns An einem Hause hörte ich die Stimme meiner Schwester, die auf einem Balkon unter andern Damen stand: „Da geht mein Bruder!" Rosen fielen auf mich, und ich grüßte mit dem Rapier.

Ich will hier eine Zwischenbemerkung machen. Wir Chargierten, wir Ehrenrichter durften uns nicht selbst in unsern Wichs, in unsern Staat kleiden. Das besorgten Erlanger Damen. Nur in Hosen und Hemden überließen wir uns ihnen. Sie zogen uns die Samtpikeschen an, die mit Litzen besetzten kurzen Samtröcke. Sie schnallten uns die Schwerter um. Sie hingen uns die weißseidenen und goldgestickten und unten breit mit schwarz-gold-roten Borten besetzten langen Schärpen über Schulter und Brust. Sie setzten uns die Samtbarette aufs Haupt und ordneten die langen Straußenfedern, die uns weit über den Rücken herabfielen. Und sie nahmen endlich errötend unsern Dank und unsere tiefe Verbeugung entgegen.

Auf den Felsenkellern war herrliche Illumination. Denn es war Abend. Alles war da versammelt, teils als

Gast, teils als Zuschauer. Alle Professoren waren da. Kaum eine Dame fehlte. Da wurde das Lied angestimmt, das Burschenschaftslied: „Brause, du Freiheitssang“. Alles sang mit. Aber das Forchheimer Jägerkorps spielte das zu langsam, zu sanft. Darum sprang ich auf den Tisch unter die Soldaten, zog das Rapier und schlug Takt. Da ging's. Da kamen alte würdige Herren zu uns Chargierten beider Burschenschaften und nahmen unsere Hände und baten uns, die Duelle zu mäßigen. Aber —. Spät am Abend zogen wir durch das beleuchtete Erlangen heim.

Am andern Tage der Kommers, der große, der feierliche, im Redoutensaal. Ei, wie prangte der im Fahnenschmuck, in Blumenpracht! Welche Reden wurden da gehalten von Alt und Jung! Und der „Landesvater“! Vier lange Tische waren besetzt. Außer dem Forchheimer Jägerkorps hatten wir da auch die Nürnberger Theaterkapelle. Blech- und Streichmusik in Abwechselung. Deutschland. Deutschland! O alte Burschenherrlichkeit! Das war der Grundton aller Reden, aller Empfindung.

Und dann — dann kamen bald die Ferien. Und ich war totsatt von aller Burschenherrlichkeit. Ich war ganz ungebrochen in der Wahrheit. Aber ich war ganz gebrochen in irdischer Weise. Ich fragte mich ganz ernst: Was soll aus dir werden? Sollte es so weiter gehn? N e i n! Wollte ich wirklich Theologe werden? N e i n! Sollte ich mich ferner durch Stipendien und Preisexamen ernähren? N e i n! P f u i! Was denn? Ja, das wußte ich nicht. Allem ein völliges Ende machen? Aber gab es nicht doch einen Gott und Richter? J a! Was denn?

Ich sprach mit meiner weinenden Mutter. Und — ich weinte auch. Ich schäme mich nicht, das zu sagen. Sie

meinte erst: Andere Wege einschlagen, die zu Christo führen. Zu Christo? Den kannte ich nicht. Das war nichts für mich. Dann, endlich, meinte sie: Eine Weile das Studium aufgeben und Hauslehrer werden und mich besinnen. Das leuchtete mir ein. Aber meine Mutter bereute ihren Vorschlag und meinte: Auf eine andere Universität gehn. Sie schrieb nach Tübingen an Professor Beck, den bekannten. Der schrieb an mich einen überaus freundlichen Brief und lud mich ein, nach Tübingen zu kommen, zu ihm. Aber in Tübingen hatten wir eine Kartellburschenschaft. In die wäre ich gleich hineingezogen worden. Nein, das war nichts. Nein, ich wollte Hauslehrer werden irgendwo weit weg. Das war das beste.

Meine Mutter schrieb an einen einflußreichen Lübecker Pastor. Der empfahl mich einer sehr reichen, adeligen Familie in Mecklenburg-Schwerin, die einen Hauslehrer, der Universitätsbildung hatte, suchte. Konnte der Mann mich wirklich mit gutem Gewissen empfehlen? In einer Weise: ja. Ich hatte ja genug Kenntnisse, um die Kinder zu unterrichten, mehr wie genug. Auch war ich ein durchaus anständiger Mensch und wußte mich in guter Gesellschaft zu benehmen. Soweit also dies in Betracht kam, konnte er mich gewiß empfehlen. Aber ich sollte doch auch Religionsstunden geben, die Kinder in Gottes Wort unterrichten. Dazu war ich sicherlich ganz ungeeignet. Aber empfohlen war ich, der mecklenburger Herr schrieb an mich und bot mir die Stelle an, und ich nahm sie an.

Hauslehrer — ich muß wohl ein paar Worte sagen, um zu erklären, was das für ein Ding ist. Viele reiche Familien in Deutschland wohnen ja auf dem Lande, besonders die großen Grundbesitzer, die Eigentümer großer Land-

güter. Da gibt es denn keine Schulen, in welche sie ihre Kinder senden mögen. Und so nehmen sie sich junge Kandidaten der Theologie oder der Philologie, die noch kein Amt haben, und lassen von denen ihre Kinder unterrichten. Gewöhnlich wird nebenher auch noch eine Gouvernante gehalten, die mit den Kindern französisch spricht und Musikunterricht gibt. So war es wenigstens zu meiner Zeit. Auch gehörte es geradezu zum guten Ton und war vornehm, einen Hauslehrer und eine Gouvernante zu haben. Mir wurden 200 Taler jährliches Gehalt und freie Station geboten.

Nachdem diese Sache entschieden war, reiste ich zunächst nach Preetz zu Onkel Franz und Tante Matilde. Onkel Franz war ja ein Arzt, und ich hoffte, daß er mir meine immer noch offene Wunde heilen könnte. Das gelang ihm freilich nicht ganz, und ich mußte mit verbundenem Kopfe meine Stelle antreten. Tante Matilde machte mir natürlich bittere und mich verbitternde Vorwürfe. Onkel Franz dagegen gab gute Worte. Nach einigen Wochen Aufenthalt da reiste ich an meinen neuen Bestimmungsort. Es war das im Herbst 1867.

34. Ich trete mein Hauslehreramt an in L.*)

Am frühen Nachmittage kam ich auf dem Bahnhofe der kleinen Stadt B. in Mecklenburg-Schwerin an und stieg aus dem Zuge. Dann sah ich mich um. Auf mich zu trat ein Kutscher in Livree und sagte: „Sind Sie der neue Hauslehrer des Herrn von H. in L.?“ „Der bin ich.“ „Na, denn kommen Sie man mit.“ Vor dem Bahnhofe stand ein herrschaftlicher Jagdwagen mit zwei Pferden bespannt. Auch stand da ein Leiterwagen mit vier Ackergäulen bespannt. Der Kutscher zeigte auf den Jagdwagen und sagte: „Der ist für Sie.“ Und er zeigte auf den Leiterwagen und sprach: „Der ist für Ihre Sachen.“ Das war ja sehr schön. Ich löste also mein Gepäck — es bestand aus einer nicht großen Holzkiste — und ließ das auf den vierspännigen Leiterwagen setzen. Das sah aus wie ein Kindersarg in einem großen Leichenwagen. Und ich selbst mit etwas Handgepäck bestieg den Jagdwagen. Ich hatte einen grauen Schlapphut auf und meinen großen Havelock an, auch grau. Und nun ging's los. Die Rappen, mit welchen ich fuhr, platschten schnell durch den aufgeweichten Lehmboden. Es hatte geregnet und tröpfelte noch. Der Leiterwagen folgte langsam.

Nach etwa anderthalb bis zwei Stunden kamen wir, ich mit den Rappen nämlich, in L. an. Das war ein kleines ziemlich miserabeles Dorf mit einer kleinen alten Kirche und einem Wirtshause. Aber bald kamen wir an das herrschaft-

---

*) Ich darf von jetzt an die Namen nicht mehr ausschreiben, der Diskretion wegen.

liche Gehöfte. Der Eindruck, den ich in der Eile hatte, war dieser: Ein weiter Torweg, ein immenser Grasplatz, links und rechts Wirtschaftsgebäude, ebenso links und rechts breite Kieswege zwischen dem Grasplatz und den Wirtschaftsgebäuden, im Hintergrunde das mächtige, aber edel einfach gehaltene Schloß, ein viereckiges Gebäude mit einem Frontgiebel. Ich nahm wahr, daß ein Park mit hohen Bäumen hinter dem Schloß sich ausdehnte.



Herr v. H.

Vor der Treppe, oder vielmehr vor dem großen Doppeltreppenbau hielten wir an. Ich entklomm dem Wagen und erklomm die Treppe. An der Schloßtüre stand Herr von H. und begrüßte mich sehr freundlich. Das war ein großer, starker Mann, etwa vierzig Jahre alt, mit dünnem Haar, aber starkem Schnurrbart und Backenkoteletten. Ein Diener in Livree holte mein Handgepäck. Wir traten in eine weite steingefließte Halle ein, und Herr von H. führte mich eine der feinen Treppenflüchte hinauf in die oberen Räume. Der Diener folgte mit dem Gepäck. Wir kamen in einen weiten hellen Raum, von welchem aus Türen in verschiedene Zimmer oder Säle, und Korridore in andere Teile des Schlosses führten. Wir gingen einen

solchen Korridor entlang bis an eine Türe. Die öffnete Herr von H. Wir traten in ein sehr behagliches Zimmer ein, in welchem ich ein Sopha mit einem runden Tisch davor, einen Schreibtisch und verschiedene Sessel und Stühle wahrnahm. Auch stand da ein ganz gewaltiger Kachelofen.



Frau v. H.

Die tiefen Fensternischen waren mit dunklen Gardinen behängt. Die Decke war mit Reliefarbeit verziert, die eine griechische Göttergeschichte darstellte. Nachdem Herr von H. mich eine Sekunde oder zwei hatte Umschau halten lassen, sagte er: „Dies ist Ihr Wohnzimmer.“ Dann öffnete er eine Seitentür, führte mich in ein ähnliches Zimmer, das aber nur mit einem Bett und einer Kommode und einem Waschtisch ausstaffiert war, und sagte: „Und dies ist Ihr Schlafzimmer.“ Dann sagte er, mit mir in's Wohnzimmer zurücktretend: „Jetzt machen Sie sich fertig. In einer halben Stunde wird der Diener Sie zur Tafel rufen.“ Damit ging er. Aber an der Tür drehte er sich noch einmal um und sagte: „Fürchten Sie sich vor Gespenstern?“ Ich dachte, er wollte scherzen, und verneinte das lachend. Aber er sagte ganz ernst: „Diese Zimmer haben den Ruf, daß es in ihnen

spukt. Wenn Ihnen etwas Unangenehmes begegnen sollte, so sagen Sie es, dann werde ich Ihnen andere Zimmer anweisen.“ Ich dachte: „Na, das wird ja romantisch!“ verbeugte mich aber nur lächelnd. Nun öffnete ich meinen Lederkoffer, zog reine Wäsche an — das heißt, erst wusch ich mich — und besann mich, ob ich den Frack anziehn müsse für die Tafel, und entschied: nix Frack.



Phiti.

Bald kam der Diener. Das war auch gut. Denn ich hätte mich allein ganz gewiß nicht zurechtgefunden. Als er kam, sagte er ganz feierlich: „Die Tafel ist serviert.“ Dann aber ward er zutraulich und sagte: „Ich heiße nämlich Reese.“ „Das ist schön, Reese,“ antwortete ich und folgte ihm. Ich wurde in den Parlor geführt, oder vielmehr in einen Parlor, denn ich sah, daß da eine ganze Parlorflucht war, sehr prächtig. Da war Herr von H. Er war auch nicht im Frack. Das war mir lieb. In einem Augenblick trat aus Portieren hervor Frau von H., eine große Frau von vornehmer und imponierender Erscheinung, und gab mir die Hand. Die nahm ich ohne sie zu küssen, was sonst eigentlich Sitte war. Dann kamen die Kinder. Drei. Zwei Mädchen und ein Knabe. Frau von H. stellte sie vor. „Dies

ist Sophie, neun Jahre alt; wir nennen sie Phiti. Und dies ist Anna, sieben Jahre alt; wir nennen sie Annele. Und dies ist Georg, sechs Jahre alt; wir nennen ihn Brüderchen.“ Dann wandte sie sich zu den Kindern und sagte: „Und dies ist Herr Zorn, euer neuer Lehrer.“ Ehe ich viel sagen konnte, kam der Diener und präsentierte ein Gläschen Cherry und ein ganz kleines Kaviarbrödchen. Das sollte den Appetit schärfen. Dann ging's durch den nächsten Parlor in den Speisesaal. „Ging's“ — mit dem Gehn mußte ich mich etwas in Acht nehmen, denn der Fußboden war gewichst und glatt wie Eis. Der Speisesaal war sehr schön. Die Fenster blickten in den Park.



Annele und Brüderchen

Wir nahmen so Platz: obenan Herr von H., rechts von ihm Frau von H., links von ihm Phiti, neben Phiti ich, neben mir Annele, untenan die französische Gouvernante, deren Name mir kurz genannt wurde, an die schlossen sich eine Hausdame, die mir auch genannt wurde, und das Brüderchen an, sodaß letzterer neben seiner Mutter saß. Zu meiner großen Befriedigung wurde kein Tischgebet gesprochen. Ich hatte nach der Gespenstergeschichte schon gedacht, daß die

Leute am Ende fromm seien. Aber das waren sie nicht. Das Essen war natürlich gut. Der Diener wegen wurde die Unterhaltung in französischer Sprache geführt. Die sollten nicht verstehen, was gesagt wurde. Auch verstand die Gouvernante sehr wenig Deutsch. Sie war ein kleines mittelalterliches Ding in grauem Kleide. Die Hausdame, die die Kinder leiblich zu versorgen hatte, war etwas jünger. Die Kinder sprachen das Französisch vollkommen fließend. Ich aber erlaubte mir bei'm Deutschen zu bleiben.



Die Hausdame.

Nach dem Essen gingen wir in den Parlor zurück. Ich versuchte mit den Kindern mich zu befreunden, was mir Burschen sehr seltsam vorkam. Nach einer Weile sahen wir, daß der Leiterwagen angefahren kam. Phiti sagte: „Aber, Papa, da sind ja gar keine Sachen!" „Da ist ja eine Kiste", sagte Herr von H. Ich merkte, daß ich etwas rot ward. Dann wurde mir das Schloß und der Park ein wenig gezeigt. Am meisten fiel mir das sogenannte Studierzimmer des Herrn von H. auf. Das war

immens groß, so groß wie eine kleine Kirche. Und da gab's allerlei Möbelgruppen, wenn ich so sagen soll: Studiertischgruppe; Familiengruppe mit großem runden Tisch und gestickten Sophas und Sesseln; Bibliothekgruppe mit geschnitzten Bücherschränken und einem ungeheuren runden Tisch, auf welchem alle möglichen Bücher und Zeitschriften und Mappen lagen und um welchen Stühle standen; Billardgruppe. Geheizt wurde das ganze Schloß von Kachelöfen und Kaminen.

Gegen sieben Uhr gingen die Kinder zu Bett. Ich saß bei dem Elternpaar und erzählte ein wenig, wer und was ich eigentlich war, erklärte auch meine Kopfwunde. Das mußte ich ja tun, denn ich trug noch immer einen sehr sichtbaren Verband. Auch besprachen wir den Unterricht, den ich zu geben hatte. Bisher waren die Kinder außer von der Gouvernante nur von dem Dorfschullehrer im Lesen, Schreiben, Rechnen und Religion unterrichtet. So sagte man mir.

Nach dem Tee, der um halb neun im Speisesaal serviert wurde, ging ich bald in meine Zimmer und packte meine wenigen Sachen aus und ordnete sie, wie ich sie haben wollte. Dann ging ich zu Bett und schlief ohne Gespenster zu sehn.

Am Morgen ward mir das Frühstück auf die Stube gebracht. Herr von H. hatte plötzlich verreisen müssen. Um neun Uhr war die erste Unterrichtsstunde. Da sollte der mir gewordenen Weisung gemäß Religion gelehrt werden. Wir saßen im Budoir (sprich: Budoahr) der gnädigen Frau. Ein Budoir nennt man ein kleines Zimmerchen, welches vornehme oder reiche Damen neben ihrem Schlafzimmer haben und welches für ihren alleinigen Privatgebrauch bestimmt

ist. Dies Zimmerchen war sehr schön. Die Wände waren etwa acht Fuß hoch mit feinem poliertem Holz getäfelt. Über dieser Täfelung waren sie noch sechs Fuß hoch mit hellblauer Seide bekleidet. Und da hingen in köstlichen Rahmen etliche Ahnenbilder der gnädigen Frau. Die Decke war von einem Bildhauer auf das kunstreichste verziert: kleine Engel umschwebten eine schlafende Frau — alles in Lebensgröße, die Figuren angeschraubt. Weiche dicke Teppiche bedeckten den Fußboden. In der Ecke stand ein allerfeinster Schreibtisch. Die Stühle und Sessel und das Ruhebett waren mit hellblauer Seide überzogen, wie die Wände oben. In einer andern Ecke brannte ein Kaminfeuer. In der Mitte dieses lauschigen Raumes stand ein Mahagonitisch, und um den, auf seidenen Polsterstühlen, saßen wir: meine drei Schüler und ich. Am Fenster — es war nur eins da — saß die Frau Mama auf einem erhöhten Sitz, in ihrer Hand eine Stickerei.

Nun sollte also die erste Religionsstunde anfangen. Die Kinder senkten die Köpfe und falteten die Hände. „Nun, was macht ihr denn da?" sagte ich freundlich lächelnd. Die Kinder schauten groß auf. „Wir wollen beten", sagte Phiti. „Der alte Lehrer, der die Kinder bis jetzt unterrichtet hat, der hatte die Mode, den Unterricht mit einem Gebet zu beginnen", sprach die Frau Mama mit einem etwas verlegenen Lächeln. Ich überlegte einen Augenblick. Dann sagte ich: „Gnädige Frau, Sie werden mit mir einverstanden sein, wenn ich das Beten vorläufig weglasse. Kinder haben für das Gebet ja doch noch kein rechtes Verständnis. Und Kinder ohne Verständnis beten lassen, das hieße sie planmäßig zur Heuchelei anleiten." „Ganz gewiß, Herr Zorn", antwortete sehr huldreich die Gnädige, „so denke ich auch,

handeln Sie ganz nach Ihrem Ermessen.“ Und das Beten unterblieb.

Jetzt begann der Religionsunterricht. Luthers kleiner Katechismus, den sie bisher gebraucht hatten, lag auf dem Tisch. Ich ließ ihn liegen. Eine biblische Geschichte lag auf dem Tisch. Ich ließ sie liegen. Statt dessen nahm ich aus meiner Brusttasche ein Heft. Auf dessen blauem Umschlage stand: „Grundlinien für den Religionsunterricht.“ Ich hatte selbst ausgebrütet, was ich die Kinder in der Religion unterrichten wollte, war aber nicht weit damit gekommen, es waren nur wenige Eier ausgebrütet. Nun fing ich an. „Lieben Kinder“, sprach ich, „euer Schloß, in welchem ihr wohnt, hat einen Grund, einen festen Grund. Auf dem steht es. So hat auch die Religion einen Grund. Die Religion hat einen dreifachen Grund. Merket wohl auf! Der dreifache Grund aller Religion ist: Gott, Tugend, Unsterblichkeit. Habt ihr das verstanden?“

„Ja“, sagte Phiti.

„Also, Phiti, was ist der dreifache Grund aller Religion?“

„Gott, Tugend, Unsterblichkeit“, sagte Phiti.

„Annele, wiederhole das“, sagte ich.

„Gott —“, sagte Annele und blieb bei Gott stecken.

„Sage du es, Brüderchen!“

„Ich weiß nicht“, sagte Brüderchen und lachte.

Ich wiederholte nun „Gott, Tugend, Unsterblichkeit“ ein paarmal und ließ die Kinder es wiederholen, bis sie es endlich sagen konnten. Nur das „Unsterblichkeit“ war dem Brüderchen zu schwer. Dann erklärte ich diesen trefflichen Religionsgrund. Ich sagte und führte aus, Gott habe die Welt geschaffen, das können wir ja sehen; aber sonst

wissen wir nicht viel von ihm, er sei uns zu hoch. Tugend sei jedes Menschen Pflicht. Und wenn wir die üben, so haben wir hier auf Erden ein gutes Gewissen, und wenn wir sterben, so werde unsere unsterbliche Seele selig sein.

Da ich indessen merkte, daß die Kinder gähnten und unaufmerksam waren, so kürzte ich die Religionsstunde ab und nahm das Lesen vor, bei welchem ich drei Klassen hatte: Phiti war die oberste Klasse, Annele die mittlere, und Brüderchen war der Abcschütz.

Aber wie gefällt dir mein Religionsunterricht, lieber Leser? O, ich dummer und bankerotter Mensch hielt mich doch für weit erhaben über Luthers Katechismus, den ich nie gelesen hatte, und die Bibel und das Gebet.

Der Unterricht ging fort bis halb zwölf. Dann war zweites Frühstück. Und von ein bis drei Uhr wurde wieder unterrichtet. Dann zog man sich zum Mittagessen an, und nach dem Mittagessen gab's einen Spaziergang. Am Abend kriegten die Kinder Milch und Brod und gingen zu Bett. Ich unterhielt die gnädige Frau bis zum Tee. Und nach dem Tee ging ich in meine Stuben.

Das war der erste Tag in meiner neuen Stellung.

---

37. Wie es weiterging.

Herr von H. blieb etliche Tage fort. Er war auf das ziemlich entfernte Besitztum seines Vaters geholt worden, da seine Mutter erkrankt war. So war ich also, oder fühlte mich wenigstens verpflichtet, mein Licht gehörig leuchten zu lassen, und traktierte die gnädige Frau mit einer Unmasse von Studentengeschichten. Sie hörte die ganz freundlich und mit offenbarem Interesse an, verband sogar selbst allmorgendlich meine Wunde. Aber ich glaube doch, daß sie etwas entsetzt war; und Herr von H., als er wiederkam, sah mich erst etwas sauer an. Seine Frau wird ihm wohl meine Erzählungen wiedergegeben haben. Übrigens war er Heidelberger Korpsstudent gewesen.

Etwa eine halbe Stunde Wegs von L. war das große Pachtgut M., das dem Großherzog gehörte. Der Pächter war ein überaus jovialer Herr, der von Gastfreiheit überfloß. Mit dem wurde ich irgendwie bekannt, und er lud mich ein, ihn zu besuchen, was ich auch alsbald tat. Er hatte eine sehr gemütliche und freundliche Frau, drei erwachsene Töchter und einen kleinen Sohn, einen Spätling, der der Stolz und die Freude der ganzen Familie war und von allen verzogen wurde. Erzogen wurde er von einem Hauslehrer, einem preußischen Kandidaten der Theologie, der T. hieß. Dann war noch ein junger Inspektor da, der der Landwirtschaft vorstand, denn Herr N., der Pächter, mochte selbst nicht viel mehr tun. Er hatte Geld genug. Die ganze Familie war durchaus weltlich und ungläubig. Nur der

Kandidat hatte eine Art von Glauben. Da die Leute aber nicht ungebildet waren und es verstanden, das Leben heiter und fröhlich zu machen, mich auch offenbar gerne hatten, so fühlte ich mich da sehr wohl und ging oft hin, allwöchentlich wenigstens einmal. Dahin fuhr ich mal im Lauf der ersten Zeit in herrschaftlichem Wagen. Und weil es mir gerade sehr gut gefiel und weil ich dringend eingeladen wurde, so blieb ich da über Nacht und behielt Wagen, Kutscher und Pferde auch da. Als ich am Morgen heimkam und auf meiner Stube war, um mich für den Unterricht fertig zu machen, kam Reese und sagte mit langem Gesicht: „Herr Kandidat, der gnädige Herr wünscht Sie im Studierzimmer zu sehn." Ganz arglos und unbefangen ging ich hin. Aber da gab's was! Puterrot im Gesicht und mit überlauter Stimme teilte er mir mit, daß er sich solche Sachen verbitte. Er habe nichts dagegen, wenn ich in M. oder sonstwo über Nacht bleiben wolle, aber sein Fuhrwerk wolle er zu Hause haben. Mir war das ganz greulich, daß ich so angefahren wurde, und es dämmerte mir mehr und mehr, daß die alte Burschenherrlichkeit zu Ende war. Da ich aber zugleich merkte, daß er recht hatte, so sagte ich kein Wort. Und er war sofort freundlich und liebenswürdig, als wenn nicht allein nichts



Herr N.

vorgefallen wäre, sondern als wenn das Gewitter seines Grimmes die Luft gereinigt hätte.

Und nach etlichen Tagen fragte er mich, ob ich nicht Lust habe zu reiten, er wolle mir gern ein Reitpferd zur Disposition stellen. Ich nahm das mit Dank an. Er sagte, ich solle in die Stallungen gehn und mir ein Pferd aussuchen. Der Reitknecht werde mir behilflich sein. Ich ging in den Stall, und der Reitknecht, ein kleiner blatternnarbiger Wende, sattelte einen großen Fuchs und einen kleineren Schimmel. Das Reiten verstand ich nicht. Zuerst kletterte ich auf den Fuchs, der sich das unwillig gefallen ließ. Kaum saß ich oben, so ging das Vieh so gewaltig mit mir los, daß ich Zeter und Mordio schrie. Der Reitknecht warf sich auf den Schimmel, holte mich ein, hielt den Fuchs und half mir herunter. Dann setzte er sich drauf und ließ das Tier ein paar Dutzend mal über Hecken und Gräben setzen, um ihn zahm zu machen. Er sei ein paar Tage nicht aus dem Stall gewesen, sagte er. Dann sollte ich wieder drauf. Aber ich wollte nicht, sondern zog den freundlich aussehenden Schimmel vor. Und den behielt ich durch die ganze Zeit meiner Hauslehrerschaft und lernte ihn zärtlich lieben. Und ich



Frau N.

glaube, er liebte mich auch. Wenigstens sah er sich immer freundlich um, wenn ich seinen Namen nannte.

Alle Sonntage nachmittags um vier Uhr kam der alte Pastor D. von N. und predigte in der Kirche. Ich dachte gar nicht daran, hinzugehn. Da sagte eines Sonntags, nachdem ich etliche Wochen meines Amtes gewaltet hatte, die



Töchter und Sohn N.

Gnädige zu mir: „Gehn Sie doch dem guten Pasterchen zuliebe mal in die Kirche, Herr Zorn; er hat schon gefragt, warum er Sie nicht sieht. Auch sollten Sie ihn mal besuchen." „Ganz wie Sie befehlen, gnädige Frau", sagte ich mit einer Verbeugung. Und den Sonntag ging ich in die Kirche. Auf der Orgel war der Schullehrer mit ein paar Kindern. Unten saßen ein paar alte Frauen. Oben, im herrschaftlichen Chor, saßen wir: der gnädige Herr, die gnädige Frau, die drei Kinder und ich. Das war alles.

Den andern Tag, nach dem Mittagessen, etwas nach vier Uhr, ließ ich mir den Schimmel satteln und ritt nach N., um den Pastor zu besuchen. Das war ein alter feiner Herr mit weißen Haaren. Seine Familie, wie sie damals bei ihm war, bestand aus seiner Frau und zwei Töchtern. Ich wurde sehr freundlich aufgenommen und fühlte mich ganz glücklich da. Aber nach dem Abendessen, als ich bei dem Pastor auf dem Sopha saß und eine Zigarre mit ihm zu rauchen versuchte, da fragte er mich auf einmal, was ich den Kindern denn eigentlich für einen Religionsunterricht gebe und ob ich Luthers Katechismus und die biblische Geschichte dabei gebrauche? Ich erzählte ihm ausführlich und mit Stolz von den „Grundlinien für den Religionsunterricht“.

Er hörte mich geduldig an, ließ mich immer weiter erzählen, fragte auch noch dies und das. Als ich endlich fertig war, da legte er seine Hand auf meinen Arm, sah mich ernst aber freundlich an und sagte mit großem Nachdruck: „Herr Kandidat Zorn, wenn Sie das wirklich glauben und lehren und dabei bleiben, so werden Sie gewißlich selbst ewig verloren gehn und andere mit sich in's Verderben ziehn.“ Dann schwieg er und rauchte ruhig weiter.

Ich war wie vom Donner gerührt. Ich traute meinen Ohren nicht. Ich sah ihn an. Er rauchte. Ich dachte: „Du alter, dummer, grober Pfaff, einmal bin ich bei dir gewesen, und nie wieder!“ Aber ich lächelte sauersüß und sagte: „Herr Pastor, das sind Ansichten. Und jetzt (ich stand auf) bitte ich Sie, mein Pferd vorführen zu lassen, denn ich muß nach Hause.“

Ganz freundlich rief er den Knecht und befahl ihm, meinen Schimmel zu bringen, unterhielt sich noch etwas mit mir und ließ mich dann ziehn.

In der Zeit erhielt ich vom königlich-bayrischen Landkommissariat zu Kirchheim-Bolanden in der Pfalz die Order, mich dann und dann da zum Militär zu stellen. Es wurde bemerkt, daß ich vom aktiven Dienst zurückgestellt werden könne, wenn ich die Bescheinigung einbringe, daß ich gepredigt habe. An so etwas hatte ich gar nicht gedacht. Aber es war ganz in der Ordnung. Ich war 21 Jahre alt.

Zunächst machte ich eine Predigt über das Gleichnis vom Zinsgroschen, und zwar besonders über die Worte: „Gebet dem Kaiser, was des Kaisers ist, und Gotte, was Gottes ist.“ Die Predigt war das reine Stroh. Dann kam ich um die Erlaubnis ein, mich statt in Kirchheim-Bolanden in Erlangen stellen zu dürfen. Das wurde bewilligt. Dann lernte ich die Predigt auswendig, daß ich sie vorwärts und rückwärts hersagen konnte. Dann — mußte ich den Pastor wieder besuchen, um von ihm die Erlaubnis zu erhalten, auf seiner Kanzel in L. die Predigt hersagen zu dürfen. Merkwürdiger Weise gab er die Erlaubnis. Er war ganz freundlich. Ich dachte schon, er habe die Geschichte von dazumal vergessen. Ich saß wieder bei ihm auf dem Sopha. Ich fing schon an, mich gemütlich zu fühlen. Da legte er wieder die Hand auf meinen Arm und sagte: „*Herr Kandidat Zorn, denken Sie noch an das, was ich Ihnen neulich gesagt habe?*“

O —! Ja, ich dachte dran. Aber das war alles, was er sagte. Wir sprachen dann noch allerlei, auch über die Predigt und wie ich die zu halten habe. Dann ritt ich ab.

Die Predigt hielt ich also, sagte sie her, vor leerer

Kirche. Der Pastor bescheinigte die Tatsache mit Unterschrift und Amtssiegel. Frau von H. lobte sie — die Predigt.

Ich reiste nach Erlangen. Traf meine Mutter. Traf meine alten Burschen. Kaufte mir einen Zylinderhut, denn den mußte ich haben. Ich hatte schon einen, aber ich mußte noch einen haben. Es war lauter Zylinderhuterei in L. Die Burschen freuten sich sehr, als ich im Zylinderhut — der Papierumschlag war noch drum — auf die Kneipe kam. Kanners sagte: „Zorn, jetzt bist du also ein Hausknecht!"

Dann stellte ich mich auf dem Rathause. Zuerst wurde gelost. Man konnte sich damals noch freilosen. Aber ich zog eine hohe Nummer. Dann wurde ich gemessen. Sechs Fuß und einen Zoll bayrisches Maß. Dann ärztlich untersucht. Der Arzt, der das besorgte, war ein Germanenphilister. „Du mußt mich freimachen", sagte ich. Er versprach's. Zuerst sagte er: „Untauglich wegen extremer Kurzsichtigkeit." „Dann wird ihm eine Brill auf die Nas gesetzt und er wird in den Train geschteckt", sagte der Major. „Schwächlich", sagte der Arzt. „Dann kann er Schreiber werd'n", sagte der Major. „Was fehlt dir denn eigentlich, Zorn", sagte der Arzt. Ich sagte: „Mir fehlt ein Stück Schädel und Kopfhaut." Der Arzt untersuchte die eben geheilte Wunde. „Substanzverlust auf dem Kopf. Kann keinen Helm aufsetzen. Untauglich", sagte er. Der Major sah nach. Ich wurde frei und kriegte das schriftlich. Hab's heute noch, das Schriftstück. Den nächsten Tag reiste ich wieder nach L. auf meinen Posten.

Um die Zeit besuchte mich mal der Kandidat T., der Hauslehrer in M. Ich hatte damals eine andere Wohnstube, da ich meine für zahlreichen Besuch hatte hergeben müssen. Die lag auf der andern Seite meines Schlafzim-

mers. T. wurde in meiner Stube bewirtet. Als er sich gemütlich fühlte, da sagte er: „Nun sagen Sie doch bloß mal, Bruder Zorn, was ist denn das mit den Gespenstergeschichten, die man sich von diesem Schloß erzählt? Ist da was dran? Haben Sie schon was gesehn?"

Ich dachte: „Töv, Junge!" Ich sagte: „Davon spreche ich nicht gern."

Er drang und drang in mich, daß ich ihm erzählen sollte. Lange weigerte ich mich. Endlich, als er nicht nachließ, gab ich nach. Ich sagte: „Abends, gerade um diese Zeit, geht von außen meine Schlafstubentüre auf, man hört Tritte, Geräusch, einen klirrenden Ton, als wenn Eisen auf Eisen fällt, dann Tritte und Zumachen der Tür'."

„Aber, Bruder Zorn, das ist ja schrecklich! Denken Sie, daß das auch heute kommt?"

„Ich weiß nicht, aber ich denke."

Kaum hatte ich ausgeredet, da kam alles, was ich gesagt hatte: Schlafstubentür auf, schwere Tritte, Geklirr. T. wurde kreideweiß. Dann sagte er: „Ich wag's!" Auf sprang er. Und mit einem „Alle guten Geister —" machte er die Tür, die von uns in die Schlafstube führte, auf und — sah das Dienstmädchen, das das Waschwasser in einen blechernen Eimer mit eisernem Händel goß. Die starrte den blassen Kandidaten verwundert an. Er aber sagte: „Aber, Bruder Zorn, wie haben Sie mich angeführt!"

Über die Spuckgeschichten fragte ich mal den alten Pastor aus, zu dem ich jetzt doch öfters kam. Herr von H. sprach offenbar nicht gerne davon, also fragte ich den Pastor. Der sagte: „Herr Kandidat Zorn, wenn es mal geschehen sollte, daß nachts Ihre Türe aufgeht und ein kleiner Mann in einem grauen Anzuge hereintritt und Sie freundlich an-

lächelt, so sagen Sie kein Wort, sondern lassen ihn ruhig wieder fortgehn." „Aber, Herr Pastor, das ist doch zu toll!" sagte ich. „Tun Sie, wie ich sage", antwortete der. Und damit brach er das Gespräch ab.

Später jedoch erzählte er ausführlicher. Er sagte, ein Graf S. habe das Schloß erbaut, sei darüber bankerott geworden und habe sich gerade über meinem Bett aufgehängt. Und nun solle er sich ab und zu den Platz ansehn. Vor wenigen Jahren seien zwei mit dem neuen Schloßbesitzer verwandte Damen zum Besuch in L. gewesen und haben mit ihren Jungfern in meinen Zimmern logiert. Eines Morgens haben alle vier Nervenfieber gehabt und haben immer von dem grauen Männchen fantasiert, haben auch, als sie besser geworden seien, vom Besuch des Männchens mit offenbarem Grausen erzählt. Weiter könne er hierüber nichts sagen. Auf mich machte das wenig Eindruck.

Mitteilsamer war die französische Gouvernante. Die erzählte, daß etlichemal in ihrer Gegenwart und in vollem Familienkreise eine unsichtbare Kugel von der Decke heruntergefallen und auf dem Fußboden weiter gerollt sei. Das bestätigte auch Herr von H. „War das nicht etwas, was von der Skulptur der Decke abgefallen war?" fragte ich. „Das hätte man doch gefunden," antwortete er. Auch habe man im Erdgeschoß des Schlosses, wo die Wirtschaftsräume sich befinden, oft mitten in der Nacht die Pumpe gehört. Herr von H. sei hinuntergegangen und habe gesehn, daß der Pumpenschwengel von unsichtbaren Händen bewegt wurde. Und so wurden viele Geschichten erzählt. Die Leute waren voll davon.

Einmal kam ich auf meinem Schimmel und in meinem großen Havelock spät heim. Der Stall war zugeschlossen.

In den Dienerräumen im Erdgeschoß des Schlosses sah ich Licht. Ich ritt heran und klopfte mit der Reitpeitsche an das Fenster. Die Leute saßen da und spielten Karten, Bediente und Knechte und Mägde. Alle schauten auf. Als sie mich sahen, sprangen alle schreiend auf, riefen: „Der Graf! der Graf!“ und liefen fort. Ich mußte schließlich an das Schlafstubenfenster der Herrschaften reiten und da rufen. Herr von H. machte mir dann auf und rief den Reitknecht. Der Graf S. sollte sich nämlich auch öfters auf einem Schimmel zeigen und im grauen Mantel auf das Schloß zu reiten. Man kann es also den Leuten nicht verdenken, daß sie mich mit ihm verwechselten.

---

38. Ich vollende meine Abwärts-Bahn.

Das Weihnachtsfest 1867 wurde im Schlosse feierlich begangen. Am Weihnachtsabend wurde die Schuljugend im Speisesaal versammelt. Tannenbäume brannten, unter Direktion des alten Lehrers wurde ein Weihnachtslied gesungen, dann erzählte dieser nicht etwa die Weihnachtsgeschichte, sondern die von der großen Sünderin (Luk. 7, 36—50), weil er die am besten wußte, und endlich wurde die Schuljugend mit nützlichen Sachen beschenkt. Als das *vorbei war, kam die Familienfeier.* Da ging's großartig her. Ich erinnere, daß ich unter anderem ein halbes Dutzend Hemden kriegte, die ich sehr nötig hatte. Am andern Tage, also am eigentlichen Weihnachtstage, war die Kirche ganz voll. Das war sie dreimal im Jahr an den großen Festen. Sonst gingen die Leute nicht in die Kirche, sondern besorgten Sonntags ihre kleinen Gärten, oder schlachteten Schweine, wozu sie sonst keine Zeit hatten. Und wenn sie mal Zeit hatten, so gingen sie doch nicht in die Kirche, sondern ruhten sich aus.

Der Schulmeister, den ich eben erwähnt habe, war eigentlich ein Schneider. Und wenn er Schule hielt, so hatte er seine Näherei dabei vor. Die Kinder taten natürlich, was sie wollten. *Bei alle dem war er* ein einfältig frommer Christ und viel mehr wert als ich, der ich im Schloß seine Stelle eingenommen hatte. Mich sah er mit einer großen Doppelscheu an, weil er mich erstlich für sehr gelehrt hielt und weil er zweitens dachte, daß ich ein verlorner Mensch

sei. Mit dem ersten Gedanken hatte er nicht recht, mit dem zweiten hatte er recht.

Mittlerweile faßte ich immer festeren Fuß im Schlosse. Der Adel der Herrschaften setzte mich nicht in Scheu. Ich wußte sehr gut, wie man sich in solcher Gesellschaft bewegen muß. Ich war völlig unbefangen und nahm mir mancherlei heraus. Dem Schoßhund der gnädigen Frau trat ich öfters auf den Schwanz, die Exzellenzen, die zu Besuch kamen, betitelte ich nicht Exzellenz, den adeligen Damen küßte ich nicht die Hände, und war dabei doch so gesucht und beliebt, daß meine Zeit, die ich außer den Unterrichtsstunden hatte, mit lauter Geselligkeit voll besetzt war. Billardspiel, Ausflüge, Gesellschaftsspiele, Vorlesen, Lesen mit verteilten Rollen, Konversation — das alles nahm die Zeit reichlich in Anspruch. Mein Platz am Tisch war auch geändert: ich saß nicht mehr nach Phiti, sondern vor Phiti, zur Linken des Hausherrn, der gnädigen Frau gegenüber.

Aber nun geschah etwas. Ein vornehmer Besuch kam, ein Baron von M., der in ganz Deutschland wohl bekannt ist, oder war — es sind ja viele Jahre verflossen, und ich bin ein alter Mann jetzt, was ich so leicht vergesse. Ich wußte nicht recht, ob ich mit oder ohne Frack zur Tafel zu kommen habe. Ich zog also meinen Gehrock an, nahm meinen Frack in die Hand, ging zur gnädigen Frau und sagte: „Gnädigste, ich bin in Verlegenheit. Ich bin im Gehrock. Aber hier ist der Frack. Ist es Gehrock oder Frack zur Tafel?" „O, Frack natürlich", sagte sie. Also zog ich den Frack an und ging sehr wohlgelaunt in den Parlor. Da saß der Baron von M. mit Herrn und Frau von H. Ich trat ein mit einer Verbeugung. Ich wurde *nicht vorgestellt*. Verwundert setzte ich mich. Ich dachte, das

kommt gleich. Es kam nicht. Der Baron redete mich freundlich an. Ich antwortete nicht. Herr von H. sagte: „Herr Zorn, Herr Baron von M. hat sie eben angeredet.“ Ich sagte: „Ich habe nicht die Ehre, mit Herrn Baron von M. bekannt zu sein.“ Damit stand ich auf, verließ das Zimmer, ging auf meine Stube, zog mich um, zog meinen Havelock an, setzte den Schlapphut auf, ging in den Stall, ließ den Schimmel satteln, galoppierte nach N. zum alten Pastor, stürmte in seine Stube, erzählte ihm das Vorkommnis und sagte: „Herr Pastor, bitte, erklären Sie mir, wie ich das verstehen soll?“ Der Pastor lachte. „Das müssen Sie so verstehen“, sagte er, „daß in mecklenburger adeligen Familien der Hauslehrer nur der erste Bediente ist, und Bediente stellt man nicht vor.“ „Dann sollen sich die adeligen Esel in Mecklenburg Bediente zu Hauslehrern machen“, brauste ich auf und wollte gleich wieder fort. Aber der Pastor hielt mich fest und sagte: „Langsam! Erst essen Sie bei uns zu Abend.“ Na, das tat ich denn. Der Pastor redete mir viel zu, daß ich mich in meine Stellung schicken solle. Aber daran war kein Gedanke in mir. Ich setzte mich auf meinen Gaul und stürmte zurück nach L.

Da fand ich, daß der Baron fortgefahren war. Herr und Frau von H. saßen im Studierzimmer am Schreibtisch auf Sesseln und sprachen mit einander. Das sah ich, als ich eintrat: Ich sagte: „Sie wissen, was vorgefallen ist. Ich bin zum Pastor um Aufklärung geritten. Da habe ich gehört, daß in Mecklenburg ein Hauslehrer als Bedienter angesehen wird. Ich bin nicht gesonnen, solche Stellung einzunehmen. Ich bitte Sie daher, Herr von H., morgen früh mir einen Wagen zu stellen bis M. Ich werde jetzt meine Sachen packen.“

Herr von H. sagte nichts. Aber Frau von H. sagte: „Männe, hast Du vergessen, Herrn Zorn vorzustellen? Ach, entschuldigen Sie das, Herr Zorn, mein Männe ist so vergeßlich. Sollte je wieder so etwas vorkommen, so wenden Sie sich an mich, ich werde Sie dann vorstellen. Ei, ei, Sie sind ganz in Eifer! Sehn Sie nicht, daß das nur ein Versehen war?"

Damit beruhigte ich mich denn. Und nun wurde es schier lächerlich. Nun erzählten sie überall, ich sei zwar Hauslehrer, aber von sehr guter Familie; ich habe nur zeitweilig eine solche Stellung angenommen, da ich ein etwas zu flottes Studentenleben geführt habe; ich sei bei den höchsten Herrschaften eingeführt gewesen u. s. w. Und als bald eine Gesellschaft stattfand, da wurde ich feierlich vorgestellt und führte ein adeliges Dämlein zu Tisch.

Ähnlich, nur gröber, wurde ich auch mal in M. beleidigt. Da meinte ein junger Herr ganz laut, ein Hauslehrer dürfe die Damen nicht so in Anspruch nehmen, wenn Leute „von Stande" anwesend seien. Den forderte ich sofort heraus. Da wurde er bange und bat um Entschuldigung. Ich aber ging zum Hausherrn und sagte ihm, daß entweder der junge Herr „von Stande" das Haus verlassen müsse, oder ich werde gehn. Herr N. rief den jungen Herrn und sagte ihm, daß er seine Gäste in seinem Hause nicht beleidigt haben wolle, und er möge das Haus verlassen. Der junge Herr zog ab.

Also ich war in vollen Floribus und krähte wie ein Hahn, der auf dem Hühnerhof Siege errungen hat. Hätte auch leicht eine andere Stelle kriegen können. Zum Beispiel die in M. wurde mir dringend angeboten, da T. fortging.

Aber das half alles nichts. Der Stoß, den mein Stolz

wiederholt erhalten hatte, brachte mich mehr und mehr zum Nachdenken. „Du bist doch ein verbummelter Mensch“, sagte ich mir. „Und was, was soll aus dir werden? Willst du Hauslehrer bleiben, bis du graue Haare hast?“ So fragte ich mich. „Pfui!“ rief ich bei dem Gedanken aus. „Aber was? Theologe?“ Was sollte ich Theologe werden? Ich glaubte ja nichts, wußte auch nichts von der Theologie. Und von vorne das Zeug wieder anfangen? O Schrecken, nein! Aber ich hatte keine Mittel, um etwas anderes zu werden. Was, was sollte also aus mir werden?! — Das Träberfressen war also da.

Ich war ratlos, ganz ratlos. Und meine Abwärts-Bahn war vollendet. Wie sollte sie noch tiefer führen? Und was das Tiefste war, war das, daß ich keineswegs vor Gott im Staube lag, keineswegs Gott um Erbarmen und Führung anrief. — Das „Ich will mich aufmachen und zu meinem Vater gehn“ war nicht da.

Leser, Leser, im nächsten Teile dieses Werkchens kann ich anderes, schöneres, besseres und sehr wundervolles von Gottes Gnade berichten. Also auf Wiedersehn!





„Ich elender Mensch! Wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott durch JEsum Christum, unsern HErrn.“ Röm. 7, 24. 25.

1868.

Großvaters Jugenderinnerungen.

Wie seinen Kindern und Enkeln erzählt.

Von

Carl Manthey-Zorn.

Zweiter Teil.

Aufwärts.

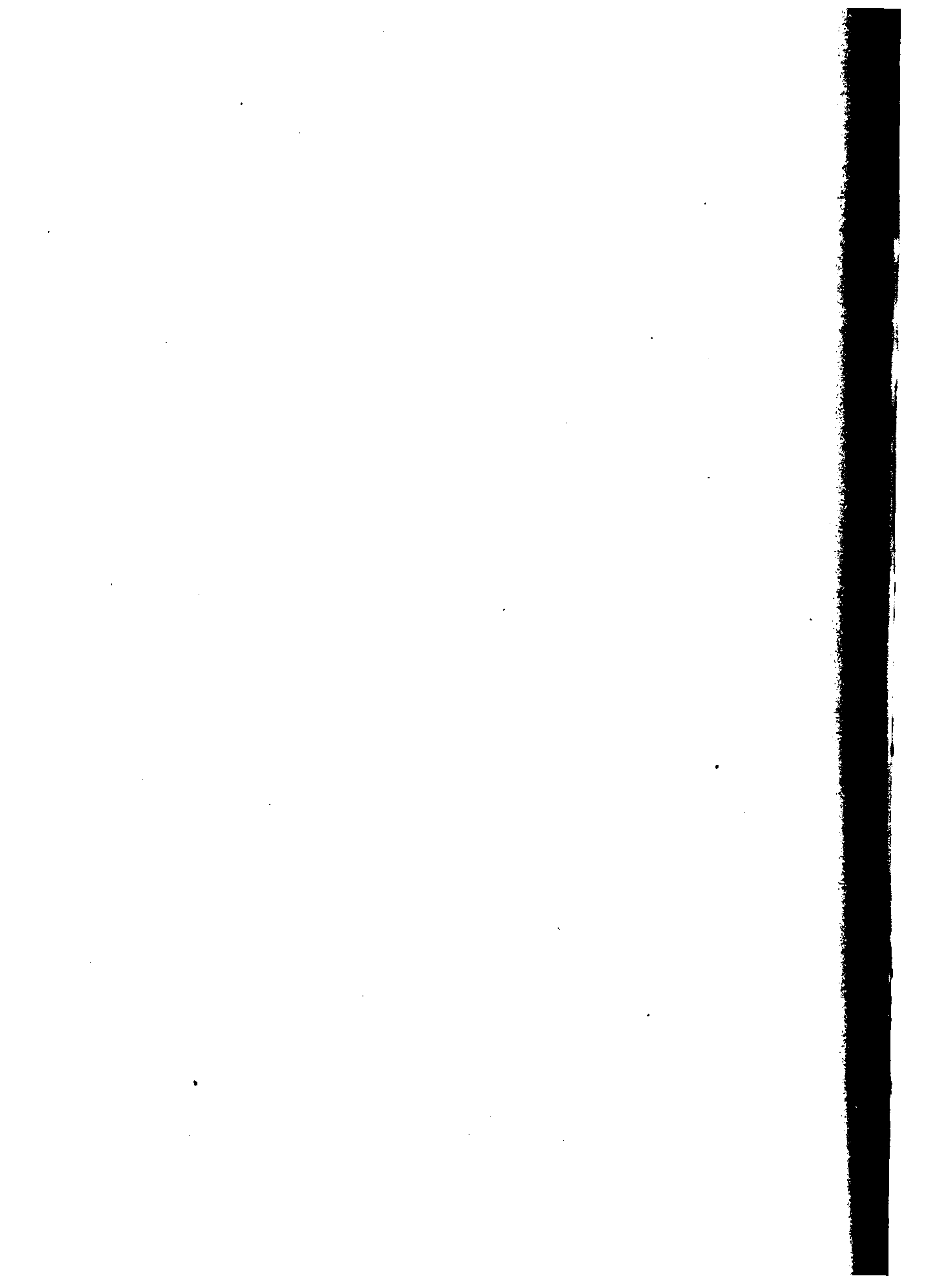
1910

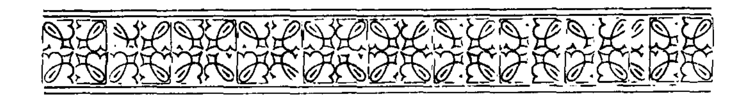
Northwestern Publishing House

Milwaukee, Wis.

Zweiter Teil.

Aufwärts.





1. Gott.

Du verstehst doch, mein geehrter Leser, daß dies die strikte Fortsetzung von dem ersten Teil dieses, na, „Werkes" ist, der den Titel **„Abwärts"** führt?

Das Datum weiß ich nicht mehr, aber eines Abends, nachdem ich jedenfalls schon eine ganze Anzahl von Monaten in L. gewesen war, ging ich nach wie gewöhnlich verbrachtem Tag auf meine Stube, um zu Bett zu gehn. Ich war ganz arglos und vermutete nichts, am wenigsten das, was jetzt geschah.

Es kam nämlich zu mir — Gott.

Hältst du dies für eine überspannte Rede? mich für überspannt? Kannst du nicht zu einem Menschen kommen? Nun, was du kannst, sollte Gott das nicht können?

Gott kam zu mir.

O nein, ich sah nichts, ich hatte kein Gesicht, keine Erscheinung. Aber ich wurde plötzlich unruhig, ganz unruhig. Es kam über mich eine furchtbare Angst. Nicht, wie etwa früher, wegen meiner zeitlichen und irdischen Zukunft. Die Gedanken an diese traten ganz zurück, sie wurden ganz verschlungen vor der Angst vor Gott. Mit einer mir unerklärlichen und unbeschreiblichen Angst fürchtete ich mich vor Gott und vor seinem Zorn und Gericht. Ich wußte, und wußte mit entsetzlicher Klarheit, daß ich vor Gott und Gottes Gericht nicht bestehen könne, nicht bestehen w e r d e mit meiner „alten Burschenherrlichkeit", mit meiner — ich rede, wie ich damals fühlte — verfluchten Bummelei, in der ich we-

nigstens zwei beste Jahre meines Lebens weggeworfen hatte, mit meinem ganzen Sein, Tun und Wesen um und an, das ein durch und durch nichtiges, nichtswürdiges war. Ich wußte ganz bestimmt, daß ich Gott ein Greuel war. Und ich war mir selbst ein Greuel, ja ein großer und abscheulicher Greuel. Von zu Bett gehn war keine Rede. Ich lief die ganze Nacht im Zimmer herum in ganz verzweifelter Angst und Pein. Körperliche Schmerzen sind nichts gegen so etwas. Ich wußte mich in Gottes Hand, aber in seiner zornigen, zermalmenden Hand. Und ich fing an zu rufen: „Gott, sei mir gnädig!“ Und so rief ich immerfort. Aber ohne Trost.

Dabei kamen mir Gedanken an Christus. Ich dachte an das, was meine Mutter von Christus gesagt hatte. Aber Christus? Christus war mir eine Torheit. Nicht eine verächtliche Torheit — ich sage wieder: ich rede, wie ich damals fühlte —, aber eine Torheit. Was? Gott sollte drei Personen sein, und eine der drei Personen sollte Mensch geworden sein hier auf dieser kleinen Erde? Unsinn! Nein, das war nicht zu glauben! Das war ja ganz entsetzlich unglaublich! Ja, w e n n es sein könnte! Aber es konnte nicht sein. Unmöglich! „Gott, sei mir gnädig! Großer Gott, sei groß und sei mir gnädig! Richte, verdamme mich nicht, wie ich's freilich verdient habe! Sei großmütig, Gott, und sei mir gnädig!“

Mich wandelte eine Ohnmacht an und ich ging zu Bett. Und schlummerte auch etwas. Aber bald kam Reese.

Am Tage war alles fort. Wie weggeschwemmt. Ich war natürlich müde und abgespannt. Aber sonst war ich ganz der alte Mensch. Ich erinnerte ja, was ich erlebt hatte. Aber ich kam so weit, daß ich es mit einem „Ach, was!“ ab-

schütteln, ja belächeln, für „Weltschmerz", für nervöse Aufregung halten wollte. Ich dachte: „das kommt von den ja allerdings berechtigten Gedanken, die ich mir wegen meiner Zukunft gemacht habe. Die wird schon werden!"

Aber sobald ich Abends wieder auf meine Stube kam, da kam wieder, nun ja, Gott. Ja, das ist der rechte Ausdruck.

Das war nicht mehr auszuhalten. Ich nahm meinen Schimmel und ritt zum Pastor.

Ich wurde wie immer höchst höflich und freundlich aufgenommen. Ich wußte erst nicht recht, wie ich mein Anliegen anbringen sollte. Ich stotterte etwas daher von „unglücklich fühlen" und so fort. Aber als ich in den Zug gekommen war, da beichtete und erzählte ich ihm alles, viel, viel mehr als ich hier erzählt habe.

Der Pastor sagte sehr wenig, als ich fertig war. Er sagte: „Sie müssen zu Christo gehn, das ist der einzige Mann, der helfen kann." Das hatte ich natürlich erwartet. Und in tiefer Niedergeschlagenheit legte ich ihm dar, daß ich unmöglich glauben könne, daß JEsus von Nazareth ein Christus sei in seinem, des Pastors, Sinn. Der Pastor sagte: „Aber Sie möchten es gerne glauben, Sie möchten gerne, daß es so sei, nicht wahr?" Darauf konnte ich nicht recht antworten; wenigstens erinnere ich jetzt nicht, daß ich ihm darauf geantwortet habe. Der Pastor sagte: „Christus hat Sie schon, Sie wissen's nur nicht. Sie müssen ihn, JEsum, der Christus ist, klar zu erkennen suchen." Ich fragte ohne Hoffnung, wie ich das machen solle? Er antwortete: „Sie müssen mit ihm bekannt werden dadurch, daß Sie die vier Evange-

lien lesen; aber das immer mit dem Verlangen, JEsum kennen zu lernen, mit dem Gebet: Gott, lehre mich JEsum erkennen! Wollen Sie das tun? Das ist die einzige Hilfe für Sie." Ich sagte: „Das will ich versuchen."

Das war alles, was der Pastor sagte. Ich war enttäuscht. Ich war nicht zufrieden. Aber das war alles. Der Pastor drang nicht in mich mit Bekehrungsversuchen. Viel weniger betete er mit mir. Ich sehe jetzt klar, wie weise er war. Hätte er in mich gedrungen und mit mir ein Gebet veranstaltet, ein Gebet etwa gar zu JEsu — das würde mich schrecklich abgestoßen haben. Er behielt mich noch eine ganze Weile bei sich, war freundlich, sprach von allerlei Dingen, ich mußte zum Abendessen bleiben, dann ließ er mich heimreiten. Zum Abschied sagte er nur nochmal: „Die Evangelien lesen!"

Und das tat ich. Jeden Abend. Jede Nacht. Oft legte ich die Bibel — ich hatte mir eine Bibel angeschafft, die ich vor dem nicht gehabt hatte, ich Theologe — auf den Tisch, kniete nieder davor und las. Dabei betete ich immerfort: „Gott, laß mich die Wahrheit erkennen!" Was soll ich sagen? Daß ich dabei Trost empfunden hätte, das kann ich nicht sagen. JEsus Christus war und blieb mir eine Torheit. Das Wort von ihm war und blieb mir eine Torheit und oft ein großes Ärgernis. Aber eins kann ich sagen: Gott war mir nicht so schrecklich, während ich las. Und der JEsus, von dem ich las, wurde mir sehr — begehrenswert. Aber an ihn glauben, daß er Gottes Sohn und mein Heiland sei, nein, das konnte ich nicht, das erschien mir unmöglich. Aber mit mächtigem Zuge wurde ich immer zu den Evangelien hingezogen. Ich konnte den Abend und die

Nacht kaum abwarten, da ich allein auf meiner Stube und bei den Evangelien sein konnte.

Ich sah auch den Pastor wieder und — er sprach mich nie darum an — sagte ihm, daß ich nach seiner Anweisung lese und gerne lese, daß es aber keinen Nutzen habe. Er sagte einfach und kurz und zuversichtlich: „Immer zu!"

Und immer zu tat ich's.

Dabei kam ich körperlich sehr herunter. Sehr oft hatte ich Ohnmachten. Ich wurde sehr mager.

Eines Nachmittags nach dem Unterricht kam ich auf meine Stube, um mich für die Tafel, für das Diner, anzuziehen. Ich setzte mich auf mein Sofa. Ich war tief niedergeschlagen, verzweifelt. Ich sah mich in eine Ewigkeit von Gottes Zorn und Rat- und Hilfslosigkeit gestellt. Es kam mir der Gedanke, daß ich nun alles aufgeben wolle. Und es kam ein Grimm und Haß gegen Gott über mich, daß er mich und andere Kreaturen geschaffen habe zum ewigen Verderben. Da — Gott hilf mir, ich kann nur sagen, wie es war, obwohl es manchem unglaublich und schwärmerisch erscheinen mag — da fiel es plötzlich wie Schuppen von meinen Augen und wie Fesseln vom Herzen, da erkannte ich JEsum in seiner göttlichen Heilandsherrlichkeit. Da glaubte ich an ihn, daß er mein, mein, mein Heiland sei. Ich verlachte meine Vernunft und alle so scheinbare Unmöglichkeit: Er war doch der HErr der Herrlichkeit, der Heiland der Sünder. Mit lautem Schrei sprang ich auf und auf den Tisch und warf die Stühle um und pries Gott. Ich wollte Loblieder singen, aber ich armer Mensch kannte, konnte ja keine. So schrie ich weltliche Melodien heraus. Bis mir endlich mein Konfirmationslied in den Sinn kam: „Ich habe nun den Grund gefunden."

Nach dem Essen ritt ich hocherfreut zum Pastor und erzählte ihm das. Ich glaubte natürlich, nun sei alles überwunden. Der Pastor lächelte freundlich und teilnehmend, aber sagte: „Bleiben Sie beim Lesen der Evangelien! Das Fleisch gelüstet wider den Geist.“ Aber es war ein schöner Abend bei dem alten Pastor. Ich fragte ihn noch, ob ich nicht auch noch andere Bücher lesen solle? Er wollte erst nicht recht dran. Endlich sagte er: „Sie mögen Ludwig Harms' Evangelienpredigten lesen, aber hauptsächlich und vor allen Dingen immer die Evangelien, und dann die Episteln, und dann das Alte Testament. Sie haben mehr wie genug an der Bibel, ohne die andern Bücher. Aber Sie mögen Harms' Evangelienpredigten lesen.“

Und so las ich immer wieder die Evangelien. Ich kann das nicht beschreiben, wie das jetzt war. Alles strahlte in einem neuen Licht. Und das Johannesevangelium gar! Ich las auch die Episteln. Ich strich immer alles an, was mir auffiel. Aber es fiel mir schier alles auf, sodaß meine Bibel ganz voll Striche ward, und ich mußte mir eine andere kaufen. Und ich ließ mir Harms' Predigten kommen. Und die wurden auch ganz verstrichen und verschmiert. Ja, „wir haben ein festes prophetisches Wort, und ihr tut wohl, daß ihr darauf achtet, als auf ein Licht, das da scheinet in einem dunklen Ort, bis der Tag anbreche, und der Morgenstern aufgehe in euren Herzen“.

Wie schön leuchtet der Morgenstern,
Voll Gnad und Wahrheit von dem HErrn,
Du süße Wurzel Jesse;
Du Sohn Davids aus Jakobs Stamm,
Mein König und mein Bräutigam,
Hast mir mein Herz besessen,

Lieblich, freundlich,
Schön und herrlich,
Groß und ehrlich,
Reich von Gaben,
Hoch und sehr prächtig erhaben.
Ei mein Perle, du werte Kron,
Wahr Gottes- und Mariensohn,
Ein hochgeborner König,
Mein Herz heißt dich ein Lilium,
Dein süßes Evangelium
Ist lauter Milch und Honig.
Ei mein Blümlein,
Hosianna,
Himmlisch Manna,
Das wir essen,
Deiner kann ich nicht vergessen.

Jetzt nach langen Jahren von Ernüchterung und Erfahrung, und oft sehr trauriger Ernüchterung und Erfahrung, will ich sagen, was ich von meinen damaligen Erlebnissen halte. Schwärmerei war's nicht. Denn ich war nie schwärmerisch angelegt, wie ich es heute noch nicht bin. Ich wollte Tatsachen und auf Tatsachen gegründete Gewißheit. Es handelte sich bei mir um Leben und Tod, um Himmel und Hölle. Es war die Macht des Wortes Gottes, der heiligen Schrift, des Wortes von JEsu, die über mich kam. Ich sah JEsum in den Evangelien, und JEsus, gegen welchen meine ganze Vernunft rebellierte, überwand meine Vernunft und nahm sie gefangen in seinen Gehorsam. JEsus, der Unbegreifliche, leuchtete mir durch die Evangelien entgegen, und ich sah seine Herrlichkeit, eine Herrlichkeit als des eingebornen Sohnes vom Vater, und glaubte an ihn, obwohl

ich ihn nicht begreifen konnte, und obwohl meine Vernunft, mein Fleisch, mein alter Adam murrte und knurrte. Meine Vernunft, mein Fleisch, mein alter Adam murrt und knurrt heute noch wider den Glauben an JEsum, nicht weniger als damals, eher mehr. JEsus ist mir heute noch unbegreiflich. Aber heute noch steht er vor mir in Gottes- und Heilandsherrlichkeit, und ich glaube an ihn. Ich glaube an ihn, wenn mein Fleisch sich auch wider ihn erhebt mit tausend Argumentationen. Daß ich in tiefster Verzweiflung und verzweifelt hassiger Rebellion gegen Gott diese plötzliche Erfahrung hatte, dieses plötzliche Licht empfing, das halte ich für — wie soll ich sagen? — ein Zuckerbrod, das Gott mir darreichte, weil er dachte, daß ich armer Wurm das nötig hatte. Ich habe solches nie wieder erhalten. Gott ging mit mir um, wie eine Mutter mit einem arg erschrockenen Kindlein umgeht. Mit größeren Kindern und gar Männern geht man nicht so um. Gott auch nicht. Aber es war Gott, Gott allein, der mich auf meiner Abwärts-Bahn hemmte, sich mir in den Weg stellte, mich umwendete, mich in entgegengesetzter Richtung, mich aufwärts führte. Ja, es war Gott.

Ich war natürlich noch sehr unwissend in göttlichen und geistlichen Dingen, in der geoffenbarten Wahrheit Gottes. Ich war zu allen möglichen Irrtümern geneigt. Ich erinnere zum Beispiel, daß ich in den Tagen nachdachte, wie doch Christus Gott und Mensch sei. Und ich dachte so: Der Sohn, der mit dem Vater und dem Heiligen Geist wahrer und unermeßlicher und alles erfüllender Gott ist, der ist mit einem Teile seines immer ganzen Wesens Mensch geworden in JEsu, ist aber außer JEsu noch unermeßlicher Gott. Das leuchtete mir erst ein. Dann aber dachte ich: So wären ja

zwei Söhne Gottes da, einer in JEsu und einer außer JEsu; das geht nicht. Dann sagte ich: „HErr JEsu, wahrer Gott und Mensch, ich verstehe dich nicht, aber ich glaube an dich, HErr JEsu." Und ich zerriß die Blätter, auf welche ich solche Gedanken niedergeschrieben hatte. Zweierlei aber hatte ich trotz aller Unwissenheit und allen Irrtums: Ich stand mitten im Zentrum der göttlichen Wahrheit, nämlich in der Gewißheit, daß ich Vergebung der Sünden habe allein aus Gnaden um JEsu willen, um der für mich geleisteten Genugtuung JEsu willen. Das war das Erste. Und das Zweite war: Ich glaubte, daß die Bibel Gottes Wort sei. Denn sie hatte mir JEsum gezeigt und JEsum gebracht und mich zu JEsu gebracht, und all das tat sie immerfort, sie allein. Und sie, die das tat, sagte von sich selbst aus, daß sie Gottes Wort sei. Gott war in der Bibel, Gott wirkte durch die Bibel. So konnte die Bibel über sich selbst keine Lüge sagen.

Ach ja, es war Gott, Gott, der sich in großer Gnade an mir elendestem Menschen erwies.

Ich lief verirrt und war verblendet,
Ich sucht' dich nicht und fand dich nicht;
Ich hatte mich von dir gewendet
Und liebte das geschaffene Licht;
Nun aber ist's durch dich geschehn,
Daß ich dich hab ersehn.

Ich danke dir, du wahre Sonne,
Daß mir dein Glanz hat Licht gebracht;
Ich danke dir, du Himmelswonne,
Daß du mich froh und frei gemacht;
Ich danke dir, du güldner Mund,
Daß du mich machst gesund.

2. Folgen.

Nun wollte ich auch bei der Theologie bleiben. Aber ich sagte diesen Vorsatz meinem HErrn mit großer Schüchternheit. Ich sagte: „HErr JEsu, ich möchte ja gerne jetzt Theologie studieren. Aber ich weiß nicht, ob du mich noch gebrauchen kannst und willst. Vielleicht willst du mich irgendwo bei den Heiden verwenden?“ Ich sagte dem HErrn JEsu fortwährend alles, was ich auf dem Herzen hatte, weil ich wußte, daß er bei mir und mir gnädig war. Und so fing ich denn bald an, etwas gelehrtes Studium zu treiben. Ich las zum Beispiel den Hebräerbrief in der Grundsprache und schaffte mir auch einen Kommentar dazu an, den von Lünemann. Aber diesem Kommentar ging es alsbald sehr schlecht. Ich hatte meinen Tisch in die tiefe Fensternische gerückt, um das Tageslicht besser zu haben, und las nun den Lünemann. Aber was war das? Es schien mir, als ob der Mann gar nicht glaubte, daß die Bibel Gottes Wort sei. Ich las weiter und sah genau nach. Es war so. Der Kerl glaubte nicht, daß die Bibel Gottes Wort sei. So nahm ich denn den Kommentar in großer Entrüstung und warf ihn an die Wand, daß er jämmerlich in Stücke flog. Das Buch war nämlich nicht eingebunden, sondern nur brochiert.

Ich klagte dies Elend dem Pastor. Der lachte bitter und sagte: „Sie werden unter den Schriftgelehrten schwerlich einen finden, der glaubt, daß die Bibel Gottes Wort ist. Selbst die besseren, zu denen Lünemann gehört, meinen, daß die Schrift eine göttliche und eine menschliche Seite hat, und nun reiten sie auf der menschlichen Seite herum und finden

da allerlei Fehler. Da können sie denn ihre Weisheit einflicken." Aber er sagte auch noch etwas anderes. Er sagte: „Beurteilen Sie die Bibel nach dem, was sie selbst von sich sagt, und dann gebrauchen Sie die Kommentare, um über sprachliche und andere Fragen klar zu werden. Bezahlen Sie aber die Kommentare mit der von ihnen selbstgeprägten Münze: *Was gut ist, das nehmen Sie an, und was schlecht ist, das werfen Sie weg.*" So legte ich mir denn meinen Lünemann wieder zusammen und ließ ihn später sogar einbinden. Aber Respekt hatte ich vor ihm und seinesgleichen nicht, habe ihn auch nie gekriegt.

Nach des Pastors fernerer Anweisung studierte ich vor allen andern menschlichen Büchern jetzt Luthers kleinen Katechismus und lernte den auswendig. Dies letztere machte mir viel Mühe. Mein Gehirn war zwar noch jung, aber doch kein Kindergehirn mehr, und es haftete nicht so leicht. Auch schaffte ich mir die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche an und las zunächst die Augsburgische Konfession und deren Apologie.

Bei den Mahlzeiten sprach ich leise für mich ein Tischgebet. Ich hatte in Luthers Katechismus gesehn, daß man das tun solle. Auch geschah das ja beim Pastor.

Aber meine Kinder! Nun wollte ich auch meine Kinder, die ich so schwer geärgert hatte, zu JEsu führen. Ich wollte sie auch das Beten, das ich in meiner großen Blindheit abgeschafft hatte, wieder lehren. Und eines Morgens — das war eigentlich schon vor dem, was ich da oben erzählt habe — eines Morgens sagte ich ihnen ganz offen, daß ich toll und gottlos gehandelt habe damals, als ich das Beten abgeschafft vor der ersten Unterrichtsstunde. Und dann las ich mit ihnen das Lied: „Fang dein Werk mit JEsu an."

Und mit den Religionsstunden wurde es fortan so, daß ich ihnen an drei Morgen in der Woche die biblische Geschichte des Neuen Testamentes ganz einfach erzählte und, so gut ich konnte, erklärte, und an den andern drei Morgen den kleinen Katechismus Luthers einprägte und auslegte. Und jetzt gähnten die Kinder nicht und waren auch nicht unaufmerksam. Im Gegenteil! Jetzt waren die Religionsstunden uns immer die liebsten Stunden, uns, sage ich, den Kindern und auch mir. Und daß wir nun auch alle Morgen vor dem Unterricht beteten, das versteht sich nach diesem von selbst.

Eines Abends kam ich gerade drüber zu, daß die Kinder ihr Abendbrot aßen. Weil sie nämlich früher zu Bette gingen, als wir andern, so kriegten sie ihr Abendessen früher als wir und allein für sich. Und da nahm ich denn wahr und fiel mir schwer aufs Herz, daß die Kinder ohne Gebet zu und von Tische gingen. Und indem ich durch den Eßsaal ging, sagte ich: „Guten Appetit, ihr kleinen Ferkelchen!"

„Herr Zorn", rief Phiti, „warum nennst du uns Ferkelchen?"

„Wollt ihr's wissen?"

„Ja!" riefen alle drei.

Nun setzte ich mich zu ihnen und sagte so: „Wenn die Ferkel ihre Mahlzeit kriegen, so fallen sie ohne weiteres drüber her, und wenn sie fertig sind, so wischen sie ihre Rüssel und sind fertig. Und so macht ihr's auch."

Alle lachten. Und Phiti sagte: „Was sollen wir denn aber tun?"

Ich antwortete: „Weil ihr Christen und Kinder Gottes seid, so sollt ihr vor und nach dem Essen beten und danken."

„Wie sollen wir das machen?“ fragte Phiti.

Ich besann mich. Dann sagte ich: „Vor dem Essen faltet alle eure Hände, und du, Phiti, als die älteste, sprich: ‚Komm, HErr JEsu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen.‘ Und nach dem Essen betet: ‚Wir danken dir, HErr, denn du bist freundlich, und deine Güte währet ewiglich. Amen.‘“

„Ja, ja, das wollen wir tun“, jubelten alle drei. „Aber“, sagte das bedächtige Annele, “morgen früh mußt du Phiti die Gebete auswendig lernen lassen, Herr Zorn.“

Fortan beteten die Kinder bei ihrem Abendessen.

Nach zwei Tagen passierte mir aber ’was. Nämlich das kleine Brüderchen sagte auf dem Spaziergange zu mir: „Herr Zorn, sollen wir denn beim Frühstück und beim Mittagessen nicht auch beten?“

„Ja“, sagte ich ganz bestürzt, „das sollten wir.“

„Aber du tust es ja nicht“, fuhr das Brüderchen fort, „und Papa und Mama auch nicht!“ Die Kinder hatten nicht gemerkt, daß ich schon für mich gebetet hatte.

„Von morgen früh an wollen wir vier es tun“, sagte ich. „Wir wollen, jeder leise für sich, unser Gebet sprechen.“

So machten wir es aus und so taten wir es. Den nächsten Morgen falteten wir vier unsere Hände und beteten leise unser Tischgebet. Das Brüderchen senkte dabei seinen Kopf ganz tief. Die Eltern machten große Augen. Aber sie sagten nichts. Beim Mittagessen ging es wieder so. Frau von H. lächelte spöttisch. „Herr Zorn ist fromm geworden“, sagte sie auf französisch. „Still, Mama“, sagte Herr von H. Ich errötete.

Als wir am Nachmittage wieder spazieren gingen, sagte das Brüderchen: „Herr Zorn, Mama lacht uns aus,

wenn wir beten." Und Annele sagte: „Sollten Papa und Mama nicht auch beten?"

Ich sagte: „Kinder, geht gleich heute abend zu euren Eltern und bittet sie ganz schön, daß sie erlauben möchten, daß vor und nach jeder Mahlzeit gebetet wird. Wollt ihr das?"

„O ja!" riefen alle.

Ich erfuhr den Abend nicht, was die Kinder ausgerichtet hatten. Aber als wir am nächsten Morgen an den Frühstückstisch gingen, blieb der Papa vor seinem Stuhle stehen und sagte: „Phiti, bete!" Und Phiti betete. Und so blieb's allewege. Sogar wenn Gäste da waren, hieß es immer: „Phiti, bete!"

Mit dem Beten ging es bald noch ein wenig weiter. Ich fing an, mit den Kindern und mit der Hausdame und der Gouvernante Abendandacht zu halten. Nachdem die Kinder ihr Abendessen eingenommen hatten, scharten wir uns um das Piano, das im Eßsaal stand, sangen einen Choral, ich las einen Abschnitt aus der Schrift, und dann knieten wir nieder und ich betete den Abendsegen und das Vaterunser. Hie und da kam auch Herr von H. dazu. Die gnädige Frau aber hielt sich fern. So ging's eine ganze Reihe von Wochen.

Dann ließ mich eines Tages Herr von H. zu sich rufen. „Herr Zorn", sagte er, „Sie halten mit den Kindern Abendandacht. Ich habe auch nichts dagegen. Aber meinen Sie nicht, daß das eigentlich mein Amt wäre?"

„Gewiß, Herr von H.", sagte ich, „das ist eigentlich Ihr Amt, und ich mache Ihnen sehr gerne Platz."

„Und meinen Sie nicht", fuhr er fort, „daß wir auch morgens eine kurze Andacht halten sollten?"

„O ja, das wäre sehr schön", antwortete ich.

„Gut, dann werde ich morgen früh anfangen", sagte er.

Und er fing an. Und hielt's so allewege. Und Frau von H. kam auch. Und zu seinem Geburtstag schenkte sie ihm ein schöngeschnitztes Betpult. Auf dem lag die Bibel und ein Gesangbuch und ein Andachtsbuch. Und die Dienerschaft wurde auch zu diesen Andachten geladen.

In einer Nacht, es war nach zwölf Uhr, ging ich herunter in das Studierzimmer des Herrn von H., um mir ein Buch zu holen. Als ich die Tür aufmachte, sah ich den Herrn vor dem runden Tisch der Möbelgruppe sitzen, welche die Familiengruppe genannt wurde. Vor sich hatte er eine schöne große Bibel liegen, und darüber hatte er seine Hände gefaltet und auf seine Hände hatte er sein Haupt gelegt. Aber er schlief nicht, sondern tat etwas ganz anderes. Es tat mir leid, daß ich ihn so unvermutet gestört hatte. Auch er schien etwas verlegen zu sein. Doch sagte ich mein Anliegen, und wir beide wechselten einen Blick, welcher zeigte, daß wir uns verstanden.

Mit der Hausdame und der neuen Gouvernante — es war eine neue Gouvernante gekommen, eine Pfarrerstochter von Kreuznach, die ich schon als Gymnasiast gekannt hatte, die also deutsch war, aber ganz perfekt französisch sprach — mit diesen beiden las ich sehr eifrig die Bibel und Harms' Predigten. Und es wurde mir manchmal von den jungen adeligen Damen, die auf dem Schloß zu Besuch waren, verargt, daß ich nicht lieber in ihrer Gesellschaft sein wollte.

Ich studierte, um das Versäumte nachzuholen, entschieden zuviel jetzt. Kaum je ging ich vor ein oder zwei Uhr zu Bett. Oft blieb ich noch länger auf. Ich wurde recht schwach. Ohnmachten hatte ich sehr häufig, besonders wenn

ich genötigt war, eine Weile auf einem Platze zu stehn. Ich wollte mir jetzt auch wieder Geld verdienen, um bald wieder eine Universität beziehen zu können. Ich hörte, daß das Konsistorium der Pfalz eine Preisarbeit ausgeschrieben habe „über den Glauben an Christum nach den johanneischen Schriften". Die wollte ich machen. Ich bat Herrn von H., mir vier Wochen Urlaub zu geben zu diesem Zweck, doch so, daß ich im Schlosse wohnen bliebe. Er gewährte meine Bitte. Ich fuhr dann zuerst nach dem nahen Rostock und bat Professor Philippi um etliche Bücher. Dann machte ich die Arbeit und sandte sie an den Dekan der theologischen Fakultät zu Kiel, den Professor Lüdemann. Dieser bescheinigte, daß die Arbeit sehr gut sei, sogar außerordentlich gut, nur tadelte er leise, daß ich Christum als wahren Gott hingestellt habe. Ich schickte dies Gutachten nach Speyer und erhielt den Preis in Form einer Anweisung auf 200 Gulden, die ich nicht zog, sondern hinlegte, da ich das Geld ja nicht gleich gebrauchte. Darf ich bitten, diesen Umstand für eine spätere Erzählung zu merken?

Um diese Zeit sah ich auch „Gespenster". Wenn ich so nachts in meiner Stube saß, so hörte ich ganz deutlich ein Wischen, als wenn mit einem Tuche über Möbel und Fußboden gewischt würde. Ich gestehe, daß mich das etwas nervös machte. Aber endlich fand ich, daß das von dem Mädchen herrührte, welches in dem gerade unter meiner Wohnstube gelegenen Boudoir der gnädigen Frau abstaubte und kehrte. Das mußte das arme Ding immer nachts tun. Und da der Kamin des Boudoirs gerade in meinen Kachelofenschornstein mündete, so kam jedes Geräusch so in meine Stube, als wenn es da gemacht würde. — Ein anderes Mal lag ich im Bett und las in Luthardts apologetischen Vorträ-

gen. Es war gegen zwei Uhr morgens. Da kam eine unsichtbare Hand und schlug mir das Buch aus der Hand, daß es mitten in die Stube flog. Ich fühlte, daß sich meine Haare auf dem Kopfe sträubten, und kroch unter die Bettdecke. Eine Erklärung für diese Sache habe ich nicht gefunden. — Ein anderes Mal, als ich auch im Bett las, sauste hinter mir ein Regiment von irgend welchen Kreaturen die Wand herunter. Das waren aber Ratten. In dem Schlosse gab es nämlich keine Tapeten, sondern es waren große Rahmen mit bemalter Leinewand an die Mauern gestellt. Hinter diesen hatten sich die Viecher lustig gemacht. — Wieder ein anderes Mal, als ich auch so las — es ist eine üble und schädliche Angewohnheit, im Bett zu lesen —, da wurde ganz klar und deutlich in einem Eckschrank meines Schlafzimmers eine Pistole abgeschossen, und noch eine, und noch eine. Da kroch ich wieder unter die Decke. Aber am Morgen fand ich, daß etliche Selterwasserflaschen, die ich da hatte, explodiert waren. Sonst habe ich nichts derartiges erlebt.

Aber ein anderes Erlebnis hatte ich, welches in meiner Erfahrung ganz einzigartig dasteht, das heißt, ich habe nie wieder etwas derartiges erlebt. Herr von H. hatte vier wunderschöne ganz schwarze Rappen. Die ließ er vor einen — ja, wie nennt man das Ding? — Wagen spannen, der vorne einen sehr hohen Sitz und hinten zwei seitweise laufende Sitze hatte. Vorne saßen er und ich, hinten etliche Damen. Er hatte die Zügel und lenkte die vier Rappen, was er sehr gerne tat. Nach einer langen Fahrt kamen wir wieder an die Einfahrt des Gehöftes. Da sagte Herr von H. zu mir: „Jetzt werde ich die Rappen in gestrecktem Galopp bis zur Schloßtreppe laufer lassen, und dann sollen

Sie sehn, wie sie auf einen Zügelruck wie die Bildsäulen stehn bleiben." Und so geschah es. Die Rappen rasten den langen Kiesweg hin, aber vor der Schloßtreppe standen sie auf einmal so unbeweglich, daß sich auch nichts an ihnen regte. Da sagte ich: „Jetzt will ich auch etwas tun. Ich will hier vom Sitz über die Brüstung der Treppe auf die Platform springen." Herr von H. sagte: „Tun Sie das nicht, es ist zu gefährlich!" Aber ich sprang. Und nun geschah etwas in einer einzigen Sekunde, viel schneller also, als es geschrieben und gelesen werden kann. Indem ich sprang, merkte ich, daß sich die Zügel um meinen linken Fuß gewickelt hatten. Und gleich auch, als ich durch die Luft flog, fühlte ich, daß sie mir ganz säuberlich vom Fuß genommen wurden. Und ich kam glücklich auf der Platform an — an unter dem Aufschrei der Damen und auch des Herrn von H.

Vielleicht möchte jemand denken, daß ich nun ein kopfhängerischer Frömmler geworden sei. Weit entfernt! Ich war so fröhlich, wie ich nie in meinem Leben gewesen war, aber in anderer Weise, weil aus anderer Ursache. Die sogenannte „Sprache Kanaans", das heißt, die gemachte, gesalbte, mit fromm klingenden Redensarten durchsetzte Sprachweise hatte ich nicht an mir. Ich hatte sie nicht gelernt, wollte sie nicht lernen, habe sie nicht gelernt, will sie nicht lernen.

Und jetzt, künftig, da ich von meinem Aufenthalt in L. erzähle, will ich nicht mehr der Zeitfolge nach gehn. Denn ich muß gestehn, daß ich nicht mehr genau weiß, wie eins nach dem andern kam. Ich werde jetzt allerlei erzählen, wie mir's gerade einfällt.

3. Das heilige Abendmahl, die pfälzische Landeskirche und mein Geld.

Nun wollte ich auch gerne zum heiligen Abendmahl gehen. Ich meldete mich daher bei meinem alten lieben Pastor an. Aber der sagte: „Mein Lieber, so, wie Sie jetzt sind, kann ich Sie nicht annehmen."

Da wurde ich sehr bestürzt und sagte: „Herr Pastor, warum können Sie mich nicht annehmen? Ich bin zwar ein armer Sünder, aber ich glaube an meinen HErrn JEsum Christum. Der nimmt die Sünder an und hat mich auch angenommen. Warum wollen Sie mich denn nicht annehmen?"

Der Pastor antwortete und fragte mich ganz freundlich: „Was ist denn das heilige Abendmahl?"

Ich sagte: „Das heilige Abendmahl ist der wahre Leib und Blut unseres HErrn JEsu Christi, unter dem Brot und Wein uns Christen zu essen und zu trinken von Christo selbst eingesetzt."

„Ganz recht", sagte der Pastor; „aber glaubt und bekennt das auch die Landeskirche, zu welcher Sie gehören?"

„Nein", sagte ich, „die glaubt und bekennt das nicht."

„Glauben Sie das denn von ganzem Herzen?" fragte der Pastor.

„Ja", antwortete ich, „das glaube ich von ganzem Herzen."

„Wenn Sie das von ganzem Herzen glauben", fuhr der Pastor fort, „können Sie dann Mitglied einer Kirche sein, die das nicht glaubt? Sagen Sie", sprach er und legte

seine Hand auf meinen Arm, „können Sie Mitglied und später gar Prediger in einer Landeskirche sein, in welcher diese und manche andere Lehre des göttlichen Wortes laut und öffentlich verworfen wird? Hieße das nicht unter falscher Flagge segeln? Ja, hieße das nicht Christi Wort verleugnen? Wenn Sie von Herzen glauben, daß Luthers Lehre die reine Lehre des göttlichen Wortes ist, so müssen Sie auch zur lutherischen Kirche gehören und müssen die Kirche verlassen und meiden, in welcher die lutherische, das ist, die göttliche Lehre verworfen wird und falsche Lehre im Schwange geht."

Ich schwieg.

„Und sagen Sie", sprach der Pastor weiter und steckte seinen Zeigefinger in ein Knopfloch meines Rockes, „kann ich ich Sie zum heiligen Abendmahle zulassen, solange Sie zu der Kirche gehören, die das heilige Abendmahl durch falsche Lehre schändet? Sagen Sie", sprach er nochmals, „können Sie es wagen, das heilige Abendmahl zu genießen, solange Sie unter der Fahne eines falschen Bekenntnisses stehen? So, wie Sie jetzt sind, darf ich Ihnen das heilige Abendmahl nicht reichen, und Sie dürfen es nicht begehren."

„Herr Pastor", sagte ich, „wenn ich meine Landeskirche verlasse, dann weiß ich nicht, was aus mir werden soll."

„Aber JEsus weiß es", sagte der alte Herr und ließ mein Knopfloch los.

„Ich trete aus meiner Landeskirche aus, Herr Pastor", sagte ich.

„Halt!" antwortete er, „jetzt setzen wir uns erst noch eine Weile auf das Sofa und reden miteinander. Dann deckt unsere Mama uns den Tisch, und wir essen. Dann steigen Sie auf Ihr Pferd und reiten nach Hause. Dann

gehen Sie in Ihr Kämmerlein —. Und wenn Sie dann *ganz fest in Gott entschlossen sind, morgen oder übermorgen* oder wenn immer, dann lassen Sie wieder Ihren Schimmel satteln und kommen zu mir."

Und wir setzten uns zusammen auf das alte schwarze Sofa. Und wir redeten viel. Der alte Herr war der Lehrer, und ich war der Schüler. Und dann rief Frau Pastor, die gute, zum Abendbrot. Und dann stieg ich auf meinen Schimmel. Und dann ging ich in mein Kämmerlein. Und da wurde alles, was der Pastor gesagt hatte, Ja und Amen. Und am folgenden Tage sagte ich dem Pastor, daß ich all mein Lebtag in der lutherischen Kirche bleiben wolle. Und am folgenden Sonntag ging ich zum heiligen Abendmahl.

„Zu welcher Kirche hattest du denn bis dahin gehört?" frägt ein Leser, der das früher Erzählte vergessen hat.

Zur unierten Kirche der bayrischen Pfalz.

Uniert heißt vereinigt. In einer unierten Kirche sind verschiedene Glauben und Bekenntnisse miteinander vereinigt. Das ist aber ein Unsinn und ein Unding, denn es gibt nur e i n e n rechten Glauben und also auch nur ein wahres Bekenntnis. Und das ist auch dem lieben Gott sehr zuwider, denn er will, daß wir seine e i n e rechte Lehre glauben und bekennen und uns von aller falschen Lehre scheiden. Aber in der unierten Kirche meint und macht man es anders. Da sagt man: „Es ist alles eins, es ist alles eins!" Da backt man Ja und Nein in e i n e n Kuchen. Da ruft man: „Friede, Friede!" wo doch nach Gottes Wort und Willen kein Friede ist noch sein soll. Und sonderlich in der unierten Kirche der Pfalz sieht es ganz traurig aus. Da ist von der lutherischen Lehre gar keine Rede mehr. Da ist auch nicht Luthers Katechismus in Gebrauch. Und da

hat der bare Unglaube seine Stätte, wie fast in keiner andern Landeskirche Deutschlands oder Europas.

In M., wo ich so oft hin kam, war der Hauslehrer T. fortgegangen, und an seine Stelle war auf meine Empfehlung hin einer meiner Kieler Burschenschaftsgenossen getreten, der ein besonderer Freund von mir war. Der hatte mir vor gar nicht langer Zeit das Leben gerettet. Das war so zugegangen:

Die Familie von H. reiste in ein Bad. Herr von H. fragte mich, ob ich mitgehn wolle, oder ob ich irgend eine Reise machen wolle auf seine Kosten? Ich wählte das letztere und reiste nach Preetz zu Onkel und Tante van der Lieth. Als ich nach Kiel kam, war es zu spät um weiter zu reisen. Ich ging also auf die Teutonenkneipe und fand da diesen Freund und etliche andere. Es war schon gegen Mitternacht. Mein Freund sagte endlich: „Laß uns eine Bootfahrt auf dem Hafen machen und dann zu Bett gehn.“ Gut. Er und ich gingen los. Aber wir fanden keinen Bootverleiher mehr. Schon wollten wir zuhause gehn, in sein Quartier, da sagte er: „Du, da liegt ja eine schwedische Schaluppe mit einem Boot. Laß uns das Boot ablösen, fahren, wieder anketten und einen Taler hineinlegen.“ Ja, ja, das war recht. Das Boot lag hart am hohen gemauerten Quai. Mein Freund sagte: „Spring du hinein, mache die Kette los und wirf sie mir zu.“ Der Nachtwind trieb das Boot immer auf das Quai zu und wieder davon ab. „Paß auf, wenn das Boot gerade auf das Quai zukommt, und dann springe!“

Nun kommt's. Ich meine die Katastrophe. Das Boot kam auf das Quai zu. Ich — zögerte einen Augenblick. Dann sprang ich und — sprang in's Wasser, denn das Boot

war in dem Augenblick wieder abgetrieben. Nur den Rand des Boots streifte ich mit meinen Kleidern und zerriß die. Und ich sank unter. Und kam wieder herauf. Und sank wieder unter. Und kam wieder herauf. Und sank wieder unter. Und kam zum dritten Mal herauf, stieß aber mit dem Kopf an das Boot — sah, wie ein langer Kerl mit einem Zylinder auf dem Kopf kopfüber in's Wasser sprang — konnte den Mund nicht mehr zuhalten — fühlte, wie mir das Wasser in den Hals lief — konnte sonst keinen Gedanken fassen als den: Es ist aus! — verlor die Besinnung.

Als ich wieder zu mir kam, lag ich im Boot. Mein Freund kniete bei mir. Der schwedische Schiffer war auch im Boot und fluchte. Ein paar Nachtwächter standen am Ufer. Mein Freund und der Schiffer warfen mich aufs Ufer. Die Nachtwächter nahmen mich in Empfang. „Sind Sie Student?" fragte einer. „Nein", sagte ich. „Dann nehmen wir Sie in's Stadtgefängnis", sagte er. „Aber ich bin noch Student", sagte ich, „nur nicht hier." Über dem war mir die Besinnung wieder ordentlich gekommen, und ich sah den Nachtwächter an und kannte ihn. „Stephan", sagte ich, „Du willst mich doch nicht einsperren?" „Wat? bist du dat, lütte Zorn? Na, dann gah man to Hus!" sagte der alte Stephan.

Und zuhause gingen wir. Unterwegs trafen wir eine Pumpe und pumpten uns gegenseitig das Salzwasser aus den Kleidern. Dann gingen wir in's Bett.

Am nächsten Tage mußten wir zuhause bleiben, denn oben auf dem Dach mußten unsere Kleider trocknen. Ich hatte keinen andern Anzug. Mein Koffert war voraus gesandt. Auch mußten meine Kleider geflickt werden. Unsere Hüte waren verloren. Wir saßen den ganzen Tag auf dem

Sofa oder guckten zum Fenster heraus, in greulichen Toiletten.

Das war noch zu der Zeit, da es abwärts mit mir ging. So hatte mir dieser Freund das Leben gerettet.

Er hieß — na, ich will nur seinen Vornamen nennen: Heinrich. Heinrich gehörte zwar zu einer lutherischen Landeskirche und wollte in der Pastor werden, war aber geradeso ungläubig, wie ich gewesen war. Als der hörte. daß ich an Christum gläubig geworden war und mich entschlossen hatte, der lutherischen Kirche anzugehören, da kam er eines Abends zu mir und legte seine Hand auf meinen Kopf und sagte: „Gott segne dich!“



Heinrich.

Er spottete aber. Denn er sagte gleich darauf: „Du hast dich von dem alten Pfaffen verrückt machen lassen.“

Mit diesem Heinrich habe ich dann viel und oft disputiert. Es hat aber nichts gefruchtet. Er ist jetzt, nach über vierzig Jahren, noch ärger als dazumal. Man liest zuweilen in Kirchenzeitungen von ihm. Er ist ein hervorragender Pastor in einer lutherischen Landeskirche Deutschlands.

Einmal, als er gerade recht eifrig dabei war, mich an der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit irre zu machen, da

lästerte er auf unverschämte Weise. Ich mag gar nicht erzählen, was er sagte. Ich ging, ohne ein Wort zu sagen, an die Klingelschnur und klingelte. Der Diener kam. „Lassen Sie des Herrn Kandidaten Pferd vorführen", sagte ich.

„Aber, Junge", sagte Heinrich, „was fällt dir ein? Ich will ja noch gar nicht fort!"

„Du mußt aber fort", sagte ich. „Ich will ganz gerne mit dir über Glaubenssachen disputieren. Aber Lästerungen will ich in meiner Stube nicht hören."

Da ging er denn ab und war natürlich beleidigt.

Es dauerte aber nicht lange, so kam er wieder und sagte: „Du, Zorn, ich habe mir die Sache überlegt. Wir sind alte Freunde. Wir wollen uns nicht zanken. Ich will nicht mehr ‚lästern', wie du es nennst. Aber wir können doch wieder miteinander disputieren? Oder willst du das auch nicht?"

„O ja, das will ich wohl", sagte ich. Und fortan kamen wir wieder öfters zusammen.

„Hör 'mal", sagte er da bei einer Gelegenheit, „wenn du ein so zartes Gewissen hast, daß du nicht in der unierten Kirche bleiben kannst, wie kommt es denn, daß du von der unierten Kirche Geld nimmst?"

Du verstehst wohl, was er meinte. Mein Vater, der Pfarrer in der Pfalz gewesen war, hatte in eine gewisse Kasse eingezahlt. Und aus dieser Kasse wurden Preise gegeben denjenigen Studenten der Theologie, die eine gute Abhandlung über einen Gegenstand der christlichen Religion schreiben konnten. Ich hatte ja eine solche Abhandlung geschrieben und dafür zweihundert Gulden gekriegt. Mit diesem Gelde wollte ich wieder auf die Universität gehen, meine Studien vollenden und mein Examen machen. Also freute

ich mich über das Geld sehr. Gezogen hatte ich es noch nicht. Ich hatte nur die Anweisung darauf in Händen. Aber die war mir ja gut genug. Das bare Geld brauchte ich noch nicht. Erinnerst du?

Und nun sagte Heinrich: „Wenn du ein so zartes Gewissen hast, daß du nicht in der unierten Kirche bleiben kannst, wie kommt es denn, daß du von der unierten Kirche Geld nimmst?"

Diese Worte stachen mich mitten in die Seele hinein. Ich konnte den Stachel nicht los werden. Ich wandte mich an meinen früheren Vormund Ebrard, der ja ein Hauptwürdenträger in der unierten Kirche der Pfalz gewesen war. Dem schrieb ich, daß ich in die lutherische Kirche eingetreten sei, und fragte ihn, wie es nun mit dem Geld wäre? Seine Antwort war: „Zu dem Gelde hast du gutes Recht, denn dein Vater hat in die Kasse eingezahlt, aus welcher das Geld kommt, und du hast es dir mit deiner Arbeit verdient. Daß du lutherisch geworden bist, hat nichts damit zu tun."

Ich sagte das Heinrich. Heinrich lachte und antwortete: „Ich glaube natürlich auch, daß du das Geld behalten kannst. Aber wenn du ein so zartes Gewissen hast, daß du nicht in der unierten Kirche bleiben kannst, so wundert es mich, daß du uniertes Geld nimmst." Damit ging er.

Ich wurde unruhig. Aber ich dachte: „Ebrard hat so gesagt, also ist es gut. Ich ging zu Bett, aber konnte nicht im Bett bleiben. Die Geschichte mußte von der Seele herunter. Ich stand auf und schrieb an einen Beamten der unierten Kirche und fragte den, wie es mit dem Gelde sich halte?

Der antwortete: „Ich will Ihren Brief nicht gelesen haben. Behalten Sie das Geld. Aber schweigen Sie! Sonst werden Sie es noch verlieren."

Ich schrieb nochmal: „Ich will aber nicht schweigen, sondern ich will frei offen sagen, wie ich stehe, und dann das Geld als mein rechtliches Eigentum verlangen und einkassieren.“

Seine Antwort war: „Man hat Ihnen in Mecklenburg den Kopf verdreht. Schweigen Sie und kassieren Sie das Geld ein!“

Nun schrieb ich an den Präsidenten des Konsistoriums der unierten Kirche der bayrischen Pfalz. Dem sagte ich, daß ich lutherisch geworden sei, daß ich die pfälzische Kirche für eine falschgläubige Kirche halte und derselben nie anders dienen werde als so, daß ich möglichst viele Glieder derselben von ihrem Irrtum zu überzeugen und zur Wahrheit zu führen suchen werde. Und ich ersuchte ihn, mir das Geld als mein rechtliches Eigentum zukommen zu lassen.

Der antwortete mir gar nicht. Aber im Amtsblatt der unierten Kirche der bayrischen Pfalz erschien die Anzeige, daß mein Name von der Kandidatenliste gestrichen sei. Und das Geld — nun, damit wurden zwei andere Herren beglückt; jeder von ihnen erhielt eine Hälfte.

Dem Gelde weinte ich keine Träne nach. Ich war im Gegenteil recht fröhlich. Heinrich sagte: „Du verrückter Kerl!“ Aber es war mir doch arg, daß ich nun noch auf unbestimmte Zeit Hauslehrer bleiben mußte und die Universität nicht beziehen konnte.

So saß ich eines Abends vor meiner Bibel. Da fand ich die Worte JEsu: „Wahrlich, ich sage euch, es ist niemand, so er verläßt Haus, oder Brüder, oder Schwestern, oder Vater, oder Mutter, oder Weib, oder Kinder, oder Äcker, um meinetwillen und um des Evangelii willen, der nicht hundertfältig empfahe,jetzt in dieser Zeit, Häuser und

Brüder und Schwestern und Mutter und Kinder und Äcker mit Verfolgungen, und in der zukünftigen Welt das ewige Leben.“ Mark. 10, 29. 30.

Diese Worte sah ich sehr lange an. Ich wußte, daß der lebendige HErr JEsus hinter diesen seinen Worten stand. Ich wurde mächtig getröstet.

Dazumal hatte ich die Gewohnheit, das, was mich bewegte, in eine Art Tagebuch zu schreiben. Jetzt schrieb ich so: „Die unierte Kirche der Pfalz, in welcher ich aufgewachsen bin, habe ich verlassen um JEsu und um des Evangelii willen. Das schien mir erst hart. Aber der HErr JEsus wird mir eine andere Kirchenheimat wiedergeben und getreue Freunde in ihr, hundertmal mehr, als ich früher hatte. Verfolgungen werden auch kommen. Er sagt es. Aber er wird bei mir sein, so können die mich nicht schrecken. Wie ist es mit den ‚Äckern‘? Äcker sind irdisch Gut. Soll ich mein Geld auch wiederhaben? und hundertfältig? Ach HErr JEsu, das wäre zu viel! Gieb mir nur die Zinsen von dem hundertfältigen Geld, daß ich ausstudieren kann. Das Kapital hebe für mich auf.“

Was ich da schrieb, das glaubte ich in aller Einfalt ganz fest. Der HErr JEsus ließ mich auch nicht zu Schanden werden. Doch das folgt später.

---

4. Eine wunderbare Gebetserhörung und Rückfälle.

Als Hauslehrer bezahlte ich die Schulden ab, die ich als Student gemacht hatte. Das war aber ein hartes Stück. Und ich kriegte einen rechten Abscheu vor dem Schuldenmachen. Und ich nahm mir fest vor, nie mehr Schulden zu machen all mein Lebtage, bat auch den lieben HErrn JEsum, mir zu helfen.

Nun geschah es zu der Zeit, daß ich, um fleißig studieren zu können, sehr notwendig eine ganze Anzahl teurer Bücher haben mußte. In etwa vier Wochen hatte ich 50 Taler Gehalt zu erwarten. Und ich berechnete, wieviele und welche Bücher ich mir für die 50 Taler kaufen konnte, und bestellte die bei der Stillerschen Hofbuchhandlung in Rostock. Bald, eher als ich erwartete, kamen die Bücher an.

Etwa eine Woche nach Ankunft der Bücher, am Abend vor dem Zahltage, an welchem ich meine 50 Taler erwartete, da saßen wir sehr gemütlich im Zimmer des gnädigen Herrn.

Das Zimmer hättet ihr sehen sollen! Ich habe es ja schon beschrieben. Das war eigentlich kein Zimmer, sondern ein Saal, so groß war es. Es lag im ersten Stockwerk und nahm schier ein ganzes Viertel desselben ein. Große Kachelöfen und ein Kamin erwärmten es. Nah bei der Tür stand der mächtige Schreibtisch des Herrn von H. Hinter dem stand ein runder Riesentisch, der mit allerlei Kunst- und Prachtwerken bedeckt war. Diesen beiden Tischen gegenüber, auf der andern Seite des Zimmers, zwischen einem Kachelofen und dem Kamin, war eine prächtige Gruppe von Mö-

beln: ein runder Tisch, um welchen Sofas und Lehnstühle standen; der Tisch war mit einer schweren Decke bedeckt, die Sofas und Stühle hatten gestickte Überzüge, und auf dem Rückpolster des allergrößten Lehnstuhls sah man das Wappen des Herrn von H. Das Zimmer wurde in zwei Hälften geteilt durch zwei große Bücherschränke, aus Eichenholz gefertigt, wahre Meisterwerke der Holzschnitzerei. Diese standen nebeneinander quer durchs Zimmer durch. Und hinter denselben, in der andern Hälfte des Zimmers, stand ein Billardtisch und befanden sich noch allerlei andere Dinge, die zur Erholung und zum Zeitvertreib in dem einsamen Schlosse dienten. Da ich das Zimmer so weit wieder beschrieben habe, so wollen wir auch noch den Fußboden und die Decke besehen. Der Fußboden war aus lauter kleinen, in Öl gekochten Holzstücken kunstvoll zusammengesetzt und wurde öfters mit Wachs gewichst und war mit persischen Teppichen und Bär- und Wolfs- und Tigerfellen bedeckt. Die Decke — ja, was die wohl gekostet haben mag? Die war ganz mit angeschraubten Figuren besetzt. Da sah man eine Geschichte aus der alten heidnischen Götterlehre dargestellt. Und manche Götter ließen in wildem Kampfe recht stramme Beine ins Zimmer herabragen. — So, jetzt habe ich es nochmal beschrieben, nur ausführlicher.

In diesem Zimmer also saßen wir den Abend. Und ihr könnt euch wohl denken, wo wir saßen: um den runden Tisch herum, auf den Sofas und Lehnstühlen. Da saßen wir, Herr und Frau von H., die drei Kinder, und ich. Eine Lampe gab uns das nötige Licht. Ich las gerade etwas vor.

Da klopfte es an der Tür. Reese, der Bediente, brachte den hohen Blechkasten, in welchem der Reitknecht von dem zwei Stunden entfernten Rostock die Post geholt hatte.

Das war immer eine Freude, wenn dieser Postkasten kam und allerlei Zeitungen und Briefe zu Tage förderte.

„Ich will den Postkasten aufmachen, Männchen", sagte Frau von H. bittend zu ihrem Mann. Und er reichte ihr den Schlüssel.

Zuerst kamen die Zeitungen zum Vorschein. Dann die Briefe. Der erste Brief war für mich. Frau von H. reichte ihn mir. Ich machte ihn auf. Es war die Rechnung von der Stillerschen Hofbuchhandlung für meine Bücher. Und es waren 70 Taler, ja, 70 Taler, die ich zu zahlen hatte. Ich traute meinen Augen nicht. Ja, es waren 70 Taler. Ich mußte mich bei der Bestellung verrechnet haben. Nun hatte ich 20 Taler Schulden. Denn morgen kriegte ich nur 50 Taler. Und ich wollte doch keine Schulden mehr machen! Das Blut stieg mir in die Wangen. Ich stand auf und ging die Treppe hinauf den düstern Gang entlang in mein Wohnzimmer. Ich machte Licht. Ich prüfte die Rechnung nochmals genau. Nein, der Buchhändler hatte keinen Fehler gemacht. 70 Taler hatte ich zu zahlen. Es stimmte auf den Heller.

Und nun, ohne mich lange zu besinnen, tat ich etwas. Ich kniete neben meinem Schreibpulte vor einem Stuhle nieder und sprach so: „Lieber Vater im Himmel! Ich habe mich verrechnet. Ich habe jetzt wieder Schulden gemacht. Und ich habe dir doch versprochen, keine Schulden mehr zu machen. Vergib mir das, lieber Vater. Und, bitte, bezahle mir diesmal meine Schulden! Dann will ich künftig mit deiner Hilfe vorsichtiger sein. Bitte, bitte, gib mir 20 Taler! Du bist ja reich. Himmel und Erde sind dein. Amen."

Dann stand ich auf und ging wieder hinunter in die Stube zu den andern.

Als ich eintrat, sagte Frau von H.: „Aber, Herr Zorn, wo sind Sie nur hingelaufen? Hier ist ja noch ein Brief für Sie!"

Ich nahm auch diesen Brief und machte ihn auf und las ihn. Er lautete also:

„Geehrter Herr Zorn!

Die Frau Gräfin R. hat mich beauftragt, Ihnen durch einliegende Anweisung 20 Taler zu übermitteln. Die Frau Gräfin hatte diese Summe an Hand als Rest eines Stipendiums für Theologie Studierende. Und da sich die Frau Gräfin erinnerte, daß Sie vor einigen Jahren ein Stipendium von ihr bezogen, so glaubte sie, daß auch diese Summe Ihnen nicht unannehmlich sein möchte. Die Frau Gräfin sendet Ihnen einen freundlichen Gruß.

Hochachtungsvoll

J. H. B.,

Verwalter der gräflich R.'schen Güter."

Nun ging ich noch einmal hinauf in meine Stube —.

So traurig es auch ist, muß ich doch jetzt von Rückfällen erzählen, in die ich durch mein böses Fleisch geraten bin.

Ich reiste nach Rostock, um mit Professor Philippi zu reden wegen meiner Zukunft. Der riet mir, nach vollendetem Studium in der mecklenburgischen Landeskirche eine Anstellung zu suchen. Bei der Gelegenheit traf ich einen alten Bundesbruder, einen wilden und wüsten Germanen. Bald fing der an mich zu fragen, ob es wahr sei, daß ich des Tages dreimal bete jetzt. Ich sagte: „Öfters." Dann meinte er, ob ich denn vollkommen verrückt geworden sei? JEsus könne doch unmöglich etwas anderes sein als ein

Mensch wie andere Menschen. Dazu sei er schon über 1800 Jahre tot. Er holte auch einen jungen Arzt herbei, der mir klar machen sollte, daß das „Empfangen vom Heiligen Geist, geboren aus Maria der Jungfrau" gegen alle Naturgesetze sei. Eine Zeitlang redete er ohne Spott und mit einer Art von aufrichtigem Verlangen, mich von meiner Tollheit loszumachen. Ich bekannte meinen Heiland in ruhiger Zuversicht. Als aber noch andere alte Burschen hinzukamen, da wurde er giftig und lästerlich und arg persönlich. Lange hielt ich das aus. Als er aber immer dabei blieb und zuletzt gar meinte, jetzt sei ich auch wohl ein feiges altes Weib geworden, da stieg mir das Blut in den Kopf und raubte mir alle Besinnung. Ich nannte ihn einen dummen Jungen und sagte, er solle sofort mit mir vor die Stadt gehn, da wolle ich ihm zeigen, ob ich feig sei oder nicht. Und wir gingen. Ich voran. Er hinterher. Etliche Freunde gingen mit. Mir fing es an zu dämmern, daß ich auf bösem Wege war. Aber das mit der Feigheit hielt mich von der Umkehr zurück. Da fing e r an. Zu meiner Schande muß ich das sagen. Er sagte: „Zorn, ich bitte dich um Verzeihung, daß ich dich so verspottet habe. Wenn du beten willst, so bete." Und so handelte er sicherlich nicht aus Feigheit. Er war der tollkühnste Bursche, den man sich denken kann. Da war denn die Sache vorbei. Und ich — ich hatte jetzt alle Ursache zu beten.

Sehr schwer fiel es mir in der Familie zu M., die ich immer noch oft besuchte, Christum zu bekennen. Und namentlich fiel es mir schwer, da bei Tisch für mich ein Tischgebet zu sprechen. Ich tat das in meinem Herzen, aber ich fühlte, daß ich es so tun müsse, daß alle es sehen und wahrnehmen. Jedesmal, wenn ich hinritt, nahm ich mir vor, es

nun sicherlich so zu machen. Aber jedesmal unterblieb es. Da schrieb ich denn endlich einen Brief an Herrn N., den Pächter von M., in welchem ich ein klares Bekenntnis meines Glaubens ablegte und auch meine Feigheit bezüglich des Tischgebetes bekannte. Als Antwort erhielt ich eine sehr freundliche Einladung zu einer größeren Gesellschaft, die dann und dann stattfinden werde. Zur bestimmten Zeit ritt ich hin und traf da unter anderen eine in Mecklenburg damals sehr bekannte Dame von großer Schönheit. Herr N. kam mir freilich mit den Worten entgegen: „Gott segne Sie!" Die sprach er ganz ernst. Aber es war klar, daß es Hohn war. Alle anderen waren sehr freundlich. Vor allen die besagte Dame. Sie unterhielt sich fast ausschließlich mit mir. Gegen Abend zog alles junge Volk in die festlich geschmückte Tenne zum Tanz. „Sie tanzen nicht?" fragte die Dame. „Nein." „Ich auch nicht", sagte sie, „aber lassen Sie uns ein wenig in den Garten gehn." Wir gingen. Allmählich geschah es, daß wir uns der Tenne näherten. Sie blieb stehn, und wir sahen dem Tanze zu. „Ich bin müde", sagte sie, „da sind Stühle frei, setzen wir uns." Wir setzten uns in die Tenne. Wir unterhielten uns. Nach einer Weile sagte sie: „Ach, lassen Sie uns etwas herumgehn." Wir gingen in der Tenne zwischen den Paaren herum. „Das geht ja gar nicht", sagte sie, „wir sind den Tänzern im Wege; lassen Sie uns ein paarmal herumtanzen." Wir tanzten ein paarmal herum. Und dann tanzten wir noch mehr. Und es wurde nachher noch ein sehr vergnügter Abend verlebt mit allerlei Gesellschaftsspielen. Und dann — dann ritt ich mit sehr wundem Gewissen heim. Und es dauerte lange, bis ich aus Gottes Wort die Gewißheit der Vergebung gefunden hatte. — Nach einigen Monaten ließ Fräulein N.,

die älteste Tochter des M.'schen Hauses, mich bitten, sie zu besuchen. Ich ging hin. Sie empfing mich alleine. Und sehr ernst teilte sie mir mit, daß jene Dame ziemlich plötzlich gestorben sei, ihr aber vor ihrem Ende den Auftrag habe zukommen lassen, mich in ihrem Namen um Verzeihung zu bitten. Und Fräulein N. erklärte mir dann, daß sie, jene Dame und die Töchter des Hauses, sich damals verabredet hätten, mich zum Tanzen zu verführen, um so mich wieder in die alte Art und Lustigkeit zurückzuziehen. „Und wir bitten Sie jetzt auch um Verzeihung", schloß sie.

---

5. Der alte Herr.

„Der alte Herr“ — das war der Vater meines Herrn von H. und also der Großvater meiner drei Schüler.

Der alte Herr wohnte mit seiner Gemahlin, der „alten gnädigen Frau“, ganz einsam auf einem ziemlich entfernten großen Rittergute in einem alten großen Schlosse. Recht baufällig war dies Schloß. Aber der alte Herr reparierte nicht viel daran, denn er gedachte ein neues zu bauen.

Baufällig war auch der alte Herr selbst. Und sich selbst hätte er gern repariert. Aber er konnte nicht. Die Gicht plagte ihn. Seine Kniee waren steif. Er mußte sich immer auf einen Stock stützen. Oft genügte der Stock nicht. Da stützte er sich denn auf Roberts Arm. Robert war sein „Leibjäger“, das heißt, sein Leibdiener. Er (Robert) hatte eine mit Silber gestickte grüne Uniform an und hieß Leibjäger, weil es bei vornehmen Herren Mode war und ist, einen so uniformierten und so benamsten Diener zu haben. Eine Flinte habe ich nie in Roberts Hand gesehen.

Trotz seines Adels und seines Reichtums war der alte Herr durchaus nicht sehr fein. Hätte man ihn nicht gekannt, und hätte er andere Kleider angehabt, so hätte man ihn, seinem Ansehen und Benehmen nach, wohl für einen protzigen Bauern oder Bierbrauer halten können. Als die alte Großherzogin von Mecklenburg, die Schwester des alten deutschen Kaisers Wilhelm, einmal zum Besuch aufs Schloß kam, da führte der alte Herr sie an seinem rechten Arm die Schloßtreppe hinauf, und die linke Hand hatte er dabei in der Hosentasche.

Aber schlimmer war, daß der alte Herr kein guter Mensch war. Über seiner Vergangenheit lag ein Dunkel. Man wußte nicht recht, wie er eigentlich so reich geworden war. Jedenfalls sah man fort und fort, daß er ein sehr weites Gewissen hatte. Im Handel war er durchaus nicht ehrlich. Wenn er, besonders im Pferdehandel, einen 'mal ordentlich übers Ohr hauen konnte, so freute er sich und rühmte sich dessen. Geizig war er auch. Seine Tagelöhner und Knechte hatten es schlecht bei ihm. Im ganzen Lande hatte er einen nicht guten Ruf. In die Kirche ging er sehr selten. Gegen die heiligsten Glaubenslehren der christlichen Religion riß er seinen Mund weit auf. Den HErrn JEsum nannte er Josephs natürlichen Sohn. Von der heiligen Dreieinigkeit redete er so lästerlich, daß ich's nicht schreiben mag. Von der Bibel sagte er, daß sie Menschenmachwerk sei und daß das Alte und das Neue Testament sich widersprechen. Nicht so schlimm, wie er, war die alte gnädige Frau. Doch meinte sie, man habe nach dem Tode noch Zeit, sich zu bekehren.



Der alte Herr.

Diese alten Herrschaften kamen oft zu uns auf Besuch. Und manchmal gingen wir zu ihnen, und zwar auf Wochen.

Zu der Zeit, da ich den HErrn JEsum kennen gelernt

hatte, und da auch meine Kinder, die Phiti und das Annele und das Brüderchen, den HErrn JEsum kannten und zu ihm beteten, da waren wir auch einmal auf vier Wochen zu den Großeltern auf das alte Schloß gekommen. Und als ich in der ersten Zeit Nachmittags mit den Kindern einen Spaziergang machte, da blieben diese plötzlich stehen, und Phiti sagte: „Herr Zorn, Großpapa glaubt aber gar nicht an den HErrn JEsum!" Und erwartungsvoll blickten die drei Kinder auf mich, was ich wohl sagen würde.



Die alte Frau von H.

„Nein", sagte ich, „Großpapa glaubt nicht an den HErrn JEsum."

„Aber", sagte Phiti, „dann kommt er ja in die Hölle!"

„Ja", antwortete ich, „wenn er so stirbt, dann kommt er in die Hölle. Damit er aber nicht in die Hölle, sondern in den Himmel kommt, müssen wir zwei Dinge tun."

„Was für zwei Dinge?" fragte Phiti.

„Wir müssen ihm *sagen*, daß er an den HErrn JEsum glauben muß, wenn er selig werden will. Das ist

das erste Ding. Und das zweite Ding ist, wir müssen für ihn beten, daß der HErr JEsus ihn bekehrt."

Und wir vier, die drei Kinder und ich, gaben uns die Hände darauf, daß wir dem Großpapa es sagen wollten, daß er an den HErrn JEsum glauben müsse, und daß wir für ihn beten wollten.

Taten wir das denn auch?

Ja, wir taten es. Mit dem Beten machten wir gleich denselben Tag den Anfang. Als die Kinder und ich den Abend unsere Andacht hielten, da beteten wir miteinander für den Großpapa. Und ich schrieb seinen Namen mit auf die Liste derer, für welche ich alle Tage betete. Und so ging's fortan alle Tage. Alle Tage betete ich mit den Kindern, und alle Tage betete ich alleine — für den alten Herrn.

Wie war's aber mit dem Sagen?

Das kam auch. Die Kinder erzählten mir bald, daß sie alle drei dem Großpapa gesagt haben — und mehr als einmal —, er solle doch an den HErrn JEsum glauben, damit er in den Himmel komme.

Und eines Abends saßen wir alle um den runden Tisch in der Wohnstube. Der alte Herr saß auf dem Sofa, und Robert stand bei ihm. Neben ihm saß die alte gnädige Frau. Auf Sesseln saßen die Eltern der Kinder, Herr und Frau von H. Dann reihten sich die Kinder an, und die französische Lehrerin, und unsere Hausdame, und ich. Die Kinder lernten ihren Katechismus, und zwar die Lehre von der heiligen Dreieinigkeit. Darüber fragten sie mich allerlei, und ich antwortete.

Da fing der alte Herr an, häßliche und lästerliche Worte wider die heilige Dreieinigkeit zu reden, wie ich sie schon öfters aus seinem Munde gehört hatte.

Die Kinder schauten erschrocken auf, und dann sahen sie mich an.

Ich sagte: „Herr von H., über ein Kleines werden Sie vor dem Gerichte dessen stehen, den Sie jetzt lästern.“

Auf diese Worte folgte im Zimmer ein so tiefes Schweigen, daß man eine Nadel hätte auf die Erde fallen hören können. Und die Wanduhr tickte ganz vernehmlich.

Der alte Herr schnaubte heftig mit der Nase. Aber dabei schaute er nicht böse, sondern verlegen, auf den Tisch.

„Ja“, sagte er dann, „wenn ich auch von der Religion nicht viel halte, so bin ich doch ein gerader und ehrlicher Mensch. Ich lüge nie. Ich habe noch nie eine Lüge gesagt.“

„Herr von H.“, sagte ich, „Sie lügen jetzt.“

Die Hausdame, die neben mir saß, zupfte mich am Rock und sagte leise: „Um Gottes willen!“ Alle andern schwiegen.

Der alte Herr sagte: „Sie verfluchter Kerl, haben Sie mich schon lügen hören?“ Aber trotz der Grobheit der Worte war sein Ton doch nicht böse.

Ich antwortete: „Eben jetzt.“

„Na“, sagte er, „lassen wir das. Robert, du kannst mich in meine Stube bringen.“

Robert half dem alten Herrn auf und in seine Stube.

Als er weg war, sagte mir niemand etwas. Aber wir gingen bald auseinander. Auch den Abend wurde in der Kinderandacht und in meiner Stube für den alten Herrn gebetet.

Den nächsten Morgen kam Robert zu mir. „Herr Zorn“, sagte er, „der Herr (er meinte den alten Herrn) läßt Sie bitten, zu ihm in seine Stube zu kommen.“

„Sagen Sie dem Herrn, daß ich sogleich kommen werde", antwortete ich.

Als ich in die Stube des alten Herrn trat, saß er an seinem Schreibtisch. Robert stand hinter ihm. „Setzen Sie sich", sagte er.

Ich setzte mich.

„Sie sind ein verfluchter Kerl", sagte er.

Ich sagte nichts.

„Robert, geh hinaus!"

Robert ging hinaus.

„So. Wer ist JEsus?" fragte der alte Herr und sah mich ernst an.

„Wahrhaftiger Gott, vom Vater in Ewigkeit geboren, und auch wahrhaftiger Mensch, von der Jungfrau Maria geboren, unser HErr", antwortete ich.

„Wieviel Götter gibt's denn?" sagte er.

„Es gibt Einen Gott. Aber in dem Einen Gott sind drei Personen", sagte ich.

„Steht das in der Bibel?"

„Ja, das steht in der Bibel."

„Ah, das steht in der Bibel, ja; aber es steht nur im Neuen Testament, nicht im Alten", entgegnete er.

„Es steht auch im Alten", sagte ich.

Er klingelte. Robert kam. „Bring 'mal eine Bibel her!" Er fluchte. „Nun zeigen Sie mir, wo es im Alten Testament steht, daß drei Personen in Gott sind", sagte er.

Ich nahm die Bibel, die Robert mir gab, und schlug auf Jesaias 48, 12—16. Und ich las: „Höre mir zu, Jakob, und du, Israel, mein Berufener: Ich bin's, Ich bin der Erste, dazu auch der Letzte. Meine Hand hat den Erd-

boden gegründet, und meine rechte Hand hat den Himmel umspannet; was ich rufe, das stehet alles da.' Das ist doch Gott, der so redet", sagte ich.

„Halten Sie das Maul", sagte er, „ich will nicht hören, was Sie sagen, sondern was in der Bibel steht."

„Nun", sagte ich, „dieser Gott sagt noch ein paar Worte und dann sagt er: ‚Von der Zeit an, da es geredet wird, bin ich da; **und nun sendet mich der HErr HErr, und sein Geist.'"**

„Robert, hilf mir 'mal auf! Ich will doch sehen, ob das wirklich da steht." Robert half ihm auf, und er kam zu mir und las. „Wahrhaftig!" Er setzte sich wieder und war still.

Ich sagte: „Es heißt weiter: ‚So spricht der HErr, dein Erlöser, der Heilige in Israel: Ich bin der HErr, dein Gott, der dich lehret, was nützlich ist, und leite dich auf dem Wege, den du gehest. O, daß du auf meine Gebote merktest; so würde dein Friede sein wie ein Wasserstrom, und deine Gerechtigkeit wie Meereswellen.'"

Nach einer Weile sagte der alte Herr: „Jetzt erklären Sie mir 'mal, wie das ist, daß Gott sagt: ‚Nun sendet mich der HErr HErr und sein Geist.'"

Ich antwortete: „Der Gott, der so redet, das ist Gott der Sohn, unser Erlöser. Der sagt, daß Gott der Vater und sein Geist zur verheißenen Zeit ihn sende."

„Wie sende?"

„Ins Fleisch, in unsere Menschheit, so daß er geboren wurde von der Jungfrau Maria.“

„Wie ist das möglich?“

„Bei Gott ist kein Ding unmöglich.“

„Robert, geh hinaus“, sagte der alte Herr.

Nachdem Robert hinausgegangen war, sagte der alte Herr: „Nun sagen Sie mir 'mal ein bißchen ordentlich Bescheid, wie man eigentlich an Christum glauben soll?“

Sehr lange war ich den Morgen auf des alten Herrn Stube und sagte ihm Bescheid, so gut ich es vermochte. Er hatte viel zu fragen. Zuletzt meinte er: „Sagen Sie 'mal, glauben Sie, daß ich auch noch in meinen alten Tagen ein rechter Christ werden könnte?“

Ich sagte: „Ich weiß aus Gottes Wort, daß der HErr JEsus Sie sehr gerne haben und selig machen will.“

Dann sagte er: „Nun will ich aber ein Ding von Ihnen haben. Sie müssen mir alle Tage eine gute Predigt und ein paar Kapitel aus der Bibel vorlesen, damit ich ordentlich weiß, was ich glauben soll.“

Ich antwortete: „Das will ich gerne tun.“

Am nächsten Tage wurde mitten in die Wohnstube ein kleiner Tisch gestellt und das Predigtbuch von Harms und eine Bibel drauf gelegt. Und gegen vier Uhr nachmittags kam der alte Herr. Und er rief auch seine Frau und alle andern herein. Und ich las eine Predigt und zwei Kapitel aus der Bibel vor. Ich wollte eigentlich nur eins lesen. Aber damit war der alte Herr nicht zufrieden. Er war eben sehr hungrig geworden. Und alle Tage ohne Ausnahme war diese Versammlung in der Wohnstube.

Nach einer Woche sagte er: „Kann ich denn nicht dabei sein, wenn Sie mit den Kindern Andacht halten?“

„Ei, ganz gerne!“

„Aber ich kann nicht niederknieen, meine Kniee sind steif.“

„Bleiben Sie nur ruhig sitzen, Herr von H., der liebe Gott sieht auf ein demütiges Herz.“

Gegen das Ende der vier Wochen sagte ich: „Herr von H., wir gehen jetzt bald fort. Und die Andachten sollten doch bleiben. Wollen Sie sie nicht halten?“

„Ja“, sagte er, „das will ich.“

„Dann fangen Sie gleich heute abend an!“

Und den Abend war's schön. Wir versammelten uns ums Piano. Der alte Herr saß neben dem Piano auf einem Stuhl. Er sagte ganz feierlich: „Heute will ich die Andacht halten. Wir singen jetzt: ‚Ein Lämmlein geht und trägt die Schuld.‘“ Wir sangen das ganze Lied. Dann las er den 22. Psalm vor. Dann knieten wir nieder, und er blieb sitzen. „Nein“, sagte er, „sitzen geht doch nicht. Robert hilf mir auf.“ Und er stand auf und betete. Ich glaube, daß das Gebet dem lieben Gott gefallen hat. Er dankte dem HErrn JEsu für sein Leiden und Sterben, und bat ihn, uns allen die Sünden zu vergeben und uns selig zu machen.

Ganz am Ende unsers Aufenthalts da sagte er zu mir: „Sagen Sie 'mal, meine Kirche hier hat keinen Turm. Wäre es dem lieben HErrn JEsu wohl recht, wenn ich einen Turm baute?“

Ich sagte: „Wenn Sie den Turm bauen, um bei Gott damit etwas zu verdienen, so ist es dem HErrn JEsu nicht recht. Aber wenn Sie es aus Liebe und Freude tun, so ist es ihm recht.“

Er sagte: „Ich tue es aus Liebe und Freude.“

Und er baute den Turm.

Habe noch öfters den alten Herrn gesehen, so lange ich Hauslehrer war, und hatte immer mächtige Freude an ihm. Später hörte ich, daß er selig gestorben ist. —

Lieben Leser, habt ihr unter euren Verwandten welche, die nicht an den HErrn JEsum glauben? Ei, so laßt euch das bekümmern. Und sagt ihnen, daß sie an den HErrn JEsum glauben müssen, wenn sie selig werden wollen. Und betet für sie alle Tage. Wollt ihr das?

---

6. Pastor S.

In der Nähe der Güter des alten Herrn von H. waren die Besitzungen eines überaus hochmütigen Grafen. Und da war ein Pastor, der viel von sich reden machte. Seine Kirche nämlich war immer gefüllt, so gefüllt, daß man kaum Platz finden konnte, und das war ein Ding, welches in Mecklenburg ziemlich unerhört war. Und seine Predigten waren so, daß man durchaus aufpassen mußte, man mochte wollen oder nicht. Den Namen dieses Pastors möchte ich sehr gerne nennen. Aber doch will ich's lieber nicht tun, sondern ihn Pastor S. nennen. Mit dem wurde ich auf's allerbeste bekannt und auf's innigste befreundet. Und ich will jetzt erzählen, wie das kam und was ich bei diesem Pastor erlebte.

Bei einem unserer Besuche bei dem alten Herrn von H. sagte dieser zu mir: „Wollen Sie Pastor S. nicht kennen lernen? Das ist ein sehr merkwürdiger Mann, ein etwas verrückter Kerl, aber er predigt, daß einem Hören und Sehen vergeht. Wenn Sie wollen, so will ich nach dem Essen den Wagen vorfahren lassen. Und wenn Sie heute Abend nicht zurückkommen, weil es Ihnen da gefällt, oder weil das Wetter zu schlecht ist, so macht das nichts aus." Ich nahm dies Anerbieten gerne an und fuhr nach dem Mittagessen los. Es war Winter. Es lag leichter Schnee. Und trübe Wolken hingen am Himmel.

Als ich vor dem einstöckigen Pfarrhause ankam, kam der Pastor barhäuptig heraus und begrüßte mich mit einer sehr zeremoniellen Verbeugung, denn mein Kutscher war in herrschaftlicher Livree, und so dachte er, ich sei ein „gnädiger

Herr". Ich rief ihm gleich zu, ich sei nur der Hauslehrer des Herrn von H. auf L., worauf er mich dann mit mehr Gemütlichkeit in seine Studierstube führte. Und Kutscher und Wagen und Pferde wurden auch versorgt. Ah, wie herrlich war die Studierstube! Es war nichts Feines drin. Aber alle Wände waren bis an die Decke mit Büchern besetzt, durch die Mitte des Zimmers lief ein langes Pult oder Gepulte, an welchem auf beiden Seiten mehrere sitzen konnten. Und dann war noch ein Stehpult da und etliche Stühle. Und ein warmer Ofen. Der Pastor, ein Mann in mittleren Jahren, nicht schön, aber mit wunderschönen blauen Augen, die einem ordentlich in's Herz gingen, benahm sich so, daß ich mich sofort völlig zu Hause fühlte. Zuerst erzählte er mir in sehr, ja, in überaus anschaulicher Weise von allerlei Leibesschwachheiten, die ihn plagten, und legte mir dar, daß man Gott für alles danken müsse, für alle Nöte ohne Unterschied, aber auch für alle Erleichterungen ohne Unterschied; er habe das 'mal einer Gräfin klar gemacht, sagte er und erzählte dann, wie er das getan habe. Da mußte ich sehr lachen, und er lachte mit. Und wenn man zusammen lacht, dann wird man bald bekannt. Mir gefiel es da außerordentlich gut. Auch hatte er eine liebe, nette



Pastor S.

und zahlreiche Familie, Frau und Kinder, Mägdlein und Büblein; das war alles prächtig.

Nach dem Abendessen wollte ich eigentlich wieder nach Hause fahren. Aber das ging wirklich nicht. Denn es war ein greulicher Schneesturm gekommen, und es war so finster draußen, daß man die Hand vor den Augen nicht sehn konnte. Also nahm ich gerne die Einladung des Pastors an, daß ich samt Fuhrwerk da übernachten solle.

Nach dem Abendessen wurde Andacht gehalten in der Studierstube. Die ganze Familie samt Knecht und Mägden nahm daran teil. Dann saßen der Pastor und ich beim warmen Ofen und führten die allerschönsten Gespräche. Von allerlei Stücken des göttlichen Wortes sprachen wir. Und das mit Lust und Liebe und Eifer. Ja, ja, das sage ich nicht etwa nur so, um vor meinen Lesern als recht fromm zu erscheinen, sondern das ist wirklich wahr. Damals war ich ja nicht allein jung an Jahren, sondern noch viel jünger im Glauben und Christentum. Alles, was in Gottes Wort stand, das war mir neu und süß und wunderlieb, und ich konnte nicht genug davon kriegen. Und der Pastor, der war wie eine stets sprudelnde Quelle. Mit leuchtenden Augen und in lebendiger Rede gabe er mir Bescheid über alles, was ich wissen wollte.

Auf einmal, als der Sturm so recht heftig an den Fensterladen rüttelte, da sprang er — der Pastor — auf und sagte: „O lieber Gott, behüte mir doch mein armes Mariechen!“

„Wer ist denn das Mariechen, und was ist mit ihm?“ fragte ich.

„Ach“, sagte er, „das ist eine meiner Konfirmandinnen.

Die wohnt zwei Stunden weit von hier. Und darum kommt sie immer den Abend vorher."

„Was für einen Abend vorher?"

„O, Dienstag- und Mittwoch- und Donnerstag-Morgen halte ich Konfirmandenstunde. Da pflegt denn das Mariechen Montag-Abend zu kommen und bis Donnerstag hier zu bleiben. — Wo bleibt das Kind doch nur! O, welch ein Wetter! Und sie muß durch den Wald gehen!" Der liebe Pastor war ganz erregt.

Da hörten wir an der Haustüre klopfen. Der Pastor machte die Studierstubentüre auf, und die Frau Pastor machte gegenüber die Wohnstubentüre auf, und ein Dienstmädchen machte hinten die Küchentüre auf — alle hatten auf das Mariechen gewartet. Und das Dienstmädchen war zuerst an der Haustüre und öffnete die. Richtig, da stand das Mariechen! Ein kleines Ding war es. Um den Kopf hatte es ein großes Tuch. Und über und über weiß war es von Schnee. „Guten Abend auch", sagte sie und machte einen Knicks. Und als sie den Knicks machte, da fiel der Schnee in Haufen auf die Diele.

„Gott sei Dank, Mariechen, daß du da bist!" sagte der Pastor. „Hast du denn auch noch eine warme Suppe für das Mariechen, Mama? — Luise" (das war die Magd), „nimm dem Mariechen doch die nassen Tücher ab. Zieh ihr auch trockene Strümpfe an und gieb ihr ein Paar Morgenschuhe. Und dann bringe sie einen Augenblick in die Studierstube — bis dahin wird die Suppe warm sein."

Die Frau Pastor und die Luise und die Pastorstöchter, die nahmen das Mariechen nun mit sich in die warme Küche, und wir gingen in die Studierstube zurück. Gar nicht lange

dauerte es, da klopfte es an der Tür. Aber diesmal nicht an der Haustür, sondern an der Stubentür.

„Herein!“ rief der Pastor.

Herein trat Mariechen und machte wieder einen Knicks. (Wenn du kleine amerikanische Lady nicht weißt, was ein Knicks ist, so lasse dir von deiner Mama oder von deiner Großmama 'mal einen vormachen.)

„Nun sag doch 'mal, Mariechen“, fragte der Pastor, „wie ist es dir denn nur in dem schrecklichen Wetter auf dem langen Wege gegangen?“

„O, ganz gut, Herr Pastor.“

„Aber hat es denn nicht arg gestürmt?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Und war es nicht sehr dunkel?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Da bist du wohl nur mit Mühe und langsam vorwärts gekommen?“

„Ja, Herr Pastor.“

„War dir denn nicht bange?“

„Nee, Herr Pastor.“

„Auch nicht im Walde?“

„Nee, Herr Pastor.“

„Aber Mariechen, wenn im dunklen Walde nun plötzlich ein böser Mensch oder ein böses Tier hinter einem Baume vor gekommen wäre, wäre dir dann nicht bange geworden?“

„Nee, Herr Pastor.“

„Mariechen, sieh 'mal, wir waren alle bange um dich. Wie kommt es denn, daß du selber nicht bange warst?“

„Mir war nicht bange, Herr Pastor.“

„Ja, warum denn nicht?“

„Der liebe HErr JEsus war bei mir, Herr Pastor.“

„O Mariechen, darum warst du nicht bange? Weißt du denn gewiß, daß der liebe HErr JEsus immer bei dir ist?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Woher weißt du das denn?“

„Er hat's gesagt, Herr Pastor.“

„Was hat er gesagt, Mariechen?“

„‚Siehe, ich bin bei euch alle Tage bis an der Welt Ende', Herr Pastor.“

„Aber ist er auch im dunklen Wald bei dir?“

„Ja, Herr Pastor.“

„Woher weißt du aber das?“

„Er hat's gesagt, Herr Pastor.“

„Wo denn das?“

„‚Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich', Herr Pastor.“

„Aber, Mariechen, das hat ja David gesagt.“

„Das hat der HErr JEsus dem David durch den Heiligen Geist eingegeben, Herr Pastor“, sagte das Kind.

„So, Mariechen, nun geh und iß deine Suppe und dann schlaf schön, und der HErr JEsus sei immer mit dir.“

„Gute Nacht, Herr Pastor“, sagte Mariechen und machte einen Knicks.

„Gute Nacht, Mariechen.“

Sonst weiß ich von diesem ersten Besuch bei Pastor S. nichts mehr, als daß ich in einer kleinen hinter dem Studierzimmer liegenden Kammer einquartiert wurde, die auch voll von Büchern, aber durchaus nicht wind- und wetterfest war. Der Graf sorgte für seine Pferde hundertmal besser als für

seinen Seelsorger, denn die Pferde hatten prachtvolle Ställe und fraßen aus marmornen Krippen, und der Pastor wohnte in einer miserabelen Baracke.

Zu diesem Pastor kam ich noch öfters und immer sehr gerne. Ich will einmal einen Gottesdienst beschreiben, dem ich da beiwohnte. Die Kirche, die ziemlich groß war, war gedrängt voll. Die vorderen Bänke auf beiden Seiten waren ganz mit gräflichen Dienstleuten männlichen und weiblichen Geschlechtes besetzt. Und alle waren in Uniform. Oben waren die herrschaftlichen Emporen, auf der einen Seite die gräfliche, auf der andern Seite die einer andern adeligen Familie, welche da auch eingepfarrt war. Als die gräfliche Familie auf ihre Plätze kam, da erhob sich die ganze Versammlung, und der Pastor machte eine leichte Verbeugung. Das war nun weniger schön. Seine Predigt fing der Pastor so an: „Heute Abend wird es in den Gesindestuben und besonders in den Inspektorenzimmern ordentlich über mich losgehn. Da wird man sagen: Heute hat der verrückte Pastor es 'mal wieder arg gemacht! Aber paßt nur auf auf das, was ich sage, und nehmt es euch zu Herzen. Wer dann nachher räsonnieren will, der kann es ja tun." Sein Thema war: „Was seid ihr vor dem HErrn JEsu?" Der erste Teil: „Seid ihr Hunde?" Der zweite Teil: „Seid ihr Schweine?" Der dritte Teil: „Seid ihr Schafe?" Nun, diese Einleitung und diese Disposition war ja etwas toll. Aber die Predigt war prachtvoll und gewaltig. Im ersten Teil zeigte der Pastor, was nach der Schrift „Hunde" seien, und legte dann sehr eindringlich die Frage in die Herzen der Einzelnen hinein, ob sie Hunde seien? Dann legte er dar, was „Schweine" seien, und dann folgte eine erschütternde Gewissensfrage. Und endlich beschrieb er die Schafe

JEsu Christi in so süßer, lockender Weise, daß jedes Christenherz zum Heilande gezogen werden mußte. Mit Einem Worte: die Predigt war überaus gut, und, jeder paßte sicherlich auf. Nur hätte er allerdings die Disposition etwas anders machen können. Doch will ich auch da nicht entschieden urteilen. Jeder hat seine Weise, die andere nicht nachmachen dürfen. Wenn so etwas nachgemacht wird, dann wird's närrisch. Mein Herr von H., der mit mir zur Kirche gefahren war — oder ich eigentlich mit ihm —, sagte auf der Heimfahrt zu mir: „Wie hat Ihnen die Predigt gefallen? Mich hat der Anfang gestoßen. So sollte man auf der Kanzel nicht reden." Ich sagte: „Aber wenn Sie von diesem Anfang absehn, wie war's dann?" Er antwortete ernst: „Ja, dann war's gut."

Der Pastor selbst erzählte mir, wie er einst wegen seiner Ausdrücke, die er auf der Kanzel gebrauchte, zur Rechenschaft gezogen war. So: Der Graf hatte Besuch von einer verwandten Gräfin. Die saß in der Kirche und machte sich, wie der Pastor bemerkte, immer Notizen von seinen besonders saftigen Ausdrücken. Nach Schluß des Gottesdienstes kam ein gräflicher Diener und entbot den Pastor auf die Empore. Er ging hin. Die Gräfin sagte: „Aber, Pasterchen, was für Ausdrücke gebrauchen Sie doch auf der Kanzel! Sehn Sie 'mal hier! Ich habe mir eine Liste davon gemacht. Lesen Sie selbst. Ich kann die garnicht in den Mund nehmen." „Gnädigste Gräfin", sagte der Pastor, „die stehn alle in der Bibel, wie ich Ihnen leicht zeigen könnte." Die Gräfin sagte: „Ja, wenn auch; aber in gebildeter Gesellschaft darf man sie doch nicht gebrauchen." Der Pastor: „Was in Gottes Wort steht, das paßt in jede Gesellschaft." Die Gräfin schlug ihn spielend mit dem

Fächer und sagte: „O, Sie Schäker!“ Dann wandte sie sich an ihren Verwandten, den Grafen, und bat ihn, den Pastor zur Tafel einzuladen, da sie ihn gerne näher kennen lernen möchte. Der Graf tat das. Und der Pastor ging heim, zog seinen Frack an, setzte seinen Zylinderhut auf, zog aber keine feinen Handschuhe an, weil er keine hatte, und ging in's Schloß des Grafen. Da reichte ihm die zarte Gräfin ihre behandschuhte Hand, und er nahm sie mit seiner bloßen Hand, die ziemlich groß war. „O, Sie schrecklicher Mensch“, sagte die Zarte, „nun haben Sie nicht 'mal Handschuhe an! Steht das auch in der Bibel?“ „Nein, gnädigste Gräfin“, antwortete der Pastor, „das steht nicht in der Bibel. Und ich verspreche Ihnen, daß ich mir Handschuhe anschaffen werde, wenn Sie mir versprechen, daß Sie künftig Ihren Busen bedecken wollen.“ Die Gräfin war nämlich in ganz besonders unanständiger Gesellschaftstoilette. „Ha, ha“, machte diese, „Sie sind wirklich ein Schäker!“ Dann setzte man sich zu Tisch. Die Gräfin saß dem Pastor gegenüber. Und beim Essen machte sie fortwährend Spaß über die Ausdrücke und die fehlenden Handschuhe des Pastors und beugte sich dabei in einer solchen Weise vor, daß die Sache wirklich unanständig wurde. Da stand der Pastor auf und sagte: „Herr Graf, ich bitte mich zu entschuldigen. Ich bin nicht imstande, unter solchen Umständen länger hier zu bleiben.“ Der Graf sagte: „Setzen Sie sich, Herr Pastor.“ Und dann stand er auf und sagte: „Gnädigste Gräfin, nehmen Sie meinen Arm und lassen Sie mich Sie in Ihre Gemächer führen.“ So mußte die Gräfin abziehn, und der Pastor blieb. Nach Monaten traf sie den Pastor 'mal wieder und sagte: „O, Sie Schäker!“ — Die feine Welt ist nicht immer fein.

Eine andere Geschichte, die mir der Pastor erzählte, ist die folgende. Er hatte eine Filiale, in welcher er am Sonntagnachmittage zu predigen pflegte. Auf dem Wege dahin holte er gewöhnlich eine arme alte Frau ab und nahm sie in seinem Wagen mit zur Kirche. Als er eines Sonntags in diese Filiale fahren wollte, weigerte sich der Knecht anzuspannen, denn, sagte er, in dem Hause der Frau lauerten etliche junge Burschen auf den Pastor, um ihm seine scharfen Predigten mit einer tüchtigen Tracht Prügel zu vergelten. Der Pastor aber bestand darauf, daß angespannt wurde, und fuhr los. Als er in das Haus der Frau trat, da waren richtig die Burschen da mit Knütteln bewaffnet und wollten sich gleich über ihn hermachen. „Wartet einen Augenblick", sagte der Pastor, „ich will nur erst meinen Mantel ausziehen, dann könnt ihr mich besser treffen." Er zog den Mantel aus, beugte sich, die Hände auf die Kniee gestützt, vor und sagte: „So, nun in Gottes Namen zu!" Da fiel der Wildeste vor ihm auf die Kniee und bat um Verzeihung. Die andern drückten sich ab. Der Pastor nahm die Frau mit und fuhr in die Kirche. Etliche der Burschen sind seine besten Gemeindeglieder geworden.

---

7. Drei Geschichten von Krankenbesuchen.

1. Mutter Harder.

Da finde ich so einen alten Mecklenburger Brief, den ich von L. aus an meine liebe Mutter geschrieben. Aus diesem Briefe will ich etwas abschreiben, was mir bei der Erinnerung Freude macht und was auch euch, meinen lieben Lesern, wohl Freude machen wird.

Hier ist, was ich meine:

„Eine große und gewiß unverdiente Freude hat mir der HErr JEsus bereitet dadurch, daß er mich neulich Mutter Harder hat kennen lernen lassen.

„Mutter Harder ist eine alte Bauersfrau, die eine halbe Stunde von hier wohnt. Seit drei Jahren liegt sie danieder und zwar an einer ganz entsetzlichen Krankheit. Ihre ganze Haut ist nämlich anzufühlen wie Sammet, und jede Berührung, jede Falte im Betttuch, jede Bewegung bereitet ihr brennende Schmerzen. Dreißig Jahre lang hat sie ihre Schwester, die dieselbe Krankheit hatte, gepflegt. Und nachdem diese vor drei Jahren gestorben war, mußte sie sich legen. Nach menschlichem Urteil sieht sie jetzt einem baldigen Tode entgegen.

„Erst vorige Woche hörte ich von ihr. Als ich dann zu ihr ging und in ihr Zimmer trat, fragte sie: ‚Wat för'n Kierl sün Se?' Als ich sagte: ‚Der Hauslehrer vom Schloß', da antwortete sie, dann dürfte ich etwas bei ihr bleiben. Aber aus diesem ‚etwas' wurden zwei Stunden. O, wie gern blieb ich da! wie freute ich mich über die alte

Frau! Große Glaubensfreudigkeit konnte ich zwar zuerst nicht an ihr wahrnehmen. Sie sprach wie eine arme und von Schuldbewußtsein überwältigte Sünderin. Die alte gute Frau! Sie hatte doch ihr Leben und ihre Gesundheit im Dienste des Heilandes geopfert, ihr ganzes Vermögen hatte sie an ihre Schwester gewandt. Ich gab ihr die Hand. Und Hand in Hand blieben wir — ich glaube, eine ganze Stunde. Unter bittern Tränen sagte sie auf meine Trostesworte: ‚Ach, sollte der Heiland mich wirklich in den Himmel nehmen, die ich doch ein elender Dreckhaufen bin und nichts Gutes an mir habe, sondern lauter Wunden und Beulen und Striemen und Eiterbeulen, die nicht geheftet noch mit Öl gelindert sind?' Erst als ich ihr sagte, daß sie mit Zweifeln an ihrer Seligkeit ihren lieben Heiland zum Lügner machte, da sprach sie: ‚Na, dann aber nur aus Gnaden', und versuchte zu lächeln.

„Seitdem bin ich oft bei ihr gewesen und habe Stunden mit ihr verlebt, zu deren richtigen Beschreibung ich ein Buch schreiben müßte. Sie klagte nie. Sie lobt Gott mit Furcht und Zittern. Sie ist wie ein Kind. Und so soll's ja sein. Am liebsten läßt sie sich vom Paradiese erzählen, in das ihre Seele bei ihrem Abscheiden genommen werden soll, und von der neuen Erde, in die sie am jüngsten Tage mit Leib und Seele einziehen soll. Wir haben schon Pläne geschmiedet, daß wir uns der Stunden unseres Beisammenseins im Jammertale dann erinnern wollen. Selig, dreimal selig ist die alte gute Mutter Harder! Ich erbärmlicher Mensch ging hin, um sie zu trösten, und ging weg beschämt und doch selbst getröstet. O mein Mütterchen, könnte ich Dir die alte Frau malen! Sie ist mein Erdenschatz. Aber ich wollte Dir doch gern etwas davon abgeben,

weil ich Dich lieb habe. Mütterchen, an solchen Krankenbetten ist eine gute Gesellschaft. Denn da ist die heilige Dreieinigkeit, und die Engel sind da, und dann ein paar arme, aber begnadigte Sünder.

„Ein nettes Stücklein von Mutter Harder muß ich Dir noch erzählen. Es ist hier Sitte, daß Bauersfrauen in Sammet und Seide in den Sarg gelegt werden. Nun fragte sie mich, ob das wahrhaftig so sei, daß wir weiße Kleider im Himmel anhätten, oder ob das nur so eine Rede sei? Ich antwortete, das sei gewiß und sicher, wenn die Kleider auch nicht von Seide, sondern vielleicht von Licht und andern ‚himmlischen Zeugen' sein werden. Da hat sie sich nun ein langes weißes Kleid machen lassen, darin will sie im Sarg liegen.

„Einmal meinte sie: ‚Kümmt wi denn all stahn up'n Karkhof bi de Auferstehung, wo doch so vel Tote do liegen?' Und sie freute sich sehr, als ich ihr erzählte, daß wir dann mit JEsu in Himmelswolken schweben, bis die neue Erde fertig sei, was aber schnell geschehen werde. Das ist ein dummes, einfältiges Weiblein, die Mutter Harder, nicht wahr? Aber sie ist köstlich vor Gott. Und Gott sei gelobt, daß er mich zu ihr geführt hat. Denn bei ihr sehe ich Christentum, bei ihr sehe ich die Bibel in ganz hellem Licht: befreit von dem Dreck der Einreden der tollen Vernunft. Ja, das ist wahres Christentum, ihr Christentum; das ist das Christentum eines Kindes, oder einer alten unwissenden — und doch in Gott weisen — Bauersfrau. Hier sehe ich das t ä g l i c h e Ersäufen des alten Adam in Tränen der Reue und Buße und das tägliche Wiederumherauskommen und Auferstehen des neuen Menschen. Ich habe auch schon geweint vor meinem Gott. Aber nun sehe ich recht, wie es

sein soll. Ich sehe es vor mir, wenn Mutter Harde durch Tränen lächelt. Helfe Gott, daß auch ich täglich meine Sünde herzlich beweine und täglich wiederum lache im Glauben an meinen herzlieben, gnädigen Heiland.

„Wie freue ich mich auf morgen, wo ich wieder Mutter Harder besuche. Bei ihr ist Friede und Freude im Heiligen Geist. Und das steckt heilsam an."

2. Wie Wilhelm das Sprüchlein lernte: „Welchen der HErr lieb hat, den züchtiget er."

Wilhelm war kein Junge mehr, sondern ein großer Kerl von 22 Jahren. Und ein schmucker Kerl war er. Einen blonden Schnurrbart hatte er, und mit seinen blauen Augen schaute er treuherzig drein. Aber ihr hättet ihn 'mal in seiner Uniform sehen sollen: gelbe Hosen, blauer Rock und hoher Tressenhut! Er war der Leibkutscher des gnädigen Herrn. Wenn er die vier schwarzen Rappen vom hohen Bocke aus an der Leine hatte, so gehorchten sie ihm wie Lämmer. Oft habe ich gesehen, wie er von der Landstraße her in schnellstem Trabe in die Schloßallee einbog und die herabfuhr wie ein Unwetter; aber vor der großen Freitreppe machte er mit Einem Ruck die Rappen stehen wie Bildsäulen. Gerade wie der gnädige Herr selbst, von welchem ich neulich erzählt habe. Ja, er war ein Kutscher wie selten einer. Zuweilen jedoch, wenn große Gesellschaft im Schlosse war, mußte er auch den Bedienten spielen und bei Tische mit aufwarten. Er hatte dann eine Bedientenuniform an: gelbe Hosen und Gamaschen, blauen Frack, weiße Halsbinde und Handschuhe. Das paßte ihm aber garnicht. Dann war er nicht in seinem Element. Dann machte er ein ziemlich dum-

mes Gesicht und gemeiniglich auch einen dummen Streich. So mußte er zum Beispiel 'mal einen großen gekochten Fisch auf einer mächtigen Platte herumreichen. Als er nun den einer Dame hinhielt, da kitzelte er mit dem Fischschwanz, der über die Platte hinausragte, einem sehr vornehmen alten Herrn die Backe. Das sah sehr komisch aus. Aber niemand durfte lachen. Und Wilhelm hätte am liebsten geweint.

Nun, dieser Wilhelm kam eines Tages auf meine Stube und sagte: „Herr Kandidat, meine Großmutter ist krank und hat sehr viel Schmerzen und möchte gerne, daß Sie sie 'mal eins besuchten."

Die Sache war die: Der Pastor, mein Pastor (also nicht der, von welchem ich im letzten Kapitel erzählt habe), der wohnte eine ganze Stunde weit ab und kam nur alle Sonntage nachmittags. Und wenn nun Kranke im Dorf waren, so pflegte ich die die Woche durch zu besuchen und dem Pastor dann Sonntags Bericht abzustatten.

Um den Abend, als meine Unterrichtsstunden aus waren, ging ich also in den Katen, in welchem Wilhelms Großmutter — und Wilhelm auch — wohnte.

Ja so, da habe ich ein Wort gebraucht, das meine Leser nicht kennen: „Katen". Was ist das? So nennt man in Mecklenburg die langen, niedrigen, einstöckigen Gebäude, in welchen die mecklenburgischen Gutsherrn ihre Tagelöhner wohnen lassen. So ein Gebäude ist oft für fünf bis sechs Familien abgeteilt. Der Fußboden besteht gewöhnlich aus hart getretenem Lehm, und die nackten Wände sind weiß getüncht — das heißt, bei reinlichen Leuten, bei andern sind sie schwarz und dreckig. Wenn eine Familie groß ist, so hat sie gewöhnlich drei Räume, eine kleine Küche, eine Stube

und eine Kammer; doch führt eine Leiter unters Dach, da können die großen Jungen schlafen.

Als ich in die Stube eintrat, da mutete mich's freundlich an. Alles war so sauber. Rote Vorhänge hingen vor den Fenstern. Die Wände waren rein und weiß. Der Fußboden war mit Silbersand bestreut. An der Wand, links von der Tür, stand ein großes Bett. Darin lag die Kranke. Man sah sie kaum. Die mit sauberen, rotgestreiften Überzügen versehenen Federbetten waren so mächtig, daß das kleine alte Großmütterchen darin fast verschwand. Und doch mußte man sie sehen. Denn ihr runzeliges Gesichtchen leuchtete so hell wie der Sonnenstrahl, den die scheidende Sonne noch ins Zimmer sandte. Der Wilhelm war auch da. Er saß in der Mitte des Zimmers auf einem Stuhl und hatte eine Pfeife im Mund, die aber nicht brannte. Seine Mutter, der alten Frau Tochter, war eben dabei, das Abendessen zu kochen und den Tisch zu decken, der zwischen den beiden Fenstern stand. Ein Vater war nicht da, der war tot.

Nun trat ich ans Bett und begrüßte die Kranke, und fragte, was ihr denn fehle? Die Gicht hatte sie. Ach ja, ihre armen Gelenke waren ganz aufgeschwollen. Bald kam auch ein Anfall. Da mußte sie stöhnen, und ihr Gesicht verzog sich vor Schmerz. Als der Anfall vorbei war, da lächelte sie wieder so freundlich wie zu Anfang, da ich eingetreten war. Sie sagte, sie freue sich so, daß ich gekommen sei, und ich möchte ihr doch 'was vorlesen. Ich nahm mein Neues Testament heraus und las ihr eine schöne JEsusgeschichte vor. Sie hörte sehr andächtig zu. Als das fertig war, wollte ich auch gerne noch etwas sagen. Aber ich wußte nicht recht, was ich sagen sollte. Auch kriegte sie wieder einen Anfall. Sobald der auch wieder vorbei war, fing ich von

Gottes Liebe an zu reden. Ich sagte, Gott habe uns arme Sünder um Christi willen lieb und wolle uns den Himmel geben, und wenn er uns züchtige, so sei das auch Liebe, denn durch solche Züchtigung wolle er uns von der Sünde weg und immer näher zu sich ziehen und im Glauben erhalten bis ans Ende. Ich sagte auch, daß wir an Gottes Liebe nie zweifeln sollten, sondern immer seinem Wort glauben, daß er uns lieb habe auch in aller Not und in allen Schmerzen. Und was ich so — stotterig genug — sagte, das ließ sich die Großmutter wohlgefallen.

Da sagte der Wilhelm auf einmal: „Herr Kandidat!"

Ich wandte mich zu ihm um.

„Herr Kandidat", sagte er, „ich glaube auch, daß der liebe Gott mich lieb hat."

„Das ist recht, Wilhelm", sagte ich.

„Ja", sagte er, „ich merk's auch, daß der liebe Gott mich lieb hat."

„Wie merken Sie denn das, Wilhelm?"

„Ich war noch nie krank. Ich bin immer stark und gesund und zufrieden", antwortete er.

Mir schien diese Antwort bedenklich. Ich nahm also meinen Stuhl und setzte mich zu Wilhelm heran und lachte ihm ins Gesicht und fragte: „Wie meinen Sie das, Wilhelm?"

„Ja", sagte er, „wenn Gott einen Menschen lieb hat, dann läßt er's ihm gut gehen, und wenn Gott einen Menschen nicht lieb hat, dann läßt er's ihm nicht gut gehen."

„Aber, Wilhelm", sagte ich ganz erstaunt, „wie ist es denn dann mit der Großmutter?"

„Die hat der liebe Gott nicht lieb", antwortete er ganz bestimmt.

„Aber, Wilhelm“, sagte ich wieder, „das ist ja stracks gegen Gottes Wort! Das sagt: ‚Welchen der HErr lieb hat, den züchtiget er.‘“

Wilhelm schüttelte den Kopf. „Das kann ich nicht einsehen. Wenn ich jemand lieb habe, so tue ich ihm nicht Böses, sondern Gutes. Und so macht's der liebe Gott auch.“

Ich fragte: „Und warum soll der liebe Gott Sie denn lieb haben und die Großmutter nicht?“

„Ich“, antwortete er, „habe immer getan, was recht ist. Ich habe meine Mutter und meine Geschwister und meine Großmutter ernährt, seit mein Vater tot ist. Ich saufe nicht, ich verbringe mein Geld nicht, ich —“

„Bin ein Narr, ein selbstgerechter Narr, der sonst ein ganz guter Kerl ist, aber von seiner Sünde und von Gottes Gnade und von Gottes Wegen nichts weiß, und der auch des Jahres nur dreimal in die Kirche geht und zu Hause in der Bibel nicht liest und also nichts wissen kann“, so fiel ich ihm ins Wort. Und dann hielt ich ihm eine ziemliche Rede, die ihn überzeugen sollte, wie es mit Gottes Liebe sich eigentlich halte.

Bös wurde der Wilhelm nicht. Aber er nickte so plattdeutsch trotzig mit dem Kopf und sagte: „Und ich glaube doch, was ich glaube.“

„Na, denn man to“, sagte ich, und nahm meinen Abschied. —

Die liebe Großmutter besuchte ich noch manches Mal, bis sie endlich besser und auf und herum war.

Nach etlichen Wochen merkte ich, daß der Wilhelm auf dem Hofe fehlte. Und bald kam seine Schwester: „Herr Kandidat, der Wilhelm ist krank und möchte gern, daß Sie ihn 'mal eins besuchten.“

„Ja, ja, ich komme“ sagte ich.

Als ich in die Nähe des Katen kam, da hörte ich den Wilhelm schon. Er brüllte aus Leibeskräften. Ich fand ihn in demselben Bett, in welchem dazumal die Großmutter gelegen hatte. Die war nun auf und pflegte ihn. Die Mutter war auf der Arbeit.

„Guten Tag, Wilhelm“, sagte ich, „krank?“

„Ooooh! Rrrrr! Auuuh! Gu'n Dag! Huh! Ick kan't gornich mihr utholen! O Gott, o Gott, erbarm dich doch! A—uuh!“ so brüllte, knirschte, jammerte der Wilhelm in großen Schmerzen.

„Der Wilhelm hat die Gicht, gerade wie ich sie hatte“, sagte die Großmutter.

„Er scheint sie aber schlimmer zu haben wie Ihr, Großmutter“, sagte ich, „denn Ihr habt doch nicht so geschrieen.“

„Ooooh! Aaaah!“ sagte Wilhelm, denn gerade eben ging der Anfall vorüber.

„Die jungen Leute sind die Schmerzen nicht so gewohnt, wie die Alten“, antwortete die Großmutter ganz freundlich und mitleidig.

„Dat is to dull!“ sagte Wilhelm.

Nun fiel mir leider gerade ein, wie vor einigen Wochen der gute Wilhelm da so gesund und gescheit auf dem Stuhle gesessen und von der Liebe Gottes gefaselt hatte. Und ich mußte lachen. Jetzt, wo ich ein alter Pastor bin, würde ich das wohl nicht tun. Aber damals — da ging's nicht anders. Ich lachte ihm gerade ins Gesicht. „Wen hat der liebe Gott denn jetzt lieb, Wilhelm, die Großmutter oder Sie?“ fragte ich ihn.

Es scheint, daß der Wilhelm auch schon an seine Dumm-

heit von damals gedacht hatte. Wenigstens sagte er gleich: „Ach, ich weiß wohl; ich habe damals nicht recht geredet.“

Ich ließ ihn indes so leicht nicht los. Jetzt würde ich milder sein. Aber dazumal sagte ich: „Aber, Wilhelm, wie kommt der liebe Gott denn dazu, daß er einem so guten Menschen wie Ihnen Böses tut?“

Da kam wieder ein Anfall. Indes brüllte der Wilhelm diesmal nicht so laut. Er biß in die Bettdecke und krümmte sich und stöhnte und ächzte.

Nun tat er mir doch leid. Und als er wieder Luft kriegte, da hielt ich ihm ganz mildiglich eine kleine Rede von unserer Sünde und von der Liebe Gottes und davon, wie der liebe Gott gerade die züchtigt, die er recht herzlich lieb hat. Auch las ich ihm aus dem zwölften Kapitel des Hebräerbriefes die ersten elf Verse vor. — Das nahm der Wilhelm auch alles ganz nett an.

Aber er mußte doch noch durch lange Wochen und unter vielen Schmerzen an dem Sprüchlein lernen: „Welchen der HErr lieb hat, den züchtiget er“. Endlich kam er wieder auf den Bock und zu seinen schwarzen Rappen.

Hier fällt mir eben noch etwas ein. Mein Freund, der Heinrich, predigte am Sonntage nach Weihnachten in der leeren Kirche zu L. Ich erinnere genau, wie er seine Predigt anfing. So: „Geliebte in dem HErrn! Der Tautropfen der Festfreude zittert noch im Kelch der Weihnachtsblume. Und schon dringt ein Schwert durch unsere Seele.“ Und in diesem Stile ging's weiter. Er predigte nämlich über das Evangelium Luk. 2, 33—40. In dem, was er so hochtrabend sagte, war in Wahrheit garnichts. Ein paar Tage darauf besuchte ich Wilhelms Großmutter, die wieder Rheumatismus hatte. Ich sagte: „Großmutter, wieder

krank? Sie sind doch Sonntag noch in der Kirche gewesen. Hat Ihnen die Predigt gefallen?" Sie antwortete: „Die Predigt war sehr schön." Ich: „Was hat der Prediger denn gesagt?" Sie: „Ja, das weiß ich nicht, ich habe kein Wort davon verstanden." Ich: „Na, dat is ook man goot! Bleiben Sie nur bei Gottes Wort, was Sie verstehen können. Der Prediger hat das nicht gepredigt."

3. Das Ende der alten Hexe.

In unserem Dorfe war eine alte Hexe.

„Eine alte Hexe?"

Ja, ja, eine alte Hexe.

„Ach, du machst ja wohl Spaß! Es gibt doch keine Hexen! Das ist ja bloß so ein alter Aberglaube. Heutzutage glaubt doch kein Mensch mehr an Hexen."

So? Glaubt heutzutage kein Mensch mehr an Hexen?

„Nein."

Da bist du ganz gewaltig auf dem Holzwege. Heutzutage glauben noch ganze Haufen von Leuten an Hexen.

„Ja, vielleicht in Deutschland unter den dummen Bauern. Aber hier in Amerika glaubt man doch solche Dinge nicht."

Nicht? Was sind denn hier in Amerika die Wahrsagerinnen oder "fortune tellers", die für 50 Cents, oder mehr, verborgene und zukünftige Dinge offenbaren? Und was sind die, die Krankheiten durch Besprechen heilen? Das sind Hexen. Und die machen viel Geld. Und daß sie viel Geld machen, das zeigt, daß viele Leute an sie glauben. Hier in Amerika. Well?

„Hm!"

Ja: „Hm!" — Also in unserem Dorfe war eine alte Hexe. Hast du noch 'was zu bemerken?

„Erzähle nur weiter."

Gut. In unserem Dorfe war also eine alte Hexe. Eigentlich war sie nicht im Dorfe, sondern wohnte etwas seitab, auf einer Art von Heide, in einem kleinen Häuschen für sich ganz allein. Es war eine alte dürre Frau mit bösen, stechenden Augen und einer langen krummen Nase, und die Nase und die Backen waren rot und voll häßlichen eiterigen Ausschlags.

„Jetzt willst du uns aber doch etwas weismachen!"

Nein, ich will nicht. Gerade so sah sie aus. Und alle Leute hatten Angst vor ihr. Wenn irgendwo das Vieh krank wurde, so sagte man: „Das hat die alte Hexe getan!" Aber wenn jemand krank war und wollte gesund werden, so schlich er sich doch abends im Dunkeln zu der alten Hexe hin und ließ sich von ihr besprechen. Das heißt, wenn er noch schleichen konnte. Sonst ließ er die alte Hexe holen. Einmal wurde der Stall im herrschaftlichen Hofe neu gedeckt — er kriegte ein neues Ziegeldach. Und da fiel ein Ziegel unserer Phiti gerade auf den Kopf. Und das Blut spritzte und spritzte und ließ sich nicht stillen. Eine Ader war durchgeschlagen. Ein Doktor war nicht zur Hand. Wir waren alle in großer Angst. Die Mama weinte. Wir wußten wirklich nicht, was wir tun sollten. Da sagte die Mama zu Wilhelm (das war der Kutscher): „Wilhelm, hol schnell die alte Hexe!"

Ich sagte: „Ach, Frau von H., tun Sie das doch nicht! Mit Gottes Hilfe werden wir das Blut schon aufhalten, bis der Doktor kommt."

Sie antwortete: „Bis dahin kann mein Kind tot sein. Und die alte Frau kann helfen. Wilhelm, fort!"

Wilhelm eilte fort und holte die alte Hexe. Und die stillte das Blut mit ihrem Besprechen. Wenigsten hörte das Blut auf zu fließen. Das ist gewiß. Das habe ich gesehn.

O, die Leute gebrauchten die alte Hexe sehr viel. Wenn jemand auf den andern einen Groll hatte, so ging er zu der alten Hexe und gab ihr Geld, daß sie durch ihre Zaubermittel dem schaden sollte. Wenn einem 'was gestohlen war, so ging er zu der alten Hexe, und die mußte den Dieb durch allerlei geheimnisvolle Mittel ausfindig machen. Burschen und Mädchen ließen sich von ihr die Zukunft voraussagen. Und ich mag gar nicht alles erzählen, was die Hexe sonst noch tat.

Auf einmal sah man die alte Hexe nicht mehr. Sie ging nicht mehr aus dem Hause heraus. Sie ließ auch niemand mehr zu sich hereinkommen. Nur ein Mädchen, welches mit ihr irgendwie verwandt war und keinen guten Ruf hatte, das ging alle Tage zu ihr. Zuletzt blieb es ganz bei ihr.

Die alte Hexe war krank.

Man sagte, sie habe den Krebs im Gesicht, und der fresse ihr das ganze Gesicht weg. Aber genau wußte man es nicht.

Nach einer Weile, eines Tages, sah man den Wagen des alten guten Pastors durch's Dorf fahren auf das Haus der alten Hexe zu. Und da hielt er. Und der Pastor stieg aus und ging hinein. Und blieb lange drin. Da wunderten sich die Leute sehr. „Wat het de Paster bi de olle Hex to dohn?“ So sagten selbst die, die die alte Hexe selbst gebraucht hatten.

Und der Pastor kam wieder und wieder. Zuletzt fragte ich ihn, was er denn bei der alten Hexe mache? Da sagte

er: „Kommen Sie nächsten Sonntag-Nachmittag nach der Kirche mit mir; dann werden Sie sehn, was ich da mache."

Nach der Kirche ging ich zum Pastor in die Sakristei. „Herr Pastor, ich wollte gern mit Ihnen zu der alten Hexe gehen, wie Sie mir erlaubt haben."

„Ja", antwortete er, „ich will Sie als meinen Küster mitnehmen. Ich will der alten Frau das heilige Abendmahl reichen. Sie ist dem Tode nahe."

„Was?" sagte ich, „das heilige Abendmahl? der alten Hexe?"

Er sah mich ernst an. „Hier", sagte er, „nehmen Sie die Abendmahlsgeräte und kommen Sie mit."

Ich ging schweigend mit. Ich trug alles, was zum heiligen Abendmahl gehörte. Wir traten ins Haus. Wir *traten* in die Stube der alten — nein, nun will ich nicht mehr sagen „Hexe" — der alten Frau. Sie saß mitten in der Stube auf einem Stuhl. Sie hatte ein schwarzes Kleid an. Um Hals, Schultern und Brust hatte sie ein weißes Tuch. Die ganze Stube war rein und ordentlich. Aber wie — o wie sah die alte Frau aus! So etwas hatte ich bisher nie gesehn! So etwas habe ich auch seitdem nie wieder gesehn! Die Nase war ganz fort. Der nackte Knochen guckte heraus. Die Backen neben der Nase waren weggefressen. Und das Schrecklichste war, daß die Lippen auch weggefressen waren. Da sah man das ganze Gebiß, wie bei einem Totenkopf. Und der Geruch! Ich mußte mich abwenden. Ich hatte ordentlich Angst, daß ich umfallen würde. Ich ging ans offene Fenster. Dann machte ich den sauber gedeckten Tisch zum Altar, indem ich die Abendmahlsgeräte drauf stellte.

Nun fing der alte Pastor zu reden an. Ganz freund-

lich, aber doch sehr ernst sprach er. Er sagte zu der Frau, sie habe ja durch Gottes Gnade ihre Sünde erkannt; sie habe auch den HErrn JEsum und sein Heilandserbarmen erkannt; sie wisse auch, was das heilige Abendmahl sei: ein Gnadenmittel, in welchem uns unter Brot und Wein Christi Leib und Blut gegeben werde zur Vergebung der Sünden; sie habe das heilige Sakrament verlangt; da sei es nun; sie solle nun ihre Beichte ablegen und ihre Sünden bekennen und mit gläubiger Zuversicht die Gnade Gottes begehren. Mich habe er mitgebracht, weil er in diesem sonderlichen Falle einen Zeugen haben wolle.

In dieser Weise sprach der Pastor.

Und nun fing die alte Frau zu beichten an. O mein Gott, was für eine Beichte war das! Sie beklagte mit hohler, schrecklich klingender Stimme, daß sie sich seit vielen, vielen Jahren dem Teufel ergeben habe, daß sie die Leute mit ihrer Zauberei verführt und betrogen habe, und daß sie dabei Gottes Namen und Wort auf das schändlichste mißbraucht habe. Sie erzählte unter Tränen manch entsetzliche Dinge, die sie getan, und die ich hier nicht wiedererzählen kann. Zum Beispiel aber bekannte sie, daß sie öfters die Leichen von kleinen, ohne Taufe gestorbenen oder tot geborenen Kindern ausgegraben und denen die Finger abgeschnitten habe, um damit Zauberei zu treiben. Tausendfach, sagte sie, habe sie die Hölle verdient. Aber auf Gottes Wort hin getröste sie sich dennoch der Gnade des HErrn JEsu Christi. Sie wisse auf das allergewisseste, daß ihr Heiland auch sie noch annehmen werde, ja, schon angenommen habe. Und nun begehre sie die heilige Absolution und das heilige Abendmahl, das sie so lange, lange Jahre nicht empfangen habe.

Nach diesem las der Pastor den 32. Psalm und betete und absolvierte die arme Sünderin und reichte ihr das heilige Sakrament.

Ach, es war kaum möglich, ihr Brot und Wein zu geben. Die Hostie legte der Pastor ihr auf die auch angefressene Zunge, den Wein flößte er ihr ein, indem er ihren Kopf nach hinten beugte, denn sie hatte ja keine Lippen.

Als die heilige Handlung vollendet und das Schlußgebet gesprochen war, bat die Kranke, der Gemeinde zu sagen, daß sie alle, die sie geärgert und verführt habe, um Christi willen bäte, ihr doch zu vergeben.

Dann schieden wir.

Ich besuchte sie noch ein paarmal.

Nach kurzer Zeit starb sie in Frieden.

Das war das Ende der alten Hexe.

Gott ist sehr gnädig.

---

8. Zwei verschiedene Geschichten.

1. Die Schweinetrine und der Ochsenjochen.

Auf dem herrschaftlichen Hofe diente ein Mädchen, das hieß Katharina. Aber kein Mensch nannte sie so. Auch sie selbst nannte sich nicht so. Sie selbst nannte sich Trine. Und die Leute auf dem Hofe und in dem Dorfe nannten sie die Schweinetrine, oder, wie sie auf plattdeutsch sagten, die Swintrin. So wurde sie aber nicht deshalb genannt, weil sie etwa dreckig war wie ein Schwein. Nein. Sie war so sauber, wie die meisten andern auch. Sondern sie hatte diesen Namen deshalb gekriegt, weil sie die herrschaftlichen Schweine zu füttern hatte. Alles, was in der Schloßküche abfiel und übrig blieb, das hatte die Trine den Schweinen zu bringen. Das war ihr Amt. Und daher kam der Name. Schön war die liebe Trine nicht. Sie war breit und knochig und hatte ein rotes Gesicht mit einem sehr großen Mund und dicken Lippen. Aber dafür konnte sie ja nicht. Und jung war sie auch nicht. Sie war so zwischen vierzig und fünfundvierzig. Dafür konnte sie aber auch nicht.

Sodann diente auf dem Hofe ein Mann, der hieß Joachim. Doch auch er kriegte diesen seinen eigentlichen Namen nie ganz recht zu hören. Jochen nannten ihn seine Freunde, und Jochen nannte er sich selbst. Redete man aber nicht zu ihm, sondern von ihm, so nannte man ihn den Ochsenjochen. Warum denn das? Weil er die herrschaftlichen Ochsen zu füttern und sonst zu besorgen hatte. Der

Jochen war noch viel weniger schön und jung, als die Trine. Er war ein alter, häßlicher, dreckiger Kerl von etwa sechzig Jahren, und aus den Mundwinkeln lief ihm immer braune Kautabaksjauche die Runzeln herab. Dabei fluchte er wie ein Türke und ging niemals in die Kirche.

„Herr Zorn", sagte eines Tages die Hausdame zu mir, „Sie sollten die Schweinetrine doch 'mal besuchen, sie hat die Kopfrose und ist sehr krank, und man meint, daß sie sterben muß."

Ich ging sofort in das „Basement" des Schlosses, wo die Dienerschaft wohnte, und fragte nach der Trine. Man führte mich in ihre Stube. Sie lag im Bett und sah schrecklich aus und hatte offenbar hohes Fieber. Ich redete sie freundlich und teilnehmend an. Ich sprach zu ihr von dem, der der rechte Helfer ist. Ich bat sie, auf den zu vertrauen im Leben und Sterben. Zuletzt fragte ich sie, ob ich nicht mit ihr beten solle?

„Ne", sagte sie.

„Aber, Trine, warum denn nicht?"

„Der Ochsenjochen kommt gleich, und der wird mir helfen", antwortete sie.

Ich wußte gar nicht, was sie nur meinte. „Wie kann der Ochsenjochen denn helfen, Trine?"

„Der wird mich besprechen", sagte sie.

Und es war gar nichts mit ihr zu machen. Sie wollte von nichts und von niemand etwas wissen, als von dem Ochsenjochen und seinem Besprechen. Ich mußte endlich gehen.

Nachher erkundigte ich mich, ob der Ochsenjochen dagewesen sei, und was er gemacht habe?

Ja, der Ochsenjochen war gekommen. Und er hatte

die Trine ein Stückchen roten Seidenfadens hinunterschlucken lassen, und hatte ihr dreimal auf den Kopf gespuckt, und hatte ihr drei Kreuze über den geschlagen, und hatte ein Beschwörungsverslein gesagt und hatte dazu gesprochen: „Im Namen des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes. Amen." Und dafür hatte die Trine ihm ein Stück Geld gegeben.

Und den andern Tag sah ich mit meinen eigenen, leibhaftigen Augen die Schweinetrine vom „Basement" des Schlosses zu den Schweineställen gehen, und in jeder Hand hatte sie einen schweren Eimer voll Abfall. —

Zu dieser Geschichte, meine Freunde, muß ich aber doch etwas sagen.

Was der Trine eigentlich geholfen hat, das weiß ich nicht. Vielleicht das Stück roten Seidenfadens? Oder die auf den Kopf gespuckte Kautabaksjauche? Oder die starke Einbildung, daß das Besprechen helfen werde? Oder der Teufel, der hinter solchem Besprechen und Zaubern steckt? Wie gesagt — ich weiß es nicht. Nur daß der liebe Gott auf solche Weise nicht helfen will, das weiß ich gewiß. Denn das, was der Ochsenjochen an der Schweinetrine tat, das war das im zweiten Gebote verbotene Zaubern bei dem Namen Gottes. Der Ochsenjochen gebrauchte den Namen Gottes, als er die Trine heilte, das ist richtig; aber er gebrauchte den Namen Gottes nicht auf gläubige, sondern auf abergläubische Weise, er mißbrauchte den Namen Gottes. Wenn einer flucht oder falsch schwört, dann gebraucht er auch den Namen Gottes dabei, aber er mißbraucht ihn, nicht wahr? So ist es auch beim Besprechen. Tabaksjauche auf den Kopf spucken, drei Kreuze schlagen, eine Beschwörung sprechen und dann den heiligen Gottesnamen dabei nennen

— pfui, was ist das für ein greulicher Mißbrauch des Namens Gottes! Sollte Gott seinen Namen zu solchem abergläubischen Hokuspokus geben und dadurch helfen wollen? Gewiß nicht! Im Gegenteil: Er verbietet streng solchen Mißbrauch seines heiligen Namens.

„Ah bah," sagt mancher, „wenns man hilft!"

O du unartiger und gottloser Mensch! Meinst du, daß du alles tun darfst, was hilft? Stehlen hilft auch. Darfst du stehlen?

Lieber, höre, was ich sage. Wenn du krank bist, so rufe im Glauben den HErrn JEsum an, daß er dich gesund machen wolle, so es sein heiliger Wille ist. Und dann gebrauche in Gottes Namen auch einen vernünftigen Arzt und seine Medizin, oder was er sonst an dir tut. Aber von dem Teufelswerk des Besprechens halte dich fern! Ehe du dir dadurch helfen läßt, stirb lieber. Selig Sterben ist nichts Böses.

2. Sprüche 23, 13. 14.

„Kinder, Herr Zorn, Kinder sollten einzig und allein mit Liebe und mit Gebet erzogen werden. Kinder sollten aus dem Munde ihrer Eltern und ihrer Erzieher niemals ein Scheltwort hören. Und gar schlagen — schlagen sollte man Kinder unter gar keinen Umständen! Das Gemüt eines Kindes ist weich und bildsam wie Wachs. Durch Schelten und Schlagen würde es verhärtet. Durch liebevolle Behandlung kann man es zu allem Guten bilden. Und durch anhaltendes und gläubiges Gebet erlangt man dazu Gottes Segen, an dem ja alles gelegen ist."

„Ich kann leider nicht ganz mit Ihnen einverstanden sein, Frau Pastorin. Daß Kinder mit Liebe und mit Gebet

erzogen werden müssen, das glaube ich auch. Aber das schließt doch nicht aus, daß Kinder, wenn sie 'mal recht unartig und garstig sind, gescholten und auch körperlich gezüchtigt werden sollen."

Die Frau Pastorin schüttelte den Kopf und machte eine abwehrende Handbewegung.

Ich fuhr fort: „Das Schelten und Schlagen der Kinder darf von den Eltern und Erziehern freilich nicht in fleischlichem Eifer und nicht in Hitze und Wut geschehen. Es muß in Liebe und Maßhaltung geschehen. Aber geschehen muß es."

„Nein, nein, Herr Zorn, nie schelten, nie schlagen!" sagte die Frau Pastorin und zog dabei ihr Söhnchen und ihr Töchterchen in ihre Arme, als wollte sie dieselben vor mir schützen.

Ich wurde etwas lebhaft. Ich kam in Eifer. „Kinder, Frau Pastorin, leben ohne Sorgen, werden von treuen Müttern gehegt, gepflegt, behütet, bewahrt. Erwachsene haben mancherlei Sorgen und Kümmernisse, mancherlei Nöte und Leiden auszustehen, von denen Kinder nichts wissen. Auf diese Weise züchtigt die Vaterhand Gottes in treuer Liebe die Erwachsenen. Und dadurch werden die Herzen der erwachsenen Kinder Gottes nicht verhärtet, sondern im Gegenteil erweicht. Kinder, die noch unter ihrer Eltern Händen sind, sollen von diesen Elternhänden in Liebe gezüchtigt werden, so oft es nötig ist; und dadurch werden auch sie nicht verhärtet, sondern im Gegenteil erweicht."

„O, Herr Zorn, glauben Sie mir, Sie sind im Irrtum!" sagte die Frau Pastorin, ganz ängstlich gemacht durch meine etwas schnell hervorgesprudelte Rede.

„Ich bin nicht im Irrtum, Frau Pastorin. Ich habe

recht. Ich berufe mich auf Gottes Wort. Gottes Wort sagt: ‚Laß nicht ab, den Knaben zu züchtigen; denn wo du ihn mit der Rute hauest, so darf man ihn nicht töten. Du hauest ihn mit der Rute; aber du errettest seine Seele von der Hölle.‘ Ich kann Ihnen noch mehr Sprüche anführen, wenn Sie mir gefälligst eine Bibel reichen wollen.“

Die Frau Pastorin reichte mir aber keine Bibel. Sie wurde—wie soll ich sagen?—sie wurde ein wenig betrübt, vielleicht ein ganz klein wenig beleidigt. Auch wußte sie wohl nicht recht, was sie auf meine letzte Rede erwidern sollte. Sie stand daher auf und sagte: „Nun, wir wollen uns nicht länger streiten. Ich kann jedenfalls das sagen, daß meine Kinder durch Liebe und Gebet sehr wohl erzogen worden sind. Und ich werde bei meinen Grundsätzen bleiben. Jetzt aber muß ich Mama helfen, den Teetisch zu decken.“ Mit diesen Worten ging sie, an jeder Hand eins ihrer Kinder haltend, hinaus. —

Vorstehendes Gespräch*) fand statt im Hause und in der Wohnstube meines lieben alten Pastors. Und die Frau Pastorin, die ihre Kinder so liebevoll erzog, das war nicht die Frau des alten Pastors, sondern dessen Tochter, die im Lauenburgischen mit einem Pastor verheiratet und mit ihren beiden Kindern auf Besuch im Elternhause war. Schon oft war mir von Pastors von dieser Tochter gesagt worden, wie ganz sonderlich trefflich und nett sie sei und wie sie ihre beiden Kinder so trefflich und nett erziehe. „Die müssen Sie kennen lernen, Herr Zorn, sie kommt nächsten Sonnabend; kommen Sie nächsten Montag-Abend zum Tee,“ so

*) Ich habe alte an meine Mutter gerichtete Briefe in meinem Besitz. In denen habe ich allerlei Erlebnisse brühwarm berichtet.

hatte bei meinem letzten Besuch—ich machte alle Woche einen Besuch im Pfarrhause—die alte Frau Pastorin zu mir gesagt. Und als der Montag kam, und nachdem ich meinen Unterricht vollendet und zu Mittag gegessen hatte, da, um vier Uhr, ließ ich meinen Schimmel satteln und zog meinen neuen Rock an und ritt nach N., wo Pastors wohnten. Und ich wurde der Frau Pastorin, die auf Besuch da war, vorgestellt. Und es war wirklich eine nette kleine Frau, und ihre Kinder waren auch nett, so weit ich auf den ersten Blick sehen konnte. Und weil ich Hauslehrer und Erzieher war, so brachte die kleine Frau Pastor die Rede auf Kindererziehung, und da kam es denn zu vermeldetem Gespräch. —

Nachdem sie, wie erzählt, das Zimmer verlassen hatte, plauderte ich eine Weile mit dem alten Pastor, bis wir — es dauerte nicht lange — zum Tee gerufen wurden.

Bei Tische saß, wie sich's gebührte, der Hausherr obenan. Ihm gegenüber die Hausfrau. An der einen Langseite des Tisches saß die kleine Frau Pastor neben ihrem Vater, und dann folgte ihr Töchterlein, und dann Fräulein Sophie, eine Tochter des Hauses. Auf der andern Langseite des Tisches saß, der kleinen Frau Pastor gegenüber, ich, neben mir saß das Söhnlein von Lauenburg, und neben dem Fräulein Anna, die andere Tochter des Hauses. Nach dem vom Pastor gesprochenen Tischgebet machten wir uns mit gutem Appetit über die guten Dinge her, die auf dem Tische standen. In Mecklenburg, scheint mir, hat man allgemein einen guten Appetit, und es gibt da auch gute Dinge zu essen.

So waren wir fröhlich und guter Dinge. Und ich war recht freundlich gegen meinen kleinen Nachbar. Und er wurde immer zutraulicher gegen mich.

Ich bitte, nicht zu vergessen, daß ich einen neuen Rock

anhatte. Und dieser neue Rock war, mit Ausnahme meines Fracks, der einzige anständige Rock, den ich armer Kerl überhaupt besaß.

Das Lauenburgische Büblein—es war etwa sechs Jahre alt—wurde noch immer zutraulicher gegen mich. Ich durfte ihm ein Stück Butterbrot schmieren, ich durfte ihm ein Stück geräucherte Gänsebrust auf den Teller legen und zerschneiden, ich durfte ihm ein Stück Kuchen geben und wer weiß was mehr.

Auf einmal, ohne weitere Warnung, steckte das Büblein seinen Finger in die auf dem Tische stehende Butter und schmierte sie mir auf meinen Rockärmel. Und sah mich freundlich an und lachte.

Ich sah einen Augenblick das Büblein an. In seinen freundlichen und lachenden Augen lauerte offenbar freche Unart. Kennt ihr solchen Blick in Kinderaugen, liebe Leser?

Dann sah ich meinen Rockärmel an. Ja, auf dem saß ein tüchtiger Wischer.

Dann sah ich die Mutter des Bübleins an. Die machte ein ganz unglückliches Gesicht und senkte das Haupt. Mir kam sofort der Gedanke: „Die betet jetzt für ihr Kind." Sie sagte nichts.

Dann sagte ich zu dem Büblein: „Das mußt du nicht tun. Sieh, du verdirbst mir meinen Rock."

Aber das Büblein streckte abermals seinen Finger aus, tauchte ihn abermals in die Butter und — — ja, diesmal hielt ich ihm aber die Hand fest.

Da wehrte sich das Büblein und wollte mit der andern Hand in die Butter. Auch die hielt ich fest. Da wurde das Büblein unfreundlich und schrie und trat mich mit den Füßen.

Da sagte ich zu der kleinen Mama: „Frau Pastorin, ich glaube, hier ist doch etwas anderes von Gott befohlen, als Liebe und Gebet.“

Da sagte sie: „Ach komm, mein Kind!“ und stand auf und führte ihr schreiendes Kind zur Stube hinaus.

Der alte Pastor schüttelte das Haupt. Die alte Frau Pastorin sagte: „Lassen Sie die Butter jetzt sitzen, Herr Zorn, und essen Sie sich satt. Nachher lege ich einen Bolzen in den Ofen und bügele die Butter aus dem Rock heraus in Löschpapier hinein.“

Und so geschah's.

Die kleine Frau Pastor zeigte sich den Abend nicht wieder.

Und ich sage, der liebe Gott hat recht in dem, was er Sprüche 23, 13. 14. sagt. Er hat überhaupt immer recht.

---

9. Ende der Hauslehrerei.

Erinnert ihr, lieben Leser, wie mir vom Konsistorium der Pfalz mein durch die Preisarbeit verdientes Geld weggenommen war? und wie ich mich auf die Marc. 10, 29. 30 geschriebene Zusage des HErrn JEsu verlassen hatte? Aber eine ganze Weile kam nichts. Ich dachte: „Wie lange will mich der HErr JEsus Hauslehrer bleiben lassen?" Meine liebe gute Mutter, welcher ich solche Gedanken schrieb, und welche meinen Austritt aus der pfälzischen Kirche nicht recht hatte begreifen können, antwortete mir: „Gott straft dich für deine Voreiligkeit." Aber bald tat ihr das Wort leid, und sie schrieb: „Der HErr JEsus wird für dich sorgen!"

Und nun, in den ersten Monaten des Jahres 1869, im Lauf des zweiten Jahres meiner Hauslehrerei, da kam es. Und es kam in Haufen.

Zuerst erhielt ich einen Brief von dem Professor von Z. in Erlangen. Der schrieb mir, ich solle getrost meine Sachen packen und zu ihm in sein „Studienhaus" kommen. Da könne ich umsonst wohnen. Für Essen und Trinken wolle er auch sorgen. Und er werde das nicht anders ansehen, als wie wenn er einen Engel Gottes beherberge. — Das war das Erste. Aber nach Erlangen wollte ich aus erklärlichen Gründen nicht gern gehen. So dankte ich denn dem Professor auf das allerherzlichste, lehnte aber sein Anerbieten ab.

Sodann erhielt ich von Herrn Pfarrer Brunn in Steeden die Aufforderung, nach Amerika, und zwar nach St. Louis im Staate Missouri zu gehen, um dort meine Studien zu vollenden und ein Predigtamt in der Missourisynode zu

haben. Er nannte mir Zeit und Ort, da mehrere seiner Zöglinge abreisen werden, und sagte, ich solle da mitgehn.— Das war das Zweite. Aber ich wußte kaum, was St. Louis war, und von der Missourisynode hatte ich nie etwas gehört, am allerwenigsten von Pfarrer Brunn. Ich lehnte ab.

Dann, um dieselbe Zeit, ließ mir ein reicher Papierfabrikbesitzer in Württemberg sagen, er habe von meinem Geldverlust gehört, er selbst verstehe zwar solche kirchlichen Sachen nicht, aber es sei eine Schande, daß man mir wegen meines Glaubens das Geld genommen habe; ich solle seine Kasse als die meine ansehen und nur sagen, wie viel ich brauche; wenn ich später mal Geld haben werde, so könne ich es ja wieder recht machen. — Das war das Dritte.



Professor Dr. v. Z.

Nun war ich hocherstaunt und über die Maßen froh und dem HErrn dankbar, daß er sein Wort so überreichlich erfüllte. Wiewohl ich nicht ahnte, daß, wie bald gezeigt werden soll, noch mehr kommen würde. Ich nahm das Anerbieten des Fabrikherrn an, teilte ihm aber etwas zaghaft mit, daß ich, um ganz fertig zu werden, wenigstens 500 Taler brauchen werde, und fragte ihn, ob er das auch bedacht habe? Er antwortete: „So oft Sie Geld brauchen, schreiben Sie, und ich sende es. Hier sind für den Anfang 100

Taler.“ Und im Brief war eine Anweisung für 100 Taler. Nun kündigte ich meinem lieben Herrn von H. Er sagte, es tue ihm sehr leid, aber es sei in der Ordnung. „Nur müssen Sie uns einen andern Hauslehrer verschaffen, einen ordentlichen christlichen Mann.“ Das tat ich auch durch Vermittlung des Professors Delitzsch, der inzwischen nach Leipzig berufen worden war. Der schrieb mir auch, daß ich nach Leipzig kommen solle, um da meine Studien zu vollenden.



Der württembergische Fabrikherr.

Und ich packte meine Sachen und sandte sie nach Leipzig unter der Adresse des Herrn Professor Delitzsch, der für eine Wohnung sorgen wollte. Über dem Packen fiel ich öfters in Ohnmachten.

Ich selbst reiste hocherfreut, aber doch nach tränenvollem Abschied, zu Pastor S., dem bei meinem ersten Besuch das Mariechen so schön geantwortet hatte, und den jeder Leser kennt. Bei dem wollte ich den Rest der Passionszeit und das Osterfest zubringen und mich erholen. Denn ich war ein schwaches und elendes Gerippe geworden von vielem Wachen und Studieren.

Und da, das will ich jetzt gleich sagen, kam das Vierte, das der HErr JEsus für mich bereit hatte. Denn er war

immer noch nicht fertig mit der Erfüllung seiner Verheißung. Ich hatte gedacht, er habe schon schier zuviel getan. Aber er dachte offenbar anders. Da kam nämlich ein Brief von dem Direktor der Leipziger Mission, daß ich während meiner Studienzeit in Leipzig im Missionshause wohnen möchte, frei und umsonst, es solle mir Kost und Logis und Kleidung und sogar noch wöchentlich etwas Taschengeld gegeben werden. „O HErr JEsu!“ Nur so konnte ich sagen. Der Direktor schrieb ferner: „Wir wollen uns in der Zeit besehn, wir Sie und Sie uns; und wenn wir uns dann gefallen, so gehn Sie als Missionar nach Indien.“

Dies nahm ich an. Und das mit Freuden. Denn nun hatte ich nicht nur überreichliche Mittel, mein Studium zu vollenden, sondern auch noch einen Ersatz für meine verlassene Kirchenheimat.

Ach ja, wenn ich überlege,
Mit was Lieb und Gütigkeit
Du durch so viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch den Grund hier zu ergründen.
Tausend-, tausendmal sei dir,
Großer König, Dank dafür!

Ich will aber doch erzählen, wie es geschehen ist, daß der Brief des Missionsdirektors an mich gekommen ist.

Pastor S. fragte mich bald nach meiner Ankunft da, in welcher Kirche ich denn eine Anstellung suchen wolle, nachdem ich mein Studium vollendet habe? Ich sagte: „In der holsteinischen, oder auch in der mecklenburgischen, oder vielleicht in der bayrischen Landeskirche.“ Er sagte: „Du hast die

unierte Kirche um des Bekenntnisses willen verlassen. Aber glaubst du, daß die Zustände in irgend einer lutherischen Landeskirche wesentlich besser sind als die in der unierten Kirche? In den lutherischen Landeskirchen steht das lutherische Bekenntnis auf dem Papier und hat rechtliche Geltung, das ist wahr. Aber in der Praxis lehrt jeder Professor und predigt jeder Pastor, was er will. Wenn du in eine lutherische Landeskirche eintrittst, so kommst du aus dem Regen in die Traufe. Warum wirst du nicht Missionar? Da bist du fern von allem Kirchengetriebe und kannst fröhlich deinem HErrn dienen." Ich sagte: „Ich will jetzt studieren und sehn, wie der HErr JEsus mich führt. Selbst will ich meine Wege nicht wählen."

Der Pastor brach das Gespräch ab, schrieb aber, wie er mir später bekannte, an den Direktor der Leipziger Mission und machte ihn auf mich aufmerksam. Der erkundigte sich bei Professor Delitzsch über mich und schrieb dann.

Bei Pastor S. futterte ich mich nach Leib und Seele ordentlich heraus. Es waren unbeschreiblich schöne Wochen!

Ein merkwürdiger Mann! Eines Abends kam ich von einem Besuche bei dem „alten Herrn" zu Hause, als die Familie gerade bei der Andacht war. Beim Lesen des göttlichen Wortes standen alle, und ich stellte mich dazu. Da sank ich denn in eine Ohnmacht. Hörte nur noch, wie der Pastor sagte: „Laßt ihn liegen. Gottesdienst geht vor Herrendienst." Als die Andacht aus war, half er mir.

So hielt er es aber auch mit seiner eigenen Person. Eins seiner Kinder lag an einem Sonntagmorgen am Sterben. Er ging auf die Kanzel. Als er auf der Kanzel war, kam ein Bote und sagte, daß das Kind gestorben sei. Er

sagte: „Ich komme, wenn ich fertig bin.“ Und er hatte sein Kind so sehr lieb!

Nach einer Andacht abends redete ich ihn an, um mir eine Sache, die mir bei der Andacht aufgefallen war, erklären zu lassen. Er sagte: „Schweig! Wenn Gott geredet hat, sollen Menschen still sein.“ Ich setzte mich auf einen Stuhl und nahm ein Buch. Er stand vor seinem Pult. Aber es dauerte nicht lange. Bald waren wir in einem Gespräch über Dinge des göttlichen Wortes; und das wurde so lebendig, so erregt, so interessant, daß wir wortwörtlich über Tische und Stühle sprangen, was sich bei ihm besonders merkwürdig ausnahm, da er einen langen Schlafrock anhatte; und so wurde es lange nach Mitternacht, ehe wir zu Bette gingen.

Ich hatte natürlich meine zwei Zylinderhüte mitgebracht von L. und wußte nicht recht, was ich mit den beiden anfangen sollte. Er wußte Rat. Er sagte: „Wer zween Röcke hat, der gebe dem, der keinen hat. So sagt die Schrift. Das gilt auch von Zylinderhüten. Meiner ist alt. Also her mit einem! Unsere Köpfe sind gleich.“ Und er besah sich meine beiden Angströhren, suchte sich die beste aus und stellte sie in seinen Schrank.

Dabei war er der mildtätigste Mensch, den man sich denken konnte, und gab vielmehr weg, als er richtig entbehren konnte. Mir hat er manches Buch geschenkt. Und ein großer Lutherleser war er. Luthers Werke waren seine tägliche Lektüre.

Er wollte gerne, daß ich mal predigen sollte. Das tat ich aber nicht. Nur zu einer Beichtrede auf der Filiale kriegte er mich mal. Sonst habe ich — abgesehen von der

unsinnigen Militärpredigt — nie gepredigt, bis ich dicht vor meinem Examen stand.

Meine Gesinnung, in welcher ich von Mecklenburg wegging, drückte sich in meinem Lieblingsspruche aus: „Ich elender Mensch, wer wird mich erlösen von dem Leibe dieses Todes? Ich danke Gott durch JEsum Christ, unsern HErrn.“ Röm. 7, 24. 25.

---

10. Ankunft in Leipzig.

Am Freitag nach Ostern um acht Uhr abends kam ich in Leipzig auf dem Magdeburger Bahnhofe an. Als ich mit einem Zylinderhut auf dem Kopfe und einem weißen Taschentuche in der Hand — das waren die verabredeten Erkennungsmerkmale — den Zug verließ und auf's Perron trat, da kamen mir eine Anzahl Jünglinge entgegen, die nicht besonders „patent", nicht besonders — wo ist ein deutsches Wort? — gentlemanmäßig aussahen, und fragten mich, ob ich der im Missionshause erwartete Kandidat Zorn sei? Nachdem ich das bejaht hatte, sagten sie, sie seien Missionszöglinge und gekommen, mich abzuholen. Na ja, die alte Burschenherrlichkeit war ja begraben. Dann aber kam zu mir ein großer, starkgebauter junger Mann mit bekoteletetem, aber sonst glattrasiertem und mild freundlichem Gesichte und in klerikaler Kleidung, nämlich in langem schwarzem Tuchrock mit Stehkragen und weißer Halsbinde, nahm meine etwas kleingeratene Rechte in seine beiden sehr großen Hände, sprach mit fremdländischem Accent einen Segensgruß und — küßte mich. Alsdann sagte er, er heiße Jakob S., sei ein Missionskandidat aus Schweden und werde im kommenden Sommer nach Indien gesandt werden; ich möge jetzt mit ihm kommen, eine Droschke stehe bereit, um mich und ihn und mein Passagiergepäck zum Missionshaus zu nehmen. Dabei ließ er meine Hand nicht los, als fürchtete er, daß ich entspringen werde.

Aber er mußte mich doch loslassen, denn nun trat auf

mich zu — wer? Renatus, der Freund meiner Kindheit! Der studierte jetzt Theologie in Leipzig und hatte von meiner Mutter und auch von mir selbst gehört, daß und wann ich da ankommen werde. Wir hatten uns seit über zwölf Jahren nicht gesehn. Und nun grüßten und küßten wir uns. Während ich in L. Hauslehrer gewesen war, hatte er in Erlangen studiert und war auch Germane gewesen, war aber von der Burschenschaft ausgestoßen worden. Er war etwas still und einsilbig, ging auch bald weg und sagte, er wolle mich den nächsten Morgen in meiner Wohnung aufsuchen. Mir fiel sein Wesen nicht besonders auf, weil der geistliche Schwede mich in Anspruch nahm; und was mir davon auffiel, das schob ich auf seinen Ausschluß von der Germania. Nur daß er krank und elend aussah, das bemerkte ich, sagte aber nichts.

Und nun bestiegen der Schwede und ich die Droschke und fuhren auf's Missionshaus zu. Der Schwede ergriff alsbald wieder meine Hand und verbarg sie in den seinen und redete viel und erbaulich. — Nun, ich will hier etwas sagen. Ich war solche Sachen nicht gewohnt. Ich hatte das nicht gelernt. Ich hatte den HErrn Christum im Herzen und, wo es angebracht war, auch auf den Lippen. Aber dieser christliche Firniß fehlte mir, und ich mochte ihn nicht. Doch will ich keineswegs über die abfällig urteilen, die ihn haben; wiewohl ich auch heute noch nicht mit solcher Tünche bestrichen bin.

Als wir im Missionshause ankamen, wurde ich alsbald von dem Schweden in das für mich bestimmte Zimmer geführt. Es lag zu ebener Erde nach vorne heraus und war das Studierzimmer des früheren Direktors Graul gewesen, was mir sehr interessant war zu hören. Ein Abendessen

stand auf dem Tische bereit, und der Schwede, nachdem er mich noch einmal gesegnet hatte, verließ mich. Ah!

Statt seiner trat nun ein der Kollaborator des Hauses, der den Missionszöglingen eine Gymnasialbildung zu geben und sie für das staatliche Abiturientenexamen und somit für die Universität vorzubereiten hatte. Und das war niemand anders als der jetzige Professor am Concordia College zu Fort Wayne, Indiana, Fritz Zucker. Den hatte ich während meiner Gymnasial- und Universitätszeit in Erlangen schon flüchtig kennen gelernt. Und seit unserem Zusammensein in Leipzig sind wir eng und herzlich mit einander befreundet worden und all unser Lebtage geblieben. Der hatte keine geistliche Tünche, sondern war frisch, freundlich und natürlich. Das tat mir aus der Maßen wohl und nahm eine gewisse Beklemmung fort, die sich auf meine Brust gelegt hatte.


Fritz Zucker.

Nachdem ich dann auch von dem Direktor Hardeland, einem großen Manne mit überaus würdigem und gewinnendem Wesen, begrüßt worden war, ging ich endlich zu Bett. Ich ging zu Bett mit Lob und Preis Gottes, der meinen Füßen nun eine bestimmte Richtung gegeben hatte, und mit der Bitte, daß er mich auf rechter und ebener Bahn weiter führen möge.

Am andern Morgen um sechs Uhr kam ich von der gemeinschaftlichen Andacht und Frühmahlzeit in mein Zimmer herunter. Gleich als ich die Tür aufmachte, sah ich Renatus auf einem Stuhl am Fenster sitzen und vor sich hin-

starren. „Ei, Renatus“, rief ich erstaunt, „so früh? Gott grüße dich!“

Aber ich kriegte keine Antwort. Er blickte auch nicht auf. Er blieb gesenkten Hauptes sitzen und starrte weiter vor sich hin.

Ich trat auf ihn zu. Ich legte die Hand auf seine Schulter. „Bist du krank, Renatus?“

Er blickte immer noch nicht auf. Aber er antwortete. Er antwortete: „Ich bin nur gekommen, um dir zu sagen, daß ich ein ganz elender und verlorener Mensch bin. Ich habe gehört, daß du ein Christ geworden bist. Da habe ich gedacht, daß ich bei dir ein wenig Trost finden könnte. Aber Umgang haben kannst du mit mir nicht, dazu bin ich zu schlecht.“

„Was ist denn mit dir, Renatus?“ sagte ich.

„O, ich will dir's sagen“, antwortete er, immer die Augen zu Boden geschlagen. Und nun offenbarte er mir, daß er seit Jahren in einer namenlosen Sünde gelebt habe. „Und dadurch habe ich mir Leib und Seele verderbt“, sagte er dann. „Ich kann mich auch nicht mehr ändern. Bei mir ist alle Hoffnung verloren. O Gott, o Gott!“

Ich schwieg einen Augenblick. Denn ich war sehr bestürzt. Dann wollte ich versuchen, dem armen Freunde das zu geben, was er bei mir suchte: Trost. Aber ehe ich das rechte Wort finden konnte, fuhr er zu sprechen fort. „Und das ist noch nicht alles, das ist noch das Geringste“, sagte er; „ich habe auch ein zweites Gesicht.“

Ich verstand ihn nicht. Ich wußte nicht, was er meinte. „Ein zweites Gesicht, Renatus?“ sagte ich, „was ist denn das?“

Da ging plötzlich eine schreckliche Veränderung mit ihm vor. Er sprang vom Stuhle auf. Er legte seine Hände auf meine Achseln. Er drückte sein Gesicht fast in meines. Und er sah mich mit Augen an, die ich nicht beschreiben kann. Es lag in ihnen eine Welt zugleich von Bosheit und von Schauder. Und als ich in diese Augen blickte, da ergriff auch mich ein Schauder und zugleich ein Haß, ein Haß, so daß ich ihm gleich hätte ins Gesicht schlagen können. Und er schrie mir ins Gesicht: „Ich bin vom Teufel besessen!“

Ohne zu wissen, was ich tat oder warum ich es tat, schloß ich ihn fest in meine Arme.. Da fühlte ich, wie er in meinen Armen schwer wurde und zusammenbrach; und als ich meine Arme lockerte, sank er zu Boden, und weinte, und jammerte, und betete, und fluchte — verfluchte sich selbst. Es dauerte lange, bis ich ihm aufhelfen und ihn zu meinem Sofa führen konnte. Da wurde er endlich ruhiger, so daß er mir wenigstens Red und Antwort stand.

Und nun kriegte ich, zuerst brockenweise, dann zusammenhängender, eine entsetzliche Geschichte zu hören, eine Geschichte, die — daß ich so sage — zwei Teile hatte. Der arme Renatus erzählte mir nämlich von Sünde und von Sündenfluch. Was er mir von seiner Sünde erzählte, das war klar genug. Was er mir aber von dem auf sie folgenden Fluch sagte, das — was ich davon denken sollte, das war mir damals nicht ganz klar, und ist's heute noch nicht.

Ich will kurz zusammenfassen, was er mir durch ganze Stunden erzählte. Zuerst erzählte er mir ausführlich von seinem Sündenleben, das er schon früh angefangen habe. Das will ich nicht ausführen.

Als er, so erzählte Renatus weiter, gerade vor seinem

Abgang vom Gymnasium*) gestanden habe, da sei sein lieber Vater gestorben, der ihm immer auf das liebreichste zu helfen versucht habe. Das habe ihn auf das tiefste betrübt, und er habe sich gefühlt, als ob er nun allen Halt verloren habe. Aber da habe er den Vorsatz gefaßt, Theologie zu studieren, weil er gemeint habe, daß ihn das besser machen werde. Und er habe die Universität Erlangen bezogen, habe sich als Studenten der Theologie einschreiben lassen und sei in die Burschenschaft Germania eingetreten, weil die streng auf Keuschheit halte und geselliges Wesen und Leibesübung pflege. Aber — das habe alles nicht geholfen. Im Gegenteil. Gerade jetzt sei er in seine Sünde auf die allerentsetzlichste Weise zurückgefallen. In der Burschenschaft habe man das gemerkt und habe ihn ausgestoßen. Nach Ablauf eines Jahres habe er Erlangen verlassen und sei nach Tübingen gegangen. Da habe er zwar weiter Theologie studiert, aber besser sei er auch da nicht geworden.

Und in Tübingen, so erzählte er, sei der Fluch, der Fluch seiner Sünde über ihn gekommen. Zwar habe er ja schon seit Jahren Fluch genug von seiner Sünde gehabt. Schon seit Jahren, und in immer höherem Grade, sei er schlaff an Leib und Seele. Jede körperliche Übung und Anstrengung ermüde ihn sofort. Was ein erquickender Schlaf sei, das wisse er schon lange nicht mehr. Zu geistiger Arbeit sei er völlig unfähig. Sein Gedächtnis sei geschwunden. Weder könne er den Vorlesungen der Professoren ordentlich zuhören, noch zu Hause ein Buch mit Aufmerksamkeit und

*) Ein Gymnasium nennt man in Deutschland ein College, auf welchem man Sprachen und andere Vorbereitungswissenschaften lernt, ehe man auf der Universität die eigentliche Fachwissenschaft studiert.

Intelligenz lesen. Mitten im Wachen sei er immer wie ein wüst Träumender. Und in der Bibel zu lesen oder zu beten, das wage er nicht mehr. Denn die Bibel verdamme ihn allüberall; und wie solle er also ein Herz fassen, zu beten? So sei es, wie gesagt, schon seit Jahren gewesen. Aber der rechte Fluch sei erst in Tübingen über ihn gekommen.

Als Renatus mit seiner Erzählung so weit gekommen war, wurde er unruhig und ängstlich. Er rückte auf dem Sofa hin und her. Er sah um sich. Er stand auf und ging ans Fenster. Er kam zurück und setzte sich nah an mich heran. „Karl", sagte er, „bete, oder sage wenigstens einen kräftigen Bibelspruch; denn ich fürchte mich." Da zitterte er, und seine Hand, mit welcher er die meine ergriff, war feucht und eiskalt.

Ich betete, oder sagte einen Bibelspruch; ich erinnere mich dessen nicht mehr. Und ich redete ihm zu, ruhig zu sein und weiter zu erzählen, da er mir ja erzählen wolle.

Und er wurde ruhiger und erzählte, wenn auch mit offenbarem Entsetzen, weiter.

In Tübingen, sagte er, sei er eines Abends zu Bette gegangen, habe aber, wie gewöhnlich, nicht einschlafen können. Dann habe es ihn im Bett nicht leiden wollen, und er sei aufgestanden und habe sich, notdürftig bekleidet, an den Tisch gesetzt. Da habe ihn plötzlich ein namenloses Grauen gepackt. Er sei wie versteinert geworden. Er habe sich nicht rühren können. Und er habe sich gegenüber einen schwarzen Schatten gesehen. Der Schatten habe keine besondere Gestalt gehabt. Nur sei es gewesen, als ob ein fürchterliches Auge aus dem Schatten heraus ihn anblicke.. Und er habe eine Rede vernommen — nicht in lauter Stimme, überhaupt in keiner Stimme, und doch habe er sie vernommen.

Es sei der Schatten gewesen, der zu ihm gesprochen habe. Und also habe er gesagt: „Ich bin ein Geist. Und du bist mein. Und ich werde jeden Tag kommen und in dich fahren.“ Und dann sei der Schatten in ihn gefahren. Und er (Renatus) sei dann für die Nacht ein ganz anderer Mensch gewesen. Er sei voll Leben, voll Gedanken gewesen. Aber es sei das eigentlich nicht sein Leben, nicht seine Gedanken gewesen, sondern Leben und Gedanken des bösen Geistes in ihm. Und er habe Papier und Tinte und Feder nehmen müssen und die ganze Nacht schreiben, schreiben, schreiben. Was? Was der böse Geist ihm eingegeben, ihm diktiert, ihn denken und schreiben gemacht habe. Am Morgen habe der Geist ihn verlassen, und da sei er zusammengebrochen und habe den ganzen Tag schier auf seinem Bette gelegen. Und fortan habe der böse Geist ihn täglich besucht, gewöhnlich des Nachts, oft auch bei Tage, und sei in ihn gefahren. Das sei aber immer eine unsägliche Qual gewesen, trotz der größeren Leibes- und Geisteskraft, welche er während solcher Stunden gehabt.

Er habe versucht, von dem Geiste loszukommen. Er sei zu Pfarrer Blumhardt nach Bod Boll gereist.*) Der habe ihn freundlich empfangen und in seine Anstalt aufgenommen. Aber gleich zu Anfang seines Aufenthalts in Boll habe er (Renatus) eines Morgens mit andern Kranken im großen Versammlungszimmer um den Kamin gesessen. Da sei Blumhardt eingetreten und habe gesagt: „Meine Freunde, wir haben einen Besessenen unter uns.“ Da sei

*) Blumhardt war ein württembergischer Pfarrer, der durch Gebet Kranke und vom Teufel Besessene heilte oder doch zu heilen meinte. Weil er großen Zulauf hatte, so richtete er einen besonderen Kurort ein, das Bad Boll.

er (Renatus) sofort von seinem bösen Geiste besessen worden und sei aufgesprungen und habe geschrieen: „Das bin ich!“ Und der Geist habe ihn getrieben, furchtbare und schmutzige Reden zu führen. Alsdann habe Blumhardt die linke Hand über ihn ausgestreckt und die rechte gen Himmel gereckt, um sie, wie er gesagt habe, einem Engel zu geben, und habe den bösen Geist im Namen JEsu beschworen, auszufahren. Das habe aber nicht geholfen. Vielmehr habe der Geist ihn (Renatus) zu Boden geworfen und ihn vor der ganzen Gesellschaft sich auf unaussprechlich gemeine Weise benehmen machen. Da habe ein Assistent Blumhardts gesagt: „Werft das Schwein vor die Türe!“ Und man habe ihn aus der Anstalt ausgewiesen.

Ich will gleich hier bemerken, daß ich nach dieser Erzählung an Blumhardt schrieb und ihn fragte, ob Renatus wirklich bei ihm gewesen sei. Die Antwort war: Ja, aber *er wolle mit Renatus nichts mehr zu tun haben, da er nicht imstande sei, ihn zu heilen.*

Was Renatus nun noch erzählte, war wenig. Von Tübingen sei er nach Leipzig gegangen, immer um Theologie zu studieren, und er sei doch aufs völligste ungeschickt, wie für's Studieren überhaupt, so insonderheit für die Theologie. Und dann bat er mich auf das inständigste und flehentlichste, mich seiner anzunehmen und mich nicht von ihm abzuwenden.

Ich mußte durchaus Muße haben, das Gehörte zu bedenken, zu verarbeiten, zu überlegen. Ich war davon übernommen. Ich war körperlich angegriffen. Nachdem ich ihm kurz gesagt hatte, daß bei JEsu jeder, auch er, Trost und Rat finden könne, und nachdem ich ihm versichert hatte, daß ich ihn gewiß nicht verlassen oder von mir weisen wolle, bat

ich ihn, jetzt nach Hause zu gehen und morgen wieder zu mir zu kommen.

Er ging still weg.

Und ich saß lange da und überlegte. Was Renatus von seiner Sünde gesagt hatte, das war gewiß wahr. Aber was er von dem bösen Geiste und seiner Besessenheit gesagt hatte, — war das Wirklichkeit? oder war es Wahnsinn? Item, war er wirklich vom Teufel besessen, oder war er wahnsinnig? Ich konnte mir darüber nicht klar werden. Jedenfalls beschloß ich, mich des armen Menschen nach Kräften anzunehmen. Aber er sollte mir auch nicht alle Zeit rauben dürfen. Er sollte mit mir in die Vorlesungen gehen und bei mir studieren. Das war mein Plan.

Renatus kam den andern Morgen n i c h t. Er kam für mehrere Wochen nicht. Und ich gestehe: das war mir lieb. Ich hatte Zeit, mich in die neuen Verhältnisse einzuleben. Ich war ja seit fast zwei Jahren aus dem Universitätsleben heraus gewesen. Und nun wollte ich mein Studium ja so ganz anders betreiben, als früher. Ich besuchte die Vorlesungen fleißig. Ich studierte zu Hause fleißig. Ich lernte manchen bedeutenden Mann persönlich kennen, dessen Name weit und breit bekannt ist. Ich wurde in die Kreise der besten und anziehungsreichsten Gesellschaft eingeführt. In dem Hause, in welchem ich wohnte, hatte ich die besten Genossen, Genossen des Glaubens und des Studiums. Ich fühlte mich unendlich glücklich.

Da, eines Morgens, war Renatus wieder da. Er habe mich nicht mit seiner unliebsamen Gegenwart behelligen wollen — nein, der böse Geist habe es nicht gelitten, daß er zu mir komme, sagte er. Aber jetzt könne er es nicht mehr aushalten. Er werde zu sehr geplagt. Diesen Morgen

habe er den Entschluß gefaßt, wieder zu mir zu gehen. Der böse Geist habe ihn hindern wollen, aber er sei durchgebrochen. Der böse Geist stehe vor meiner Stubentüre. Er habe gesagt, da dürfe er nicht herein, sobald er (Renatus) aber herauskomme, werde er (der böse Geist) wieder in ihn fahren.

Ich ging zur Türe und öffnete sie, um nach dem Geist zu sehen. Renatus folgte mir, sich furchtsam an mich haltend, und sagte: „Ja, du kannst den Geist nicht sehen, den sehe nur ich. — Ah, er ist wirklich nicht da, er ist geflohen!“

In die Stube zurückgekehrt, legte Renatus einen großen Pack Papiere vor mich hin. „Das hat mich der Geist schreiben machen, seit ich bei dir war. Du kannst es lesen.“

Ich wollte es nicht lesen, schloß es aber in mein Pult.

Nachdem ich eine Weile mit Renatus gesprochen, führte ich ihn zu unserm Seelsorger, dem trefflichen Magister Schneider, und ließ ihn mit dem allein, sagend, er solle sich diesem eröffnen, und ging in meine Vorlesungen. Am Abend nahm ich die mir von Renatus gegebenen Papiere und brachte sie dem Magister Schneider, daß er sie lese, und mich dann berate, was mit Renatus zu tun. Der Magister Schneider wollte aber diese Papiere erst lesen, ehe er mir irgend etwas sagte. Ich sollte am Morgen wiederkommen.

Am Morgen — Renatus war nicht zu mir gekommen — ging ich zu Magister Schneider. Der war sehr einsilbig. Ganz kurz gab er mir den Bescheid, Renatus sei in Folge seiner Sünde leiblich und geistig zerrüttet und — sei wirklich vom Teufel besessen. Doch solle ich mich seiner treulich annehmen. Die Papiere aber solle ich nicht lesen. Die seien zu entsetzlich.

Ich ließ die Papiere da und ging in die Vorlesung.

Den nächsten Morgen kam Renatus. Ob ich die Papiere gelesen habe? „Nein, ich will sie auch nicht lesen. Ich will auch nicht hören, was dir alles eingegeben wird.“ Was Magister Schneider zu mir gesagt habe? Er war ein wenig — wie soll ich sagen? — frech und barsch mit seinen Fragen. Ich antwortete daher: „Das geht dich nichts an.“ „Aber ich will's wissen!“ sagte er laut. Ich machte die Türe auf und sagte: „Geh heim. Und wenn du artig geworden bist, so komme wieder.“ Ich tat das deshalb, weil ich so ein Gefühl hatte, daß ich alle Macht über ihn verlieren würde, wenn ich ihn patzig werden ließe. Er ging.

Furchtbar bleich und elend kam er den folgenden Morgen wieder. Er habe eine entsetzliche Nacht gehabt, sagte er. Gleich vor meiner Türe, als ich ihn gestern fortgeschickt, sei der Geist in ihn gefahren und habe ihn den ganzen Tag und die ganze Nacht auf das schrecklichste geplagt und gequält dafür, daß er bei mir Befreiung gesucht habe. Und nun bat der arme Mensch auf das allerflehentlichste und unter bitteren Tränen, daß ich ihn bei mir behalten möchte, denn wenn er bei mir sei, so habe der böse Geist keine Gewalt über ihn.

Was sollte ich tun? Ich sagte, er möge bei mir bleiben. Und ich ließ in meiner Stube noch ein Bett aufschlagen. Und, kurz, er blieb bei mir. Etliche Zwischenfälle abgerechnet, war er auch ganz ruhig und zufrieden. Er ging mit mir in die Vorlesungen; er arbeitete mit mir — das wollte freilich nicht recht gehen, immer und immer wieder ertappte ich ihn beim Träumen; er ging mit mir zu den Mahlzeiten; er nahm an den gemeinschaftlichen Andachten im Hause teil; er ging mit uns, mit meinen Hausgenossen und mir, spazieren; er schlief in meiner Stube. Ja, er schlief

meist wirklich ziemlich gut. Ich weiß das. Denn ich konnte nun nicht schlafen. Es ist nicht ganz leicht, sich ruhig hinzulegen und einzuschlafen, wenn man in einem Zimmer, ja, in einem ganzen Stockwerk, allein ist mit einem Menschen, der vom Teufel besessen oder doch zum wenigsten wahnsinnig ist. Ich hielt das eine Woche aus. Dann konnte ich nicht mehr. Ich zog daher einen Hausgenossen ins Vertrauen und bat ihn, für einige Tage in meinem Bette zu schlafen, mich aber in dem seinen schlafen zu lassen. So geschah's. Und als ich ausgeruht war, nahm ich meinen Posten wieder ein. Dann ließ ich mich wieder ablösen. Und endlich — der Mensch gewöhnt sich ja an alles —, endlich konnte ich ganz gut schlafen trotz Renatus.

Die Zwischenfälle, die ich oben erwähnte, waren folgende.

Eines Tages wollte er sich aus seinem Logis reine Wäsche holen. Er blieb lange weg. Als er wiederkam, sagte er, er habe Professor D. getroffen und habe ihn beleidigt, und bat mich, mit ihm zu dem Professor zu gehen, denn er wolle Abbitte tun. Ich ging mit. Der Professor war, als er Renatus sah, offenbar etwas ängstlich. Als wir Platz genommen hatten — der Professor ziemlich weit von uns entfernt — sagte Renatus: „Herr Professor, bitte, vergeben Sie mir die Unhöflichkeit, mit welcher ich Ihnen begegnet bin.“ „Aber, lieber Herr . . .“, sagte der Professor, „Sie sind ja gar nicht unhöflich gegen mich gewesen.“

„Vergeben Sie mir, Herr Professor!“ sagte Renatus laut.

„Ja, da ist ja nichts zu vergeben“, sagte der Professor.

Auf sprang Renatus. „Herr Professor“, schrie er, „ich

bin von einem Geiste besessen und habe Sie beleidigt! Bekennen Sie das augenblicklich!"

Ich ergriff Renatus am Arm. Er setzte sich ruhig wieder hin. Der Professor aber bekannte, daß er wirklich beleidigt worden sei und vergab. Dann gingen wir heim.

Der arme Professor kriegte bald darauf ohne mein Wissen und Beisein noch einen Besuch von Renatus, bei welchem dieser ihn überzeugte, daß wirklich ein Geist in ihm wohne, denn er sagte ihm Geheimnisse, die nur der Professor kannte, und las ihm einen Brief vor, der in des Professors geheimem Schubfache verschlossen war. Doch war der Professor — ein weltberühmter Theologe — im Zweifel, ob der Geist ein guter oder ein böser sei. „Denn", sagte er selbst bei einer zufälligen Begegnung zu mir, „der Mensch hat mir so viele himmlische Offenbarungen mitgeteilt, daß ich schwer glauben kann, daß die von einem bösen Geiste stammen." 2. Kor. 11, 14.

Ein anderes Mal, auf einem Spaziergange, machte ein Freund mir verwunderte Vorwürfe, daß ich den Renatus so bevormunde. Er wußte eben um die Sache nicht. Renatus ging mit einem andern so weit vor uns, daß er positiv nicht hören konnte, was ich sagte. Ich war genötigt, dem Freunde auseinanderzusetzen, daß Renatus nicht ganz zurechnungsfähig sei. Da blieb Renatus stehen, wartete auf mich, nahm mich bei Seite und sagte: „Der Geist ist eben zu mir gekommen und hat mir gesagt, daß du von mir gesprochen hast." Nun sagte er ganz genau meine Worte. „Aber ich bin ebensowenig verrückt, wie du."

Wieder ein anderes Mal waren wir zusammen in der gemeinsamen Abendandacht des Hauses. Renatus stand beim Gebete neben mir. Da sagte er plötzlich: „Der Geist

kommt über mich." Ich nahm ihn sofort beim Arm und führte ihn in mein Zimmer. Da angekommen, sagte er: „O Karl, bete mit mir!" Ich kniete nieder. Er auch. Ich legte mein Gesicht auf meine auf dem Tische ruhenden gefalteten Hände und fing an zu beten. Da sprang er plötzlich auf mich und würgte mich. Nur mit großer Mühe konnte ich seine Hände lösen und mich gegen ihn wenden. Sobald ich ihm in die Augen blicken konnte, ließ er ab von mir und sank weinend in einen Stuhl und schluchzte: „Wenn der Geist über mich kommt, so hasse ich dich und möchte dich umbringen. Und doch habe ich dich so lieb. Habe Nachsicht mit mir! Aber ich bin verloren. Ich werde mir das Leben nehmen." Ich antwortete: „Renatus, wenn du dir das Leben nimmst, so . . ." — nun, es ist nicht nötig, zu schreiben, was ich weiter sagte. Es würde meinen Lesern etwas lächerlich vorkommen. Aber es wirkte. Er ward ruhig und schlief gut die Nacht. Ich nicht.

Ich beschloß, der Sache nun ein Ende zu machen, und schrieb einen Brief an seine arme Mutter, meine liebe „Tante Doktor". Ich schrieb ihr so schonend wie möglich, Renatus sei geisteskrank und müsse in einer Anstalt untergebracht werden. Ich fragte, ob ich das ins Werk setzen solle, oder ob sie selbst kommen wolle. Sie antwortete telegraphisch, sie werde dann und dann in Leipzig eintreffen. Und sie kam. Sie nahm Renatus zu einem Arzte. Renatus war ganz ruhig. Der Arzt, nach oberflächlicher Untersuchung, urteilte, dem Renatus fehle nichts Ernstes. Die Mutter solle ihn nur von den frommen Pietisten fern halten. Sie solle eine Reise mit ihm machen. Das würde seine aufgeregten Nerven beruhigen.

So reiste Renatus mit seiner Mutter denn ab, und

zwar, wie der Arzt geraten, ohne Abschied von mir zu nehmen.

Sie besuchten meine Mutter und Geschwister in Erlangen. Bei einer Mahlzeit erzählte Renatus von mir, wie ich mich seiner angenommen und ihm den Weg zur Seligkeit gezeigt habe. „Und, Mutter", sagte er, „in diese Seligkeit will ich dich jetzt bringen." Mit diesen Worten nahm er das große Brodmesser und stand auf, um seiner Mutter den Hals abzuschneiden. Aber meine älteste Schwester sah mit raschem Blick, um was es sich hier handelte, und sagte ganz ruhig: „Renatus, augenblicklich leg das Messer hin! Wenn der HErr JEsus deine Mutter in den Himmel nehmen will, wird er selbst kommen." Renatus sagte: „Das ist wahr", und legte das Messer hin und war ruhig.

In Erlangen ist ein Irrenhaus, mit dessen Direktor wir sehr gut bekannt waren. Zu dem sandte meine Schwester und ließ ihn bitten, gleich zu kommen. Es dauerte auch gar nicht lange, so war der Direktor da und nahm Renatus mit sich.

Nach etwa einem halben Jahre kam ich in den Ferien nach Erlangen und besuchte auch den Direktor und erkundigte mich nach Renatus. „Der", antwortete er, „ist hoffnungslos ruiniert. Aber er ist jetzt still. Er hat mir alles erzählt. Ich möchte gern ein kleines Experiment machen. Nehmen Sie ihn mit zu einem Spaziergange. Er wird sich von Ihnen gewiß wieder zurückbringen lassen. Erzählen Sie mir dann, wie er sich benommen hat."

Ich ging mit Renatus, der sehr erfreut war, mich zu sehen, auf ein benachbartes Dorf. Dort nahmen wir einen Imbiß und kehrten dann zurück. Auf dem Rückwege wollte er durchaus, daß ich mit ihm an den Kanal gehen sollte, um

die großen Schleusenthore zu sehen. Es war Abend. Als er so sehr drängte, blieb ich stehen, sah ihn an und sagte: „Renatus, was ist es? Warum soll ich mit dir an die Schleusen gehen?“

„Ach“, antwortete er, „du weißt es ja; der Geist treibt mich, dich hinein zu werfen und zu ertränken.“

Ich lieferte ihn im Irrenhause ab. Und das ist das Letzte, was ich von Renatus gesehen habe.

Aber gehört habe ich später von ihm, wenn auch nur Weniges und Dürftiges, da ich nicht in Deutschland blieb, und also manche Verbindung abgebrochen wurde.

Gehört habe ich, daß er nach Verlauf eines Jahres aus dem Irrenhause entlassen wurde; nicht gerade als geheilt, aber als harmlos. Dann bezog er wieder die Universität. Und machte sein theologisches Examen. Und wurde Pfarrvikar an einer reformierten Gemeinde Süddeutschlands. Da predigte er so viel wahnwitziges Zeug von Engelerscheinungen, daß die Gemeinde sich beschwerte. Er wurde versetzt. Dann wurde er Pfarrer. Aber das Konsistorium mußte ihn bald mit einer kleinen Pension in den Ruhestand setzen. Vor Jahren hörte ich, daß er noch lebte. Verkommen, elend, ein früh gealteter, jämmerlich dahinschlürfender Greis, lebte er in einer großen Stadt Süddeutschlands, für sich allein in einer gemieteten Stube hausend und von alten Freunden und Bekannten Geld zu borgen suchend. Weiter weiß ich nichts von ihm.

11. Das Leben im Leipziger Missionshause und auf der Universität.

Das ganze Leben und Wesen im Leipziger Missionshause war völlig und durchaus anders, als wie ich es all mein Leben lang gewohnt gewesen war. Es war mir etwas ganz Fremdes und Neues. Und doch fühlte ich mich da heimisch und glücklich. *Denn Christus regierte da.*

Die Insassen des Hauses teilten sich in zwei Klassen: die eigentlichen Missionszöglinge und die Missionskandidaten. Die Ersteren wurden gewöhnlich jung aufgenommen, erhielten im Hause vom Kollaborator mit Beihilfe des Direktors und eines anderen Lehrers ihre Gymnasialbildung und besuchten dann, nachdem sie an einem staatlichen Gymnasium das Abiturientenexamen bestanden hatten, die Universität. Die Letzteren, zu welchen ich gehörte, waren solche, die entweder aus dem Pfarramt oder als Kandidaten der Theologie oder von einer Universität weg zum Missionsdienst berufen waren. Und die Missionskandidaten hatten in etwas einen Vorzug vor den Missionszöglingen. Die Missionszöglinge schliefen in einem Schlafsaal zusammen, hatten je zwei und zwei ein Wohnzimmerchen, ihr zweites Frühstück mußten sie sich selbst aus der Küche holen, und einen Hausschlüssel hatten sie nicht, sondern mußten abends zur bestimmten Stunde daheim sein. Jeder Missionskandidat dagegen hatte seine eigenen Stuben für sich alleine, nahm sein zweites Frühstück mit dem Kollaborator ein und hatte einen Hausschlüssel.

Die Missionszöglinge waren eine etwas gemischte Gesellschaft: Pfarrerssöhne, bekehrte Handwerker, oder sonst brave Jungen aus dem Bürgerstand. Es waren nicht viele. Missionskandidaten waren außer mir nur zwei da: der schon erwähnte Schwede und dann ein deutscher Theologe. Dieser war viel kleiner als der Schwede, hatte aber auch ein zartes Gemüt und einen noch zarteren Körper. Sein Magen schien nicht ganz in Ordnung zu sein, oder sein Nervensystem, oder beides. Er saß gewöhnlich in seinem Zimmer mit einer Decke über den Knieen. Er hatte zwei Zimmerlein zwei Treppen hoch. Da es ihm schwer fiel, die Treppen zu erklettern, so bat er mich bald, daß ich mit ihm tauschen möchte, ihm mein Zimmer geben und dafür seine nehmen; was ich auch tat. Nach Indien ging er natürlich schließlich nicht, sondern nahm ein Pfarramt an, in welchem er seines Leibes mehr schonen konnte.



Der Schwede und der Zarte.

Ein Thüringischer Pastor, eine herrliche alte Seele, bestimmte alle seine Söhne für den Missionsdienst. Zwei davon waren Missionszöglinge zu meiner Zeit. Aber nur

einer ist wirklich nach Indien gekommen. Denn der älteste hatte viel Kopfweh und nahm deshalb ein Pfarramt an. Der zweite wollte nicht. Im Kriege 1870—71 ist er verwundet worden und im Leipziger Spital gestorben. Das war ein feiner Kerl! Er war Feldwebel mit Leutnantsrang. In einem Gefecht ging er seinen Soldaten mit geschwungenem Degen voran. Der Arm wurde ihm abgeschossen. Da nahm er den Degen in die Linke und weiter. Da traf ihn noch eine Kugel. In Leipzig starb er fein im Namen JEsu. Nur der jüngste Sohn dieser Familie ist nach Indien gekommen. Dafür hat aber eine Tochter einen Missionar geheiratet.



Der thüringische Pastor.

Der alte Pastor schlief 'mal in meinem Bett und ich auf dem Sofa. Er sagte beim Zubettgehen: „Lieber Bruder, ich schnarche arg. Wenn es zu arg wird, dann klopfe." Das tat ich, aber es half nicht.

Das Essen im Missionshause war höchst einfach, schmeckte mir aber ausgezeichnet. Denn zwei Dinge waren mir sehr verleidet: erstens die Restaurationsesserei und zwei-

tens die feine Schloßtafelei. Nur der sächsische Hirsebrei mit Würsten drin war mir erst verdächtig, aber bald ging's. Nach dem Essen wurde immer gesegnete Mahlzeit gewünscht, aber so, daß jeder jedem die Hand gab, was eine ordentliche Arbeit war. Ich kriegte meiner Leibesschwachheit wegen ein halbes Fläschchen Bier zu Mittag. Ebenso der nervöse Kandidat. Ein paar Missionszöglinge schaufelten das Essen mit dem Messer in den Mund und wischten den Teller mit dem Finger rein. Ich suchte sie zu reformieren, aber es ging nicht. Ein vortreffliches Essen war der sächsische Stollen. Sonntags aß die Familie des Direktors mit uns. Die Schwester eines ertrunkenen Missionars, eine Jungfrau von mittlerem Alter, stand dem Haushalt vor.



Der Sohn mit Kopfweh

Morgens um sechs Uhr und Abends neun wurde Andacht gehalten im Eßsaal, wozu eine Pfeifenorgel gespielt wurde. Der Kollaborator hielt die Andacht mit uns; in seiner Abwesenheit ein Kandidat.

Eingepfarrt waren wir in der Georgienhauskirche. Das Georgienhaus war eine Art „Workhouse", ein Vagabundengefängnis. Aber Pastor war da der Magister Schneider. Der hielt sehr wohl durchdachte Predigten. Da-

bei rührte er sich nicht im geringsten. Nur manchmal nickte er mit dem Kopf, um eine Sache zu bekräftigen. Außer den Sträflingen hatte er eine kleine Stadtgemeinde. Seine Predigten waren schwere Speise. Ich hörte sie gerne, sehr gerne. Aber man kriegte Kopfweh vom Aufpassen. Was übrigens die armen Gefangenen davon haben konnten, das weiß ich nicht.



Der feine Kerl.

Die lieben Missionszöglinge waren etwas — wie soll ich sagen? — eng in ihren Anschauungen und Gewohnheiten. Wenn einer sich nicht gerade so gebarte wie sie, so war er nicht recht.

Zum Beispiel: Eines Sonntag morgens kam ein Zögling namens Alfred Grubert auf meine Stube. Es war ganz im Anfang meines Daseins. Er sagte: „Ich bin gekommen, um Sie um Verzeihung zu bitten.“ Ich verwundert: „Wofür denn?“ Er: „Wofür? Ich will zum heiligen Abendmahl gehn, und da ist es Sitte, jeden zuvor um Verzeihung zu bitten.“ Ich: „Aber Sie haben mir nichts getan.“ Er: „Was sind Sie denn für ein Mensch? Ich kann Sie nicht ausstehn. Jetzt verzeihen Sie mir das.“ Ich verzieh es. Und wir sind bald ganz besonders und ausnehmend gute Freunde geworden.

Ein anderer, der Grahl hieß und früher Schneider-

geselle gewesen war, war gar nicht mit mir zufrieden. Er sagte zu mir: „In der Rechtfertigung stehn Sie ganz recht, aber an der Heiligung fehlt noch viel.“ Der ist ein herrlicher Missionar geworden und in Indien gestorben. Und mit seinem Urteil, das er über mich fällte, hatte er ganz recht; es paßt heute noch.



Der Sohn, der Missionar wurde.

Später, als ich mehr bekannt war, sagte der Direktor zu mir: „Nehmen Sie die Zöglinge manchmal mit auf Spaziergänge und auch in eine Restauration, damit sie 'mal aus den vier Pfählen und der Stubenluft heraus kommen.“ Das tat ich auch.

Der Direktor Hardeland, ein Mann im Anfang der Vierziger, wurde von uns allen, und ich glaube am meisten von mir, hoch verehrt und geliebt Mit dem Kollaborator Zucker zusammen, der bald einen Beruf nach Indien annahm, lernte ich ihn in den sogenannten tamulischen Stunden näher kennen. Wir kamen nämlich ein paar Abende in der Woche zu ihm, um etwas Tamulisch zu lernen. Daraus wurde aber nicht ganz viel. Wir lernten zwar das immense Alphabet und etwas Grammatik und fingen an, das Johannisevangelium zu lesen. Tiefer jedoch konnten wir in die Geheimnisse der schweren

Sprache nicht eindringen, da diese ihm selbst unbekannt waren. Und aus den tamulischen Stunden wurden mehr und mehr Konversationsabende, an welchen wir theologische Fragen und Fragen des christlichen Lebens und des Missionslebens besprachen. Mit größter Nüchternheit und Schärfe gab er uns über alles Bescheid, ging mit uns ganz brüderlich und vertraulich um, und doch konnten wir nie vergessen, daß er der Direktor, unser Vorgesetzter war. Auch in seine Familie kam ich sehr oft. Die Frau Direktor war eine überaus liebenswürdige Dame aus adeliger Familie, und mit den vier prächtigen Kinderchen trat ich in das freundlichste Onkelverhältnis.



Die Tochter und der Missionar.

Ich kann wohl sagen, daß ich ein Gebetsleben führte. Mein Gewissen Gott gegenüber war frei und rein. Denn ich wußte, daß ich durch Christum Vergebung der Sünden hatte, tägliche und reichliche Vergebung der Sünden, und Gottes liebes Kind war. Ich sagte meinem Gott alles. Aber ich hatte auch meine tägliche sonderliche Gebetsstunde, die ich vor einem Betpulte knieend zubrachte, und

auf diesem Pulte lag eine Bibel und ein Blatt Papier mit den Namen derer, für welche ich regelmäßig Fürbitte tat. Man soll solche tägliche Übung nicht verachten. Da züchtigt einen der Heilige Geist. Zum Beispiel fiel mir, als ich eines Abends um Lauterkeit und Aufrichtigkeit betete, ein, daß ich an dem Tage dem Direktor gelegentlich einer Erzählung eine Unwahrheit gesagt hatte. Und ich fand keine Ruhe, bis ich Gott versprochen hatte, daß ich am nächsten Morgen zum Direktor gehn und ihm das bekennen wolle. Das tat ich auch am nächsten Morgen. Und da zeigte sich die Feinheit des Direktors. Als ich in seine Stube trat — und ich war abscheulich verlegen —, fing ich so an: „Herr Direktor, bei dem, was ich Ihnen gestern erzählte, habe ich — nicht — ganz —" „Genau mich an die Tatsachen gehalten", vollendete er. Und dann fing er in freundlichster Weise von etwas anderem zu sprechen an.



Alfred Grubert.

Die Vorlesungen der Professoren besuchte ich fleißig und regelmäßig und hörte sie mit Aufmerksamkeit und — Widerwillen. Ich hörte besonders die berühmten Herren Kahnis, Luthardt und Delitzsch. Aber auch noch andere. Keiner der Herren stand recht zu Gottes Wort. Kahnis leugnete die Schriftlehre von der heiligen Dreieinigkeit und dem heiligen Abendmahl. Luthardt schrieb den Kräften des

natürlichen Menschen eine Freiheit zu, welche sie nach der Schrift nicht haben. Delitzsch redete von Schöpfungs- und Sünndenfalls-„Sagen“. Alle wichen in vielen Stücken von der Schrift und dem lutherischen Bekenntnis ab. Alle leugneten das Wort des Heilandes: „Die Schrift kann doch nicht gebrochen werden.“ Alle mengselten daher ihre Wissenschaftlichkeit in Gottes Wort hinein zum Schaden des letzteren. Am besten gefiel mir noch Kahnis. Denn der war frei, offen und ehrlich bei seinen Abweichungen von Gottes Wort und persönlich ein liebenswürdiger Mensch. Und wenn er uns ein verwickeltes philosophisches System darlegte, so war er brillant, hinreißend. Dabei sah er nach nichts aus. Ein dicker breiter Sachse. Er selbst erzählte gerne, daß er 'mal auf der Eisenbahn von einem Mitreisenden gefragt worden sei: „Entschuldigen Sie, was sind Sie?“ Darauf habe er die Gegenfrage gestellt: „Für was halten Sie mich denn?“ „Nu“, sagte der Andere, „ich denke, Sie sind ein Bierbrauer, der in den Ruhestand getreten ist, oder so etwas.“ Und daß er ein Universitätsprofessor sei, das konnte dem nicht glaubhaft gemacht werden.



Grahl.

Da es so mit den Vorlesungen stand, so schrieb ich nicht, wie die andern Studenten, alles nach, was die Herren Professoren sagten, sondern hörte nur zu und machte mir Notizen von dem, was mir besonders auffiel. Und zu Hause studierte ich fleißig, und vielleicht ein bischen zu fleißig, für mich selbst.



Direktor Hardeland.

Und ich tat in bezug auf das Studium noch zwei Dinge.

In Leipzig wohnte in einem schönen, in einem schönen Garten gelegenem Hause ein Mann, der früher Professor und Doktor der Theologie gewesen war. Aber er war all seiner Würden und Titel beraubt. Denn er war jahrelang im Zuchthause gewesen, weil er aus seltenen, der Universität gehörenden Werken wertvolle Bilder ausgeschnitten und also gestohlen hatte. Er hatte das nicht getan, um Geld zu gewinnen, denn er war reich, sondern aus Kunstliebhaberei. Aus dem Zuchthause kam er mit lahmem Fuße heraus und wohnte nun mit seiner Familie — o, wie nett war die Frau, in deren gutem Gesicht man die Spuren des Herzeleids sah! — in beschriebener Weise. Zu dem ging ich mit etlichen andern allwöchentlich am Nachmittage. Da trug er uns die Geschichte der christlichen Kirche vom Reformationszeitalter

an vor. Das war ganz herrlich, die Aufmerksamkeit auf's höchste fesselnd, dem Gedächtnisse sich einverleibend. Und nach solchen Vorträgen hatte dann die Hausfrau für uns jedesmal ein schönes Abendessen bereit. Ich glaube, dem gelehrten Herrn, den ich auf's höchste achtete, trotz seines Vergehens, taten diese Zusammenkünfte ebenso wohl, wie uns.



Frau Direktor Hardeland und Karl.

Sodann hatte der Magister Schneider eine ganz private homiletische Gesellschaft gebildet, welche sich einmal die Woche in seinem Studierzimmer versammelte. Da wurden unter seiner Leitung Bibeltexte besprochen und gezeigt, wie man darüber predigen solle. In diese Gesellschaft trat ich auch ein. Das war außerordentlich anregend und belehrend. Der Reihe nach mußten wir dann in der Georgienkirche predigen, aber an einem Wochentage und nur vor den Gliedern der Gesellschaft und vor ihm, der immer im Chorrocke und mit Halskrause in einem vergitterten Stuhle saß. Er hielt außerordentlich auf geistliche Würde. Nachdem ich etwa ein Jahr dieser Gesellschaft angehört und sehr regen Anteil genommen hatte, passierte mir was Seltsames. Der Magister ersuchte mich nach Schluß einer Ver-

sammlung, daß ich am nächsten Morgen zu ihm kommen möchte. Und als ich kam, da teilte er mir mit, daß er es für das Wohl der Gesellschaft nötig erachte, daß ich — austrete. Er sagte, ich sei älter, erfahrener, andersartig als die andern, nehme diesen im voraus das Wort aus dem Munde, die Bedenken aus dem Herzen, kurz, ich passe nicht unter sie. Na ja, es tat mir leid, aber ich mußte natürlich austreten. Daß er, der Magister, aber sonst nichts gegen mich hatte, das zeigte er sehr deutlich dadurch, daß er mich zu den ganz wenigen gehören ließ, die ihn am Sonntag Morgen im Hauptgottesdienst vertreten durften.



Matilde Hardeland.

Bei diesen Predigten im Georgienhause durften wir aber weder die Halskrause noch die Alba tragen, den in Sachsen gebräuchlichen weißen Überwurf, sondern nur den Chorrock und die Bäffchen, weil wir noch nicht ordiniert waren. Und mit dem Kanzelbesteigen war es eine eigene Sache. Die Kirche war klein, die Sakristei eng, so eng, daß da keine Kanzeltreppe sein konnte. Wenn wir also auf die Kanzel wollten, so kam der weißbehalsbindete Kirchendiener, stellte eine Leiter an, wir kletterten hinauf, er nahm die Leiter fort, ließ uns stehn und setzte sich in die Kirche. Wer stecken blieb, der konnte nicht von der Kanzel herunter, bis er mit lautem Hilferuf den Küster — aufgeweckt hatte.

Der Magister Schneider war ein großer Freund der Leipziger Mission und deren Hilfsdirektor gewesen. Er

hatte die extremsten Vorstellungen und Hoffnungen vom tausendjährigen Reiche. Und die Stelle 1 Mose, 6, 1—4 legte er so aus, daß die „Kinder Gottes“ (die in der Kirche aufgewachsenen Männer) Engel gewesen seien, die eine Leiblichkeit angenommen und sich mit Menschentöchtern vermischt haben, woraus dann ein Zwittergeschlecht, halb Menschen und halb Engel, die „Tyrannen“, herausgekommen sei. Diese tolle Meinung verfolgte ihn bis in seine Todesstunde und bereitete ihm da viel Not.



Julius und Adolf Hardeland.

Öfters gingen wir auch zu den Predigten des bekannten Ahlfeld, nie aber da zum heiligen Abendmahl. Denn der zweite Pastor an Ahlfelds Kirche, ein gewisser Pinkau, war ein Christusleugner, und mit dem zusammen teilte Ahlfeldt das heilige Abendmahl aus. Schreckliche Zustände in den Landeskirchen!

12. Die Philadelphia und anderes.

Sowie ich kurz nach meiner Ankunft in Leipzig dem Professor Delitzsch zu Gesicht kam, sagte er zu mir: „Jetzt kommen Sie mit mir in's Cafe Hanisch.“ Und auf der Straße fragte er: „Nun, wie sind Sie bekehrt worden?“ Aber es war mir unmöglich, ihm darüber Bescheid zu geben. Es widerstand mir. Ich sagte: „Darüber kann ich nicht viel sagen. Ich glaube jetzt an JEsum Christum.“ Er war offenbar etwas enttäuscht, daß es weiter nichts war. Es wurde in jener Zeit ziemlich viel über mich geredet. Auf einem Nürnberger Missionsfest erzählte ein Professor von mir und rief: „Jünglinge werfen das Schwert weg und greifen nach dem Kreuz!“ Er meinte, meine Bekehrung und Eintritt in den Missionsdienst sei die Morgenröte einer neuen Zeit. Jetzt nach langen Jahren ist es das erste Mal, daß ich den Hergang meiner Bekehrung erzähle, wie im ersten Kapitel dieses Bandes geschehen. Es tut mir in meinem Alter wohl, mir zu vergegenwärtigen, wie mein Gott mich zu Christo gezogen hat, und es mag für Andere gut sein, wenn sie es lesen, besonders nachdem sie im ersten Bande gesehen haben, auf welchen Abwegen ich gewesen war.

Da ich nach Indien gehn wollte, und da Indien unter englischer Oberhoheit steht, so war es gut, daß ich die englische Sprache lernte. Zuerst nahm ich Unterricht bei einem kleinen Engländer, der in Leipzig wohnte und sich durch Unterrichten ernährte. Aber der trieb mir zuviel Grammatik, was ich nicht mochte. Auch hielt er mir entsetzlich lange Reden darüber, wann das th hart und wann weich sei.

Dabei flog ihm, wenn er mir das harte th vormachte, die Spucke in gefährlicher Weise aus dem Mund. Den gab ich also auf.

Nun wohnte in Leipzig eine Frau Schultze, oder eigentlich eine Mrs. Schultze, die ältliche Witwe eines sächsischen Kaufmanns, aber eine Schottländerin von Geburt und Aufgewachsenheit. Die war im Missionshause bekannt und erbot sich, mir und dem lieben Grubert Unterricht in der englischen Sprache zu geben. Natürlich gratis. Das war gerade das Richtige. Von Methode wußte die alte liebe Dame gar nichts. Aber sie sprach uns vor, ließ uns erst in einem „Primer" lesen, bald in einem Buch von irgend einem schottischen Prediger, lachte herzlich über unsere entsetzliche Aussprache, behielt uns dann zu einem vorzüglichen Supper bei sich und versicherte uns stets, daß wir „did very well indeed". Ob sie dies Lob auf unser Essen bezog oder auf unser Englisch, das ist dunkel.

Man sieht, daß ich abends nicht oft bei den Missionshausmahlzeiten war. Denn die bei dem Kirchengeschichtslehrer und der Mrs. Schultze waren regulär, und dann kamen noch viele andere Einladungen dazu. Dadurch ging das Studium wieder zu tief in die Nächte,, und ich erholte mich in Leipzig nicht, wie ich es hätte tun sollen, um mich für die indischen Strapazen zu stählen.

In Leipzig war eine Studentenverbindung, welche das lutherische Bekenntnis auf ihr Panier schrieb und in demselben sich gründen und festigen wollte, was ohne Zweifel löblich war. Sie nannte sich „Die Philadelphia" nach Offenb. 3, 7—13 und Hebr. 13, 1. Zu dieser Verbindung gehörten die meisten Insassen des Missionshauses, soviel ihrer Studenten waren, und ich trat auch ein. Grahl, der mit meiner

Heiligung nicht zufrieden war, war damals Senior, der Erste und Vorsitzer der Philadelphia. Die Gesetze der Universität bestimmten aber, daß eine solche Verbindung einen Professor der Universität als Beirat habe, der sich der Verbindung anzunehmen und in gewisser Weise für dieselbe verantwortlich zu sein hatte. Die Verbindung konnte sich ihren Beirat selbst wählen. Und die Philadelphia hatte den Professor Kahnis gewählt, von welchem ich im vorigen Kapitel erzählt habe. Wir versammelten uns wöchentlich einmal in einem gemieteten Lokale. Jede Versammlung wurde mit dem Verse „HErr JEsu Christ, dich zu uns wend" eröffnet. Dann wurden Vorträge gehalten, aus den Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche vorgelesen, sonst ein Gegenstand der christlichen Lehre und Praxis vorgenommen, disputiert und diskutiert, etliche Verbindungsgeschäfte erledigt, je nachdem. Einen Vortrag zu halten baten wir öfters einen theologischen Professor, gewöhnlich unsern Beirat, meist aber wurde dazu einer aus unserer eigenen Mitte bestimmt. Außer an diesen Vereinsabenden fanden wir uns auch zu gemeinschaftlichen Spaziergängen zusammen, sogar hie und da zu einem soliden Glase Bier in einer Restauration.

Jährlich fand das Stiftungsfest statt, zu welchem manche „alte Herren", frühere Mitglieder, kamen, und welches von dem Beirat mit einem Gebet eröffnet wurde, worauf dann der Senior eine Rede zu halten und den Jahresbericht zu verlesen hatte. Hier erinnere ich ein sehr merkwürdiges Gebet des Beirates. Ehe ich das beschreibe, muß ich bemerken, daß der Herr sehr von seinen theologischen Gedanken eingenommen und also sehr zerstreut war. Nun sein Gebet. Er redete den HErrn JEsum an. Aber er redete den HErrn JEsum in einer solchen Weise an, daß wir alle

seine verkehrte Lehre, seine Leugnung der Lehre von der heiligen Dreieinigkeit daraus erkennen konnten. Seine genauen Worte sind mir nicht in der Erinnerung, obwohl wir sie damals viel besprachen. Sie gingen dahin, daß der HErr JEsus der nächste nach Gott, oder dem Vater fast gleich sei. Dann fuhr er fort: „Als ich mein Haus verließ, um hierher zu gehn, sah ich auf meinem Tische ein Buch liegen —" und nun erzählte er dem HErrn JEsu den Titel des Buchs und wo und wann es erschienen sei. Nachdem das klargestellt war, betete er dann weiter.

Als Grahls Zeit kam, daß er nach Indien gehn sollte, wurde ich zum Senior erwählt. Und es wurde mir mitgeteilt, daß das auf Grahls Wunsch geschehen sei. Er habe sogar gesagt, man solle mich zum Senior behalten, solange ich in Leipzig sei. Also muß er zufriedener mit mir geworden sein. Ich alter Bursche aber kam mir doch manchmal recht wunderbar vor als Senior der so gänzlich andersartigen Philadelphia.

Einmal ging mir's bei einer Abenddiskussion in der Philadelphia schlimm und doch sehr gut. Bei der Besprechung des 28. Artikels der Augsburgischen Konfession behauptete ein gewisser Wagner, ein sehr langer und eifriger Studiosus, daß der Sonntag n i c h t an Stelle des jüdischen Sabbaths von Gott eingesetzt und n u r eine freie menschliche Ordnung sei und gemacht, um für die Predigt und das Anhören des göttlichen Wortes eine regelmäßige Zeit zu haben. Ich, der ich die Predigten von Ludwig Harms in Fleisch und Blut aufgenommen hatte, widersprach dem mit großer Vehemenz und behauptete, daß der Sonntag von Gott eingesetzt sei. Nachdem wir uns eine Weile gestritten hatten, beschloß die Philadelphia, daß an einem der nächsten

Vereinsabende eine reguläre Disputation stattfinden solle, bei welcher Wagner seine Sache aus Gottes Wort und den Bekenntnisschriften zu erhärten habe, und ebenso ich meine. Indem ich nun fleißig diese Sache studierte und in Schrift und Bekenntnis forschte, um meine Waffenrüstung fest und unüberwindlich zu machen, da fand ich ganz klar, daß — Wagner recht hatte. Und als der Abend kam, erklärte ich das sofort. Wir hielten aber beide unsere Vorträge, und die Sache wurde doppelt fest.

Während ich Senior der Philadelphia war, studierten in Erlangen etliche frühere Philadelphen. Diese richteten zu meinen Händen ein Schreiben an die Philadelphia, in welchem sie verlangten, daß Professor Kahnis von seinem Amte als Beirat abgesetzt werde, weil er falsche, dem Worte Gottes und dem Bekenntnis der lutherischen Kirche gröblich widersprechende Lehre führe. Sie zählten alle seine falschen Lehren auf, wiesen diese säuberlich aus seinen Schriften nach, zeigten aus Gottes Wort, wie sie diesem widersprechen, und legten dar, was für ein Unding es sei, daß ein solcher Mann Beirat einer Verbindung sei, die das lutherische Bekenntnis zu ihrem Leitstern habe. Das Schreiben ließ an Klarheit und Schärfe nichts zu wünschen übrig.

Da saß ich nun. Daß die Erlanger recht hatten, das sah ich. Aber was sollte ich armer unerfahrener Student gegen einen so berühmten Professor machen? Ich sagte keinem Menschen etwas von diesem Schreiben und dachte nach.

Endlich kam ich zu dem Entschluß, mit dem Schreiben zu Kahnis selber zu gehn und es ihn lesen zu lassen und zu hören, was er sagen werde.

Und ich ging. Daß mir der Gang sauer war, das kann

ich nicht sagen. Ich war jung, und die ganze Sache interessierte mich.

Ich kam also zu Kahnis. Ich traf ihn in dem inneren Sanktum seiner Studierstubenflucht. Er nahm mich freundlich auf und wies mir einen Platz auf dem Sofa an. Er saß mir gegenüber auf einem Sessel. Ein Tisch stand zwischen uns. Ich sagte: „Herr Domherr, ich komme in einer unangenehmen Sache. Bitte, lesen Sie diesen Brief. Und dann nehmen Sie alles, was ich sage, für gerade so gemeint, wie ich es sage.“ Damit reichte ich ihm den Brief.

Er las den mit großem Ernst. Ich betrachtete sein Gesicht. Er legte endlich den Brief auf den Tisch und dachte noch etwas nach. Dann schaute er auf und fragte mich: „Nun, was sagen Sie?“

Ich sagte: „Was in dem Brief steht, das ist wahr.“

Er: „Ich biete Ihnen an, mein Amt als Beirat niederzulegen. Was sagen Sie nun?“

Ich: „Herr Domherr, wir müssen einen Beirat haben. Das verlangen die Gesetze der Universität. Nun wüßte ich wirklich nicht, wen wir, wenn Sie Ihr Amt niederlegen, wählen sollten. Sie sind nicht im Einklang mit dem lutherischen Bekenntnis. Aber wer ist es?“

Er lächelte etwas und sagte: „Ja, wer ist es? Etwa —“ Hier nannte er den Namen eines anderen berühmten Professors, der für einen Hort des Luthertums angesehen wurde.

Ich: „Nein, der gewiß nicht! Und der ist nicht einmal ehrlich, was Sie doch sind. Herr Domherr, wir wissen, wie Sie stehn. Aber bleiben Sie unser Beirat.“

Er: „Meinen Sie das?“

Ich: „Ich habe mir erlaubt, Sie zu bitten, meine Worte so zu nehmen, wie sie lauten.“

So blieb er. Und wir schieden in großer Freundschaft. Ich legte den Brief und meine Unterredung mit Kahnis der Philadelphia vor. Die stimmte mir bei. — Daß ich da richtig gehandelt habe, das will ich hier nicht sagen. Ich habe nur erzählt, wie es sich zugetragen hat.

Mit diesem unserem Beirat machten wir manchmal Spaziergänge auf's Land und kehrten dann in einem Wirtshause ein und sangen da fröhliche Lieder. Er sang besonders gerne: „Die Pinschgauer wollten wallfahren gehn“, und mit Begeisterung sang er:

Drei Lilien, drei Lilien, die pflanzt' ich auf mein Grab.
Vivallera!
Da kam ein stolzer Reiter und schlug sie ab.

Ach Reitersmann, ach Reitersmann, laß du die Lilien stehn! Vivallera!
Die soll ja mein fein's Liebchen noch einmal sehn.

Auch Professor Delitzsch ging öfters mit uns. Da sagte er bei einer solchen Gelegenheit: „Meine Herren, hat jemand von Ihnen ein Neues Testament bei sich?“ Flugs kamen etliche Neue Testamente zum Vorschein. „Ach, meine Herren“, sagte er, „Sie sind besser als eine andere Gesellschaft, mit der ich neulich ging. Die Leute hatten Propfenzieher bei sich, aber keine Neuen Testamente.“

Ganz glatt ging's auch in der Philadelphia nicht her. Es kam eine Zeit, in welcher ich in großer Gefahr stand, all mein Ansehen zu verlieren. Erstens nämlich hatte ich, und das wahrhaftig mit vollem und ganzem Recht, viel an der

Lehre der Professoren auszusetzen. Meine Mitphiladelphen aber waren entsetzt, daß ich es wagte, in den Lichtern der Wissenschaft Flecke der Finsternis zu entdecken und zu rügen. Sie waren geneigt, mich für einen wahren Unhold anzusehn. Sie meinten ganz ehrlich, Studenten haben nur zu lernen, nicht zu kritisieren. Doch ich erhielt meine Sache. Ich machte ihnen wenigstens zeitweilig klar, daß, wo das Wort Gottes in Betracht kommt, die Schafe über die Hirten und die Schüler über die Lehrer zu richten haben. Und dann stellte ich eines Abends die Behauptung auf, daß der HErr JEsus Christus vor seiner Menschwerdung, also in der Zeit des *Alten Testamentes, dagewesen und sich offenbart* und gezeigt habe als den Gott Israels. Das ist ja eine ganz klare Sache. Aber die Philadelphia sperrte Maul und Nase auf. Und ein sonst überaus sanftes Männlein wurde darüber ganz erregt und schier giftig und meinte, solche Lehren lasse er sich nicht aufhalsen. Als ich jedoch diesmal sanft blieb und Jesaias 50. aufschlug und zeigte, daß der H E r r, der allmächtige Gott und Gott Israels sprach: „Der HErr HErr hat mir eine gelehrte Zunge gegeben. . . . . Ich hielt meinen Rücken dar denen, die mich schlugen . . . .“, da wurden alle still. — Es war doch ein ganz schönes Leben in der Philadelphia durch die zwei Jahre, die ich in Leipzig war.

Die Leipziger Missionsfeste, die immer zu Pfingsten abgehalten wurden und mit welchen eine große lutherische Konferenz verbunden war, *waren immer mächtige Begebenheiten*. Da kamen Männer aus allen Ländern Europas zusammen, da hörte man bedeutende Reden und Predigten, da lernte man die vornehmsten Lichter der lutherischen Kirche persönlich kennen. Für einen jungen Menschen, der

geistiges und geistliches Interesse hatte und der, wie ich, da Gelegenheit hatte, mit all den Berühmtheiten in Berührung zu kommen, konnte es kaum einen interessanteren und anregenderen Ort geben als Leipzig. — Am Missionsfeste 1869 wurde der Schwede Jakob S. mit größter Feierlichkeit in der Nikolaikirche zum Missionsdienst in Ostindien abgeordnet. Er steht heute noch in demselben.

---

13. Herbstferien 1869.

Die großen Herbstferien des Jahres 1869 brachte ich in Erlangen zu bei meiner lieben Mutter. Was für eine Freude war das! Meine Mutter sah viele Gebete erhört, viele Tränen waren getrocknet.

Von meinen Schwestern war die zweite nicht da. Von Frankreich war sie nach England gegangen, von England nach Rußland, und da hatte sie nun eine Stelle als Erzieherin in einem gräflichen Hause.

Nachdem ich meine Mutter und Schwestern eben begrüßt hatte, kamen von einem Gange in die Stadt zurück zwei Mägdlein, zwei Backfischlein von 15 bis 16 Jahren. Die eine war die Tochter des württembergischen Papierfabrikanten, der mir so nobel geholfen hatte. Die andere war eine Tochter des Pastor Hengstenberg in Wetter an der Ruhr, Westfalen, des Bruders des so sehr bekannten Professors Hengstenberg in Berlin. Diese beiden Mägdlein waren meiner Mutter zur Erziehung anvertraut worden. Was die letztere anlangt, so kam das daher, weil, wie früher erwähnt, ihre Schwester mit meiner Schwester in St. Dié zusammen gewesen war. Dies kleine Mädchen hatte einen sehr merkwürdigen Stammbaum. Väterlicherseits konnte sie ihre Ahnen durch Jahrhunderte zurück, bis in die Zeit der Kreuzzüge hinein, zählen. Im Reformationszeitalter hatten die Hengstenberge das reformierte Bekenntnis angenommen und seitdem immer beibehalten. Und ihre, des Mägdleins, Urgroßeltern mütterlicherseits waren der Philosoph Friedrich Heinrich Jacobi und dessen Ehefrau Helene

Elisabeth, eine geborene von Clermont, die der Dichter Göthe soviel besungen hat.

Nachdem ich etliche Tage daheim gewesen war, machte ich den Vorschlag, daß wir an allen freien Abenden ein Stündlein der Betrachtung des kleinen Katechismus Dr. Martin Luthers, wie derselbe im mecklenburgischen Katechismus ausgelegt ist, widmen wollten. Dies wurde gerne angenommen und mit Eifer und Regelmäßigkeit durchgeführt. Und als die Ferien aus waren, da hatten wir alle eine ganz schöne Erkenntnis von Gottes Wort und Luthers Lehr. Besonders das kleine reformierte Mariechen Hengstenberg war eine sehr aufmerksame Schülerin.



Das Töchterchen des Fabrikherrn.

Schon in meiner Hauslehrerzeit hatte ich der Burschenschaft Germania erklärt, daß ich ihr nicht mehr angehören könne, und hatte meine Gründe dafür dargelegt. Man hatte das nicht gerne annehmen wollen. Und ein Erlanger Professor der Theologie tadelte mich darum. Er sagte, ich solle Germane bleiben und auf meine Verbindungsbrüder in rechter Weise einzuwirken suchen. Ich glaubte aber, daß das nicht sein könne, solange ich Student sei. Denn als solcher hätte ich Dinge mitmachen müssen, die gegen mein Gewissen waren. Anders wäre es ge-

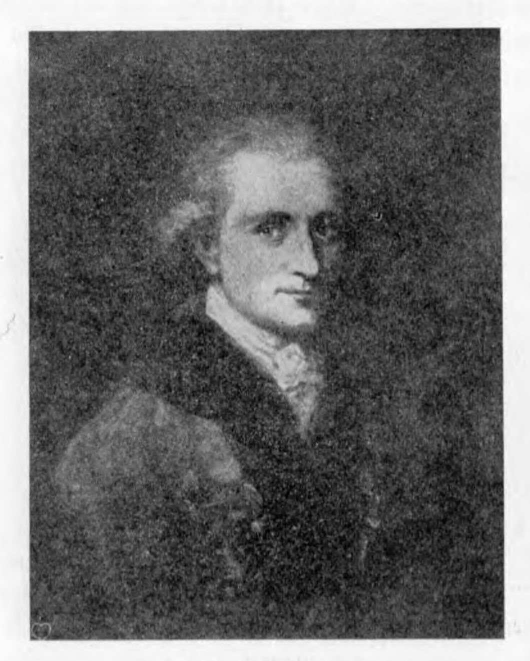
wesen, wenn ich nicht mehr Student gewesen wäre, dann wäre ich nur ein sogenannter „Alter Herr“ oder „Philister“ der Burschenschaft gewesen. Ich blieb also bei meinem Vorsatz und Erklärung. Blieb auch dabei, als ein Abgesandter nach Leipzig zu mir kam und mich zu bewegen suchte, meine Austrittserklärung zurückzunehmen. Als ich nun nach Erlangen kam, da sah ich meine alten Burschen natürlich. Und einer derselben, ein überaus feiner Kerl, von welchem ich eben heute, da ich dies schreibe, gehört habe, daß er in München als Geheimer Rechnungsrat im Kriegsministerium gestorben ist, redete mich auf der Straße an und sagte: „Ach Zorn, was willst du denn von uns austreten? Tue das doch nicht! Wir haben ja manche fromme Leute unter unsern Philistern.“ Das sagte er so treuherzig und herzlich, daß mir das Herz im Leibe weh tat, und ich hätte ihn küssen mögen.



Mariechen Hengstenberg.

Eine andere Begegnung hatte ich mit einem der berühmten Recken der Germania. Der traf mich auch auf der Straße. Und der redete, wie folgt: „Ho, grüß dich Gott, Zorn! Du bist fromm geworden? Das ist gut. Aber deswegen hättest du nicht von uns auszutreten brauchen. Schau, ich bin auch jetzt fromm und doch nicht ausgetreten. Ich bin jetzt Pfarrvikar in N. Ich bin jetzt nur auf Besuch

hier. Ah, Zorn, wenn man im Amt ist, dann kriegt man andere Gedanken! Und das Amt ist schwer! Zwar das Predigen, das ist nix, das geht wie ein Donnerwetter. Aber



Fritz Heinrich Jacobi.

die Seelsorg! O Zorn, die Seelsorg, die ist hart! Da geh ich neulich am Sonntag Nachmittag in mein Dorfwirtshaus, um ein solides Glas Bier zu trinken. Und was denkst du? Was seh ich da? Meine Bauern seh ich Karten spielen! Ich denk: Am Sonntag Karten spielen, das ist zu arg; da muß ich Seelsorg üben. Aber wie? Ja, das wußte

ich nicht. Indem ich nachdenke, steht einer von den Spielern auf und will einmal hinausgehn. Jetzt, denk ich, ist meine Gelegenheit. Ich sag zu ihm: Ich will deine Karten



Betty Jacobi geb. von Clermont, und ihre Tochter Cläre.
(Am meisten ist sie durch ein anderes Bild in roter pelzverbrämter Taille bekannt, das auch in unserer Familie ist. Aber ich will dies mehr mütterliche Bild zeigen.)

halten, bis du wieder herein kommst. Gut. Ich halt die Karten und betrüge die Bauern nach Noten. Dann schmeiß ich die Karten auf den Tisch und sag: Ihr Saubauern, am Sonntag spielt ihr Karten und versteht's nicht einmal! Ihr

merkt ja nicht, wenn euch euer eigener Seelsorger beschummelt! Da hättst du die Bauern Augen machen sehn sollen! Und es hat alles nix genutzt! O Zorn, die Seelsorg, die ist schwer!"

Aber ich traf da auch eine ganz andere Sorte von Studenten. Es waren das eine Anzahl von Theologen, die unter dem Einfluß, der Leitung und Führung eines gewissen Hörger standen. Dieser Hörger war, soweit ich mich seiner erinnere, ein kleines Kerlchen und hatte ein schwarzes Seidentuch über Backen und Ohren gebunden und sah nicht bedeutend aus. Aber er war voll von verzehrendem Eifer für das Studium der Theologie und die lutherische Lehre. Und er wagte sich an alles. Mit einem theologischen Dozenten, der die falsche Lehre vom tausendjährigen Reich verteidigen wollte, disputierte er öffentlich und zwar so, daß der Dozent nach aller Zuhörer Meinung den Kürzeren zog. Gegen falsche Lehren von Professoren klagte er beim Kultusministerium, wofür er einen tüchtigen Rüffel erhielt. Seine Genossen, etwa ein halbes Dutzend, beseelte er ganz und gar. Alle waren überaus fleißig und lebten und webten in der Theologie und glühten für die lutherische Lehre, soweit sie ein Verständnis von derselben hatten. Es waren das dieselben, die mir später, wie ich schon erzählt habe, die Klage gegen den Professor Kahnis zusandten.

Mit diesen also kam ich zusammen, machte mit ihnen Spaziergänge, besuchte sie in ihren Stuben, sie besuchten mich, wir gingen auch wohl in die sogenannte Oppelei, einem von zwei alten Schwestern geführten Wirtshause, zu einem Glase Bier. Aber immer und immer war es die Glaubenslehre, um die sich unser Gespräch drehte.

Bei den Professoren waren diese Leute sehr angesehen,

denn sie waren die bei weitem fleißigsten und aufmerksamsten Zuhörer. Doch gaben sie diesen auch zu Seufzern und Klagen Anlaß. Zum Beispiel erzählte mir und einem Freunde ein Professor folgende zwei interessante Geschichten von ihnen. Er erzählte etwa so: „Ach ja, es sind prächtige Leute. Aber was denken Sie? Nach einer Vorlesung kommt manchmal der kleine K. zu mir mit ein paar Bänden von Arnolds Ketzerregister unter dem Arm und zeigt mir eine ganze Anzahl von Ketzereien, die ich vorgetragen haben soll! Und mehr noch —" Doch ich will mit meinen eigenen Worten sagen, was der Professor erzählte. Der Professor leitete ein Predigerseminar, zu welchem auch diese Leute gehörten. Einmal ordnete er an, daß der größere K. im Seminar eine Predigt halten sollte über die Worte: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis". Hebr. 4, 14. Zur festgesetzten Zeit versammelte sich das Seminar in der Neustädter Kirche, und K. bestieg die Kanzel. Zur Einleitung sagte er mit schlichten Worten, der Professor habe gesagt, er solle so predigen, als wenn er eine Gemeinde vor sich habe. Aber eine gedachte Gemeinde könne er nicht anpredigen, er nehme daher die, die er jetzt vor sich habe. Als Thema nahm er dann einfach die Textworte: „Lasset uns halten an dem Bekenntnis." Sein erster Teil war: „Herr Professor, halten Sie an dem Bekenntnis!" Sein zweiter Teil: „Geliebte Kommilitonen, lasset uns halten an dem Bekenntnis!" Im ersten Teile redete er dann den Professor mit herzlichen Worten an, zeigte ihm, welch herrliche Gaben Gott ihm verliehen habe, wie er aber mannigfach von dem Bekenntnis abweiche, und ermahnte ihndann, daß er doch seine Gaben in den Dienst des Bekenntnisses stellen möchte. Im zweiten Teile redete er die Studenten an und ermahnte

sie, sich bei aller Liebe und Verehrung, die sie dem Professor schenkten, sich doch nicht vom rechten Bekenntnis abwendig machen zu lassen durch ihn.

Als der Professor soweit erzählt hatte, fragte mein Freund: „Was haben Sie denn dazu gesagt, Herr Professor?"

Der antwortete: „Gar nichts habe ich gesagt. Aber als danach die Rezension kam, da hatte ich das Wort. Und da habe ich's ihm gegeben, dem schrecklichen Menschen!"

Mein Freund fragte: „Und was hat er dann gesagt?"

„Gelächelt hat er, der fürchterliche Mensch!" sagte der Professor und fuhr fort: „Und doch sind diese Leute meine besten Zuhörer!"

Dieser selbe Professor gebrauchte sehr lange und verwickelte Sätze in seinen Vorlesungen, sodaß man ihn schwer verstehen konnte. Und einer seiner Zuhörer war ein Schwede, der Sohn eines lutherischen Bischofs, der die deutsche Sprache nicht ganz beherrschte. Der kam eines Tages zu dem Professor. „Ei, guten Tag, mein lieber Björnsen", sagte der Professor sehr freundlich, „was führt Sie denn heute zu mir?" Antwort: „Herr Professor, ich bin gekommen zu fragen, ob Herr Professor mir nicht kann geben ein Teleskop." Der Professor: „Aber, liebster Björnsen, was wollen Sie denn mit einem Teleskop?" Der Schwede antwortete: „Daß ich kann sehn das Ende von die Perioden (Sätze) des Herrn Professor."

In diesen Ferien kam ich viel in Berührung mit theologischen Professoren und durch diese mit allerlei Leuten, die — nun die als besondere Christen angesehn waren. So besuchte mich ein Erlanger Pfarrvikar, beglückwünschte mich in mir unangenehmer Weise zu meiner Bekehrung und

fragte mich endlich, ob ich mir denn auch schon über die rechte christliche Hoffnung klar sei? „Ja", sagte ich. „Welche?" fragte er. „Die des dritten Artikels: Ich glaube eine Auferstehung des Fleisches und ein ewiges Leben", antwortete ich. „O, das ist schon richtig", sagte er, „aber das ist nicht, was ich meine. Ich meine die Herrlichkeit des tausendjährigen Reiches. Steht Ihnen diese recht vor Augen?" Ich bekannte, daß ich vom tausendjährigen Reiche wenig gehört habe, und daß das, was ich gehört habe, mir falsch zu sein scheine. Darauf lud er mich dringend ein, an einem der nächsten Tage einer Versammlung von Freunden des tausendjährigen Reiches beizuwohnen, deren Leiter er sei. Ich versprach das.

Zur bestimmten Zeit ging ich hin und fand eine kleine Anzahl von allerlei Leuten versammelt. Der Pfarrvikar begrüßte mich und machte mich mit den andern bekannt. Ich erinnere die Leute nicht mehr. Ich weiß nur, daß ein Student da war, der mit dem Pfarrer Löhe in Neudettelsau in Verbindung stand und später Pastor in der Iowasynode geworden ist. Dann waren da noch etliche Bürgersleute. Zuerst wurde eine Schrift vorgelesen, die gegen den Chiliasmus (die Lehre vom tausendjährigen Reiche) geschrieben war. Diese wurde Satz für Satz „widerlegt", das heißt, lächerlich gemacht und heruntergerissen. Dann trug der Pfarrvikar seine Lehre vor. Zu einer nicht fernen Zeit solle ganz Israel bekehrt werden, viele entschlafene Gläubige sollen auferstehen, Christus solle sichtbar auf Erden wandeln, ein Reich der Herrlichkeit der Kirche solle auf Erden sein, alle etwa noch Ungläubigen müssen sich dann ducken, Sonne und Mond werden heller scheinen, der jerusalemische Tempel werde auf einem hohen Berge stehn, Israel werde

der Mittelpunkt der Kirche sein, alle andern aber werden oft mit Freuden nach Jerusalem kommen und anbeten, das Land werde in ungeahnter Weise sein Gewächs geben, alles werde in Frieden lachen. Und das werde 1000 Jahre währen. Dann werde drei und ein halb Jahr der Antichrist kommen mit großen Scharen und Jerusalem bestürmen, große Not werde sein. Dann aber werde Christus mit allen heiligen Engeln zur Hilfe und zum Gericht und zur ewigen Befreiung kommen. Zum Schluß werde das Lied gesungen: „Jerusalem, Jerusalem, du Himmel unter'm Mond."



Löhe.

Mir wurde angst und bange. Ich machte, daß ich fortkam. Ich wußte ja nicht viel. Aber ich sah doch, daß alle angeführten Bibelstellen auf Schrauben gestellt waren. Und ich merkte den ungesunden Schwarmgeist, der da webte. Ich widersprach etwas, wurde aber überschrieen. Ich wurde nicht so freundlich entlassen, als ich begrüßt worden war. Man gab mich auf. Das war auch gut.

Auch machte ich mit meinen Schwestern und den beiden Backfischlein einen Besuch in dem nicht fernen Neudettelsau, um den berühmten Löhe zu hören und zu sehn. Abends kamen wir in dem Dorfe an und logierten in einem überaus sauberen Wirtshaus. Am andern Morgen in der Frühe

war Gottesdienst, denn der Geburtstag des Königs wurde gefeiert. Im Gasthause hatten wir den Pfarrer Büttner getroffen, der gerade Vorsteher des Diakonissenhauses in Hannover geworden war. Der wollte sich das Neudettelsauer Diakonissenhaus besehn. Mit dem zusammen gingen wir in die Kirche und saßen auf der Empore. Löhe predigte. Aber er stand nicht auf der Kanzel, sondern vor einem Pult, weil er zu der Zeit oft von Schwindel befallen wurde. Er hatte den Text: „Siehe, ein rechter Israeliter, in welchem kein Falsch ist.“ Joh. 1, 47. Den Gang der Predigt weiß ich nicht mehr. Aber er redete von dem Apostel Nathanael, dann von Ludwig dem Heiligen (weil der bayrische König Ludwig hieß), dann von Ludwig I., endlich von Ludwig II., der jetzt regierte. Überall sprach er die Hoffnung aus, daß sie dem Nathanael gleich gewesen sein und sein möchten. Dann sagte er: „Jetzt wollen wir für unsern König beten. Und wenn jemand nur aus Neugierde gekommen ist und nicht ernstlich mitbeten will, der gehe hinaus.“ Wir blieben. Aber wir hätten lieber fortgehn sollen. Denn nun ermahnte er zu beten für Ludwig II. (das war schon gut), und für Ludwig I. (der war schon tot), und für Ludwig den Heiligen (der war schon viele Jahrhunderte tot). Wir sahen uns an und trauten unsern Ohren nicht. Vor 14 Jahren traf ich den Pfarrer Büttner in Hannover, und wir erinnerten uns dieser Begebenheit. Nun ja, das Gebet kam, und wir beteten n i c h t mit. Wir erwarteten jeden Augenblick, daß auch für den Apostel Nathanael gebetet würde. Aber das geschah nicht.

Nach dem Gottesdienst wurde ich Löhe auf der Straße vorgestellt, als er im Chorrock nach Hause ging. Daß er ein schöner alter Mann mit herrlichen Augen war, ist kein Zwei-

fel. Dann besahen wir uns alle Anstalten. Überall fanden wir die allergrößte Zierlichkeit und Reinlichkeit. Nur kam uns alles klostermäßig bedrückend vor. Die Diakonissen wagten uns kaum anzusehen. In allen Gebäuden fanden wir ganz kleine Gebetkämmerlein, die nur mit einem Betpult und einem Bilde und einem Kruzifix ausgestattet waren. Das Bild war meist das Schweißtuch der heiligen Veronika mit dem Antlitze Christi. Wir eilten denselben Tag zurück nach Erlangen und zwar per Postwagen, wobei Pastor Büttner unser Begleiter war.

Gesunder, einfältiger Glaube an JEsum Christum, den Heiland, wie selten ist der!

---

14. Der Winter 1869—70.

Der Winter 1869—70 war eine Zeit angestrengten Studiums. Ich hörte die Vorlesungen der Professoren, machte mir Notizen davon und verarbeitete das Gehörte zuhause. Aber das war nicht die Hauptsache. Ich betrieb vor allem das Studium auf eigene Faust. Ich schaffte mir eine gute Dogmatik, eine Glaubenslehre, an, die von einem alten *lutherischen Kirchenlehrer geschrieben war*, und studierte die genau durch und verglich sie mit der Dogmatik eines neuen Kirchenlehrers, des Erlanger Professor Thomasius. Ich studierte einzelne Bücher des Alten und des Neuen Testaments nach Kommentaren, nach Auslegungen alter und neuer Theologen. Ich nahm eine kurzgefaßte Kirchengeschichte vor und suchte diese mir ordentlich einzuprägen. Fiel mir dabei etwas besonders auf, so nahm ich Monographieen, das heißt, Schriften, die einen Gegenstand besonders behandeln, und las die. Die Kirchengeschichte machte mir Not, weil ich keinen Kopf für Zahlen und Daten habe. Ich muß da sagen, wie mal einer gesagt hat: ich weiß alle Jahreszahlen von Anfang der Welt bis auf meine Zeit, aber ich weiß nicht, was dann oder dann geschehen ist. Mit ein paar Freunden gemeinsam las ich die Bekenntnisschriften der lutherischen Kirche. Und wir besprachen diese gehörig. Dabei fiel uns mehr und mehr auf, wie sehr die neue Theologie vom alten Glauben, vom Glauben der Schrift und Luthers abgewichen war.

Einzelne Gegenstände machten wir zum Objekt beson-

deren Studiums. Zum Beispiel die Lehre von Kirche und Amt. Darüber waren wir uns völlig unklar. Wir lasen eine ganze Anzahl von Monographieen darüber. Ich erinnere die von Löhe, Delitzsch, Trebitz, Haupt. Nachdem wir die gelesen hatten, waren wir womöglich noch unklarer als vorher. Wir beschlossen den Direktor zu konsultieren, der uns immer zur Klarheit verholfen hatte. Wir waren gerade in meiner Wohnstube versammelt. Ich ging hinab zum Direktor und bat ihn zu uns zu kommen. Er ging gleich mit. In meiner Stube setzte er sich auf meinen Pultbock und fragte nach unserem Begehr. Wir sagten ihm, daß es in unserem Kopfe wüste und leer sei, und daß es finster sei in der Tiefe unserer Herzen über die Lehre von Kirche und Amt. „Können Sie uns", so fragten wir, „nicht ein Buch nennen, das uns richtigen Aufschluß darüber gibt und nicht unsichere Privatmeinungen, sondern die Lehre der Schrift und des Bekenntnisses bietet?" Sofort antwortete er: „Das kann ich. Schaffen Sie sich das Buch von Walther an." „Walther? wer ist Walther?" fragten wir. Er erklärte uns, daß Walther ein von Sachsen nach Amerika ausgewanderter Theologe von klarstem Kopf, von unverbrüchlicher Bekenntnistreue und von „Löwencharakter" sei. Wir meinten erst: „Aber was kann von Amerika Gutes kommen?" Er antwortete: „Schaffen Sie sich das Buch an und lesen Sie." Das taten wir. Und hell und klar wurde uns die Lehre der Schrift und des Bekenntnisses von Kirche und Amt.

Dies möge genug sein, um zu zeigen, wie etwa das Studium betrieben wurde.

Ich weiß nicht mehr genau, wie es war, aber es scheint mir, daß in Leipzig in jedem Semester oder Halbjahre Ge-

legenheit gegeben wurde, das theologische Examen zu machen. Ja, es muß so gewesen sein. Denn zu der Zeit machten etliche Missionszöglinge, unter diesen Grahl und Grubert, ihr Examen. Sie sollten zu Pfingsten 1870 nach Indien abgeordnet werden. Das theologische Examen da war eine langstielige Geschichte und zog sich durch viele Wochen hin. Die Examinanden wurden in Sektionen von sieben und sieben abgeteilt. Zuerst kamen die sogenannten Klausuren, die Einschließungen. In einem Saale des alten Postgebäudes wurden sie viermal einen Tag eingeschlossen und mußten unter der Aufsicht des Pedells, der gelangweilt an einem Tische saß, schriftliche Arbeiten machen, von welchen eine in lateinischer Sprache geschrieben wurde. Das nahm ein paar Wochen in Anspruch. Dann hatte jeder in der Paulinerkirche, der alten Kirche, die am Augustusplatz steht, und in welcher Luther einst gepredigt hat, ein Stück seiner Examenspredigt zu halten. Das geschah nur vor dem Professor, der das Manuskript der Predigt in der Hand hielt, den Miteraminanden und etlichen interessierten Damen. Eine Woche später wurde die Probekatechese gehalten mit einer Anzahl Schuljungen, welche dafür eine kleine Vergütung erhielten. Auch hiebei hatte der Professor die von dem Examinanden geschriebene Katechese in der Hand. Wieder eine Woche später hatte jeder zu zeigen, daß er auch die Liturgie halten konnte. Und endlich kam das mündliche Examen. In dem großen Saale des Postgebäudes war ein Teil desselben durch eine Barriere abgeschlossen. In dem stand ein langer grüner Tisch, obenan saß ein Regierungsrat, ein Jurist, auf der einen Seite sieben Professoren, auf der andern Seite die sieben Unglücklichen in Fräcken. Im andern Teile des Saales, also vor der Barriere, war alles

voll von neugierigen Studenten und teilnehmenden Damen.

Als Grahl und Grubert examiniert wurden, war ich auch unter den Zuschauern. Und da erinnere ich zwei Vorfälle. Ein Kandidat, der ganz untenan saß, wurde von dem Professor der Pädagogik, der Erziehungslehre, gefragt, was er tun würde, wenn ein Konfirmand durchaus nicht lernen wolle? Er antwortete: „Nuscht." Das ist sächsisch und heißt auf deutsch: nichts. Der Professor sagte dann: „Aber, Herr D., so antwortet man doch nicht!" Er: „Nu, was ich kann dann machen?" Das war derselbe, der bei der schriftlichen Arbeit über ein kirchengeschichtliches Thema Wort für Wort das hingeschrieben hatte, was Kurzs Lehrbuch darüber sagt. Natürlich wurde ihm vorgeworfen, daß er das aus dem Buch heimlich abgeschrieben habe. Aber er sagte: „Ich kann das Buch auswendig, Herr Professor. Schlagen Sie irgend eine Seite auf und fangen Sie einen Satz an, dann werde ich ihn wörtlich fortsetzen." Er bestand die Probe. Der Mensch hatte ein fürchterliches Gedächtnis!

Und als Grubert nach dem Namen etlicher alter Apologeten, das heißt, Verteidiger des Christentums, gefragt wurde, da sagte er nicht nur die Namen, sondern auch ihre Schriften und den Inhalt derselben, sodaß der Professor herausfuhr und sagte: „Aber, lieber Herr Grubert, Sie wissen ja alles!"

Bei diesem schriftlichen Examen wurde übrigens wirklich viel betrogen. Besonders einer der Examinanden schrieb alles ab. Grahl sah das und sagte, er verbitte sich das; das sei erstlich unehrlich, und zweitens kommen die Ehrlichen dabei zu kurz. Er wurde verlacht. Er sagte dann, wenn

er das noch einmal sehe, werde er den Pedell rufen. Es wurde weiter betrogen. Dann rief Grahl den Pedell. Allgemeine Wut gegen Grahl, nicht allein unter den Examinanden, sondern unter der ganzen Studentenschaft. Es kam vor die Professoren. Diese ließen zwar den Betrüger seine Arbeit nochmal übermachen, aber sie wiesen ihn nicht vom Examen zurück. Und im Ganzen tadelten sie Grahl. Mir selbst sagte ein Professor: „Das hätte Grahl nicht tun sollen. Solche Sachen fallen ja vor."

Bei dieser Gelegenheit kam zum Vorschein, daß auch etliche Philadelphen beim Examen betrogen hatten. Wir nahmen die Sache sehr ernst. Wir wollten sie aus unserer Verbindung ausschließen. Weil diese Leute aber nicht mehr Studenten waren, so hatten wir zu ihrem Ausschluß die Zustimmung dreier Alter Herren nötig. Ich war Senior der Verbindung, hatte also zu handeln. Zwei Alte Herren gaben ihre Zustimmung. Aber bei dem dritten, dem Vizedirektor der Mission, kam ich schön an! Der geriet ganz außer sich. Er sagte, wenn Leute wegen ihrer Studentensünden noch diszipliniert werden sollten, so sei ja niemand sicher. Wir Studenten haben Alte Herren nicht zu kritisieren. Und besonders ich, der ich im Missionshause sei, habe nur meinen Oberen zu gehorchen, weiter nichts. Da kam e r nun nicht gut an. Ich sagte, das sei ein papistischer Grundsatz, dem ich nicht folgen werde. Und ich war nun meinerseits etwas aus dem Häuschen und ging zum Direktor und sagte ihm die Sache und „begehrte auf", wie man das nennt. Aber der Direktor beruhigte mich, indem er sagte, in der Leipziger Mission werde man nicht nach so unverständigen Äußerungen handeln.

Eigentlich hatte der Direktor haben wollen, daß ich mit

Grahl und den andern Examen machte und mit ihnen zu Pfingsten nach Indien ginge. Er bat mich das tun zu wollen. Aber das wies ich weit zurück, denn ich fühlte mich durchaus noch nicht gesattelt für ein theologisches Examen. Und auch Grubert, obwohl er sein Examen glänzend bestanden hatte, bat doch, daß er noch ein weiteres Jahr in der Heimat bleiben und dann mit mir ausgehen dürfe. Das wurde ihm gewährt.

Dieser Grubert hatte oft große geistliche Anfechtungen. Er kam öfters mitten in der Nacht in meine Schlafstube, weckte mich auf und sagte: „Zorn, hilf mir! Ich kann es nicht mehr aushalten." Und dann blieben wir die Nacht zusammen. Solche Sachen machen Herzensfreundschaft.

Bei Grahls Ordination ging es auf eine Weise zu, die für die landeskirchlichen Zustände sehr bezeichnend ist. Vor der Abordnung mußte nämlich jeder in einer Landeskirche ordiniert werden. Mit Grahl geschah das in der St. Petrikirche. Er wurde mit noch ein paar andern landeskirchlichen Kandidaten ordiniert. Der Professor und Superintendent Lechler war der Ordinator. Einige Geistliche der Landeskirche assistierten. Bei der Handauflegung sprach einer dieser letzteren, ein ganz junger Mann, zu einem knieenden Freunde: „Freund, welche Zeiten hatten wir zusammen auf der Universität, du und N. und ich! Wir brannten im Feuer heiliger Begeisterung. Du warst der sanfte Johannes, der beste von uns. N. war der für das Gesetz eifernde Jakobus. Wer aber der feurige Petrus war, das zu sagen verbietet mir die Bescheidenheit. Der HErr segne dich u. s. w." Dann zu Grahl sich wendend und ihm die Hand auflegend, sagte der Schwätzer: „Bruder, ich kenne dich nicht. Aber ich höre, daß du dich in den Dienst der Mission stellen

willst. So sollen doch auch meine besten Wünsche mit dir gehn. Der HErr segne dich u. s. w."

Die Weihnachtsferien brachte ich bei Mutter und Schwestern in Erlangen zu. Wie schön war das! Davon ein besonderes Kapitel.

---

15. Weihnachtsferien 1869.

Diese Weihnachtsferien brachte ich also in Erlangen zu und lernte da, ich weiß nicht mehr auf welche Weise — ich glaube, ich hatte sie schon in den Herbstferien gesehen — ein paar ältere Studenten kennen, mit welchen ich bald, ja gleich, in ein freundschaftliches Verhältnis kam, sodaß wir uns dutzten und bei den Vornamen nannten. Da aber diese beiden noch leben und Würdenträger sind in deutschen Landeskirchen, so will ich nur ihre Vornamen nennen. Schlechtes kann und will ich zwar durchaus nicht von ihnen sagen. Aber doch weiß ich nicht, ob es ihnen recht sein würde, wenn ich sie voll benamste und so der Leserwelt zu mehr oder minder freundlicher Inspektion vorstellte.

Diese beiden also hießen Daniel und Vitus. Beide waren wohlgenährt und von ansehnlicher Leibesfülle, sodaß ich, wenn ich zwischen ihnen stand, mich ausnahm wie der Bindestrich zwischen meinen Namen Manthey und Zorn. Richtig, das Gleichnis paßt. Denn Daniel war ein Mann von gewaltigen Gliedern, die alle von Rundung strotzten. Und er trug einen Rund-um's-Gesicht-her-Bart. Vitus dagegen war kleiner, glatt rasiert, trug eine goldene Brille und war rund, nett und fett. Was ihren Charakter anlangt, so brannte in Daniel ein stetes Feuer lodernder Begeisterung, sodaß ich nicht begreife, daß sein Fleisch davon nicht verzehrt wurde, sondern fort und fort an die 200 Pfund wog. Vitus dagegen war ein ruhiger gemessener Plattdeutscher, der sich nicht leicht erregen ließ. Daß der also gedieh, ist verständlich. Hiemit will ich aber nicht sa-

gen, daß Daniel kein Plattdeutscher war. Er war's. Es gibt solche merkwürdigen Naturerscheinungen; „freaks of nature" sagt man auf englisch. Daniel war ein durchaus liebenswürdiger Mensch; es war unmöglich ihn nicht gerne zu haben. Wenn er einen Menschen leiden mochte, so kam er ihm mit einem solchen Sturm von Liebe entgegen, daß er sein, wenn auch noch so verwahrtes Herz einnahm, wie die Preußen die Düppeler Schanzen. Und er mochte mich leiden, und so nahm er mich denn bald in Besitz. Vitus war auch nicht unliebenswürdig, o nein! Aber er stürmte nicht so. Erst bei etwas längerer Bekanntschaft zog er an.



Daniel.

Herr Professor von Z. lud mich zu der Zeit zu einem größeren Abendessen ein, und Daniel, der den Professor sehr gut kannte, sogar in seinem Hause wohnte, überbrachte mir diese Einladung. „Aber, Karl, du mußt neben mir sitzen", sagte er, „ich kann es nicht aushalten, wenn du nicht neben mir sitzst!" „Ja, Daniel", sagte ich jungfräulich geschmeichelt, „dabei kann ich aber doch nichts tun, das mußt du selbst zuwege bringen." „O Karl", fuhr er heraus, „das werde ich einrichten; ich wollte nur deine freudige Zustimmung haben." „O Daniel", antwortete ich, „die hast du!"

Also wir saßen neben einander. In der Mitte der Langseite des Tisches saß der Professor, der, nebenbei gesagt, auch, wie Daniel, ein äußerst leicht bewegtes Herz hatte. Den Ehrenplatz neben dem Professor nahm ich ein, weil ich für eine Art von Wundertier gehalten wurde. Neben mir saß dann Daniel. Dem Professor gegenüber saß die Hausfrau, eine sehr angenehme, etwas schwärmerische Erscheinung. Und dann waren allerlei Gäste da, die ich vergessen habe. Tischgespräche? Die erinnere ich auch nicht mehr. Nur etwas. Der Professor holte ein kleines Büchlein mit blauer Decke und Goldschnitt aus der Brusttasche seines Fracks und sagte: „Hier habe ich etwas sehr schönes. Ich möchte einen Passus daraus vorlesen. Leib und Seele werden dann genährt.“ Er sah seine Frau dabei an. Wir auch. Dieser rollte eine einsame Träne die Wange herab. Wir merkten, daß sie die Verfasserin des Büchleins war. Er las dann. Leider weiß ich nicht mehr, was es war. — Dann kam das Gespräch auf andere Dinge. Auf die Bergpredigt. Und der Professor meinte, man solle die Bergpredigt als ferneres Hauptstück in Luthers Katechismus aufnehmen. Nein, nicht die ganze Bergpredigt: die Seligpreisungen.



Vitus.

Nach der Mahlzeit bildeten wir Gruppen im Zimmer. Der Professor führte Daniel und mich in eine Ecke, wo wir auf einem Tischchen eine wie schlafen liegende Frauenbüste sahen. „Das ist die Büste meiner ersten Frau, die mir so bald genommen wurde. Als sie starb, glaubte ich nicht leben zu können. Aber das Leben durfte ich mir doch nicht nehmen. So wollte ich mich denn totarbeiten. Aber ich lebte. Und jetzt jetzt bin ich so glücklich!"



August Wagner und Elisabeth.

Er erzählte, wie er seine jetzige Frau gefunden hatte. Diese war Diakonissin in Neudettelsau bei Löhe. Professor von Z. kam da öfters hin und sah sie und liebte sie. Sie wußte das nicht. In Neudettelsau konnten Diakonissinnen nach langer Probezeit und Überlegung das Gelübde der Ehelosigkeit ablegen. Die Diakonissin kam zu Löhe und sagte, sie sei dazu nun ganz bereit und entschlossen. Aber Professor von Z. war bei Löhe gewesen und hatte ihm sein Herz entdeckt. Löhe sagte also: „Julie, tue das nicht." Und er sagte ihr von dem Bewerber und bewog

sie, dem Gehör zu geben. So wurde sie eine Ehefrau und kinderreiche Mutter.

Vitus erhielt aus seiner Heimat eine Kiste mit braunschweiger Würsten und lud Daniel und mich ein, die uns einzuverleiben. Es war ein schöner Abend, nicht nur wegen der vortrefflichen Würste, sondern auch wegen der Unterhaltung. Die will ich in Absätzen wiedergeben. Daniel führte hauptsächlich das Wort.



Meine heimgekehrte Schwester.

Zuerst erzählte er von einer Kinderlehre, der er in Neudettelsau beigewohnt hatte. Die wurde von Deinzer gehalten. Was war dessen Stellung da? Gehilfe? Ich habe es vergessen. Er sah weit anders aus als Löhe, aber wenn man ihn nicht sah, sondern nur hörte, so wußte man nicht, ob Löhe oder Deinzer redete. Große Männer finden leicht Nachahmer. Die Kinder standen in einer Doppelreihe im Hauptgange der Kirche. Das Lied „Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten" war gesungen. Der Katechet trat unter die Kinder. Die Katechese fing an. „Anna, sage mir den Spruch, der anfängt: „Wo zwei oder

drei". „Wo zwei oder drei versammelt sind in meinem Namen, da bin ich mitten unter ihnen."

„Gut. Wenn nun die Gemeinde versammelt ist und singt und betet, aber der Pfarrer ist noch nicht da, ist dann die Gemeinde in JEsu Namen versammelt, und ist JEsus mitten unter ihr? Karoline!"



Schwester Mathilde.

„Ja", sagte Karoline.

„Falsch! Katharine!"

„Nein", sagte Katharine.

„Wer fehlt nämlich noch dazu, daß die Gemeinde recht in JEsu Namen versammelt ist? Sophie!"

„Der Herr Pfarrer."

„Recht so. Das göttliche Amt ist noch nicht da. Wie haben wir deshalb gesungen, als der Pfarrer gerade kam? Clara!"

„Gott ist gegenwärtig, lasset uns anbeten."

Nach dieser Erzählung redeten wir von der Lehre von Kirche und Amt, und dabei ließ ich mein Licht leuchten. Dann nahm Daniel wieder das Wort und erzählte eine andere Neudettelsauer Geschichte. Folgende:

Zu Löhe kamen eines Tages etliche Missionszöglinge

und erzählten ihm, daß in der letzten Zeit um Mitternacht wiederholt die Türe ihres Schlafsaales aufgegangen sei, und herein sei getreten auf den Hinterbeinen ein schwarzer Pudel. Auf seinem Kopfe habe eine bläuliche Flamme gebrannt. Und auf den Vorderpfoten habe er ein aufgeschlagenes Buch getragen und sei damit an die Betten gegangen. Dann habe er sich umgedreht und sei wieder hinausgegangen, habe aber einen ganz schrecklichen Gestank hinter sich gelassen.



Schwester Emma.

Löhe sagte: „Ich will diese Nacht bei euch schlafen.“ Und am Abend, um die Schlafenszeit, nahm er seine Nachtkleider und schickte sich an, in's Missionshaus zu gehn.

„Wo gehst du hin, Wilhelm?“ fragte ihn seine Frau.

„Mulier taceat in ecclesia“, antwortete Löhe. Das Weib schweige in der Gemeinde.

„Aber ich bin deine Frau“, sagte sie.

„Ich schlafe heute Nacht im Missionshaus. Jetzt sei still“, sagte Löhe.

Im Missionshaus legte er sich in ein Bett. Um 12 Uhr ging die Tür auf und der Pudel kam. Er kam an Löhes Bett und hielt ihm das Buch hin. Löhe blickte hinein.

Es war Hegels Philosophie. Der Pudel ging dann ab. Gestank.

Am nächsten Morgen Versammlung der Missionszöglinge. „Wer von euch liest Hegels Philosophie?“ fragte Löhe. Einer meldete sich. „Bring das Buch.“ Er brachte es. Es wurde im Hofe verbrannt, und Löhe legte dabei dar, wie der Teufel selbst diese unheilvolle Sache habe offenbaren müssen, und warnte die Zöglinge vor dem Lesen gottloser Schriften.

So erzählte Daniel. Vitus gab dann noch etliche Gespenstergeschichten zum Besten, und ich erzählte von den Spukgeschichten meiner Hauslehrerzeit. Es schlug 12. Daniel und ich wollten nun heim gehen. „Aber, o Karl, bring mich heim, denn ich kann nicht alleine heimgehn. Ich bin ganz aufgeregt“, sagte Daniel. Ich ging mit ihm bis an die Tür seines Hauses, das hinten im Hof des Professors von Z. stand. Nachdem er die Türe aufgeschlossen und mir mit zitternder Inbrunst gute Nacht gesagt hatte, ging ich zuhause.

Am nächsten Tage trafen wir drei Freunde uns.

„Wie habt ihr geschlafen?“ fragte ich.

„O“, sagte Daniel, „es war schrecklich! Zitternd ging ich die Treppe hinauf, öffnete meine Stubentüre und fiel gleich vor dem Fenster an der Türe auf die Kniee und betete. Kaum hatte ich angefangen, da machte es gleich neben mir Rrrrrrr bumbs! Todeserschrocken lief ich in's Bett, wie ich war, und zog die Decke über den Kopf. Am Morgen sah ich, daß der Vorhang am Fenster heruntergefallen war.“

„Kein Wunder!“ lachten wir, „wenn 200 Pfund so vor dem Vorhang hinplumpsen, dann soll er wohl bewegt werden!“

„Ja, aber ich war furchtbar erschrocken", sagte Daniel. „Wie war es mit dir, Vitus?"

Vitus erzählte, er habe sich ausgezogen, seine Nachtmütze aufgesetzt und sei zu Bett gegangen. Da habe es auf einmal einen Platsch gegeben gerade neben ihm, und etwas Nasses sei ihm in's Gesicht gespritzt. Da habe er es auch gemacht wie Daniel.

„Vitus, was war das?" fragte Daniel.

„Neben meinem Bett steht mein Waschtisch", sagte Vitus, „und als ich mich am Morgen waschen wollte, da fand ich, daß ein Stück vom Bewurf der Decke in's Wasser gefallen war. Das ist mir in's Gesicht gespritzt."

Nun sollte ich erzählen, was mir passiert war. Aber mir war nichts passiert.

Daniel und Vitus führte ich bei meiner Mutter ein. Meine Schwester war von Rußland heimgekommen. Als Daniel diese zum erstenmal gesehen hatte, sagte er beim Fortgehen auf der Treppe zu mir: „O Karl, mein Herz ist verloren!" Er hat es auch nie wieder gefunden. Meine Schwester hat es heute noch in unbestrittenem Besitz.

Es gingen noch mehr Herzen verloren. Meine älteste Schwester verlobte sich mit einem Kandidaten der Theologie, August Wagner, einem ausnehmend prächtigen Menschen. Das Backfischlein, die Tochter des Papierfabrikanten, bezauberte einen Studenten der Rechte, der jetzt ein sehr großer Herr in der Welt geworden ist. Und mein Herz neigte sich mehr und mehr dem andern Backfischlein zu. Doch war ich mir durchaus nicht klar. Meine Mutter hatte allerlei ganz andere Pläne nach solcher Richtung hin. Mütter sorgen ja. An das Backfischlein dachte sie gar nicht. Und sie wunderte sich, daß ich mich so ablehnend verhielt.

Damals traf ich bei meiner Mutter einen Studenten, einen kleinen Kerl, der ein wahres Wunderkind war in Bezug auf sein Gedächtnis. Er lieh sich von meiner Schwester, die Daniels Herz gewonnen hat, ein Bändchen englische Gedichte. Er behielt es zwei Tage, dann wußte er alle auswendig, wie er in schärfster Prüfung bewies. Der ging bald in den Krieg. Wollte seiner Kompagnie predigen. Hatte keinen Chorrock. Lieh sich den Rock eines katholischen Priesters. Predigte. Die Feinde kamen. Sein Herzensfreund fiel, sein Herzensfreund, der mit ihm bei uns im Hause gewesen war. Er kniete bei ihm nieder. Er fiel auch. Eine Bombe war geplatzt. Das waren die einzigen Toten in dem Gefecht, diese beiden Freunde.

Da ich Erinnerungen schreibe und da ich von diesen Weihnachtsferien keine mehr habe, die sich zum Erzählen eignen, so kann ich füglich dies Kapitel schließen.

---

16. Mein Examen.

Mein Examen nahte jetzt heran. Im Juni sollte es anfangen. Mir war angst und bange davor, das muß ich gestehn. Ich studierte greulich, um allerlei Gelerntes, aber im Schoß der Vergessenheit Schlummerndes zu wecken. Ganz besonders war es die Kirchengeschichte und das Hebräische, was mir Not machte. Ich konnte und konnte nicht in meinem Gehirn fixieren, wann und um welches Jahr diese oder jene Leuchte die Welt zuerst angeschrieen hatte und endlich erloschen war. Diese Zahlengeschichten gab ich endlich mit einem „Lat slürn!" auf. Das Hebräische betrieb ich so, daß ich das kürzeste Buch der Bibel, nämlich das Buch Ruth vor mich nahm und das etwa zwanzigmal durchstudierte, sodaß ich jedes Wort und jede Wortform genau verstand. Ich dachte so: Wenn ich Ein Buch genau verstehe, so verstehe ich die andern auch, denn diese sind ja in derselben Sprache geschrieben. Kein übler Plan. Es war eine greuliche Zeit! Selbst im Traum der stillen Nächte fand ich mich keuchend im Gefechte. Und wenn der Morgen dämmernd kam und Kunde gab von neuen Plagen, da faßte mich ein wilder Gram, und — ich beschloß es frisch zu wagen.

Und dann kam noch allerlei dazwischen, was mich gewaltig im Studieren störte. Es war ja das Jahr 1870. Der deutsch-französische Krieg lag in der Luft. Die Kriegswolken ballten sich drohend, und der Donner grollte unaufhörlich, und es wetterleuchtete unheilverheißend, und die ganze Atmosphäre war voll Elektrizität, deren sich kein

Deutscher erwehren konnte. Alles, was militärpflichtig war, wurde eingezogen, auch eine Anzahl Philadelphen und Missionszöglinge. Eine unbeschreibliche Bewegung ging durch das ganze deutsche Volk, ein alles andere überwiegender Kriegsenthusiasmus ergriff jeden, man konnte kaum etwas anderes hören, denken, fühlen als das „Es braust ein Ruf wie Donnerhall, wie Schwerterklirr und Wogenprall. Zum Rhein, zum Rhein, zum deutschen Rhein!“ Jeden Augenblick erwartete man die Kriegserklärung. Und da sollte ich in meiner Stube sitzen und lernen, wann der Kirchenvater Origenes geboren und gestorben war und was für verkehrte Lehrsätze er aufgestellt hatte! da sollte ich hebräische Formen mit Aufmerksamkeit und Interesse bedenken und mir einprägen! Es war zum Verzwattern!



Willkomm.

Dann fand zu Pfingsten auch noch das große Missionsfest statt, bei welchem die Kandidaten Zucker, Grahl und Beisenherz abgeordnet wurden. Und ein neuer Kollaborator war schon da: Willkomm.

Ich dachte oft: Hätte ich doch dem Direktor nachgegeben und mit Grahl Examen gemacht, dann wäre das jetzt vorbei! ich lerne nun doch nichts mehr.

So kam endlich der 27. Juni, der erste Examenstag.

In Gottes Namen zog ich mich an und ging in den großen Saal des Postgebäudes. Der war in drei Teile geteilt. Im vorderen Teile stand ein großer Tisch mit sieben Stühlen, im mittleren Teile stand ein noch größerer Tisch mit vierzehn Stühlen, im hinteren Teile stand ein großer Tisch mit sieben Stühlen. Vierzehn Examinanden waren da. Die sollten in zwei Sektionen von je sieben geprüft werden. Die eine Sektion, zu der ich gehörte, im vorderen Teil, die andere Sektion im hinteren Teil. In der Mitte sollten wir gemeinsam zu Mittag essen. Der Wache haltende Pedell hatte seinen Platz in der Mitte des Saales an der Wand, von wo aus er beide Sektionen überblicken konnte.

An diesem Tage sollten wir eine Abhandlung schreiben über einen neutestamentlichen Schriftabschnitt. Und das in lateinischer Sprache. In lateinischer Sprache! An die hatte ich seit fünf Jahren nicht mehr gedacht, nicht mehr mich in derselben geübt, gar keine Gelegenheit dazu gehabt. Und nun sollte ich einen ganzen Tag durch in derselben mein Wissen kundgeben! Das war sehr hemmend.

Der Professor erschien und gab jeder Sektion ihr Thema. Ich habe vergessen, welches das unsere war. So. Nun konnten wir schreiben. Tinte, Feder und Papier war da. Daran fehlte es nicht.

Ehe wir anfingen, stand ich auf. „Meine Herren", sagte ich zu den übrigen Sechs der Sektion, „ich möchte ein Wort im voraus sagen. Sie kennen das unangenehme Vorkommnis beim letzten Examen. So etwas wollen wir vermeiden. Ich werde nicht unerlaubte Hilfsmittel gebrauchen. Aber ich hoffe, daß wir einig darin sind, daß keiner von uns das tun darf." Schweigen und unwillige Augen.

Nun schrieben wir. Wir schrieben ein paar Stunden. Dann kam ein sehr gutes Mittagessen, das wir natürlich selbst bezahlen mußten. Gegen drei Uhr war ich fertig. Ich meine mit meiner Schreiberei. Ich gab meine Arbeit ab und ging heim. In einem mir vorliegenden Privatbriefe schrieb ich am folgenden Tage so: „Gestern hatte ich meinen ersten Hauptexamenstag. Wie es gegangen ist, weiß ich nicht, aber ich habe doch Gott gedankt, daß es noch so gegangen ist. Wie Sie wissen, rechne ich bei dem ganzen Examen auf die treuen Fürbitten meiner Lieben, auch auf Ihre — und das doch mit Recht, nicht wahr? Morgen ist der zweite Tag, Montag, den 4. Juli, der dritte, am 3. August der letzte. Gott helfe, ich bin in jeder Beziehung matt."

Am 29. Juni war also der zweite Examenstag. Die Kirchengeschichte kam dran. Der Professor brachte uns die Aufgabe nicht selbst, sondern sandte sie schriftlich. Es war diese: Wir sollten die und die Sitzung und deren Beschlüsse des Konzils zu Konstanz vergleichen mit der und der Sitzung und den bei derselben gefaßten Beschlüssen des Konzils zu Trident. Einer von uns sagte: „Lesen sie die Aufgabe noch einmal." Die Aufgabe wurde noch einmal gelesen. Ein anderer fragte: „Wer hat diese Aufgabe gestellt?" Antwort: „Professor Lechler." Wieder einer sagte: „Ist der Kerl verrückt?" — Wir wußten nämlich alle miteinander mehr oder weniger, daß einmal ein Konzil zu Konstanz gewesen war, denn da war ja Johann Huß verbrannt worden. Wir wußten auch von dem tridentinischen Konzil, denn da hatte ja die Papstklerisei die lutherische Lehre verdammt. Aber nun verlangte der Professor von uns, daß wir wissen sollten, was bei jeder Sitzung jedes Konzils gerade dran gekommen und beschlossen war, und sollten die

Beschlüsse der so und so vielsten Sitzung des einen Konzils mit den Beschlüssen der so und so vielsten Sitzung des andern Konzils vergleichen! Das war allerdings verrückt. Grubert, der ja alles wußte, hätte das vielleicht tun können, aber keiner von uns.

Wir sagten zum Pedell, er solle Professor Lechler holen. Der Pedell sagte, das tue er nicht, das sei gegen die Ordnung. „Aber wir verstehn die Aufgabe nicht!“ „Das macht nix aus, schreiben Sie.“ „Das ist ja Dummheit! Wenn Sie den Professor nicht holen, so gehen wir alle fort.“

Der Pedell ließ den Professor rufen. Wir stellten ihm vor, wie die Sache lag. Er sagte: „Es wird erwartet, daß Sie wissen, welche Gegenstände auf den verschiedenen Sitzungen der beiden Konzile verhandelt sind.“

„Aber keiner von uns weiß es.“

Er sah uns lächelnd an. Dann sagte er kurz: „Die Oberhoheit des Papstes.“ Damit ging er ab.

Die Oberhoheit des Papstes. Na ja. Also darüber hatte man auf den beiden Konzilen gebrütet. Aber was hatte man in Konstanz ausgebrütet? Das war die Frage. Was das tridentinische Konzil gemeint hatte, das war schon eher zu vermuten. Ich dachte schwer nach. Ich blätterte im Konkordienbuch (Ausgabe von Müller), hinten im Sach- und Namenregister. Bibel und Konkordienbuch waren uns nämlich erlaubt. Ich fand einen Lichtschimmer. Und nun schrieb ich los, was das Zeug halten wollte. Aber ich wußte nicht viel. Ich sagte daher in der Einleitung, daß ich über die Frage selbst nicht viel sagen wolle, denn die sei ja klar; ich wolle nur ganz kurz feststellen, was auf jedem Konzil der Hauptpunkt gewesen sei; dann aber wolle ich mein aus der Schrift geschöpftes Urteil über die Oberhoheit des

Papstes abgeben; ich fasse die Aufgabe so auf, daß man das wünsche. Ich sage, ich schrieb los, ganz gewaltig. Wir durften hier glücklicherweise die deutsche Sprache gebrauchen. Der Papst kriegte es gehörig. Ich wies nach, daß er der Antichrist sei, und daß beide Konzile auf dem Holzwege gewesen seien, wenn auch das Konstanzer nicht so entsetzlich toll, wie das Tridentiner.

Hiebei muß ich zweierlei erzählen. A., der unberühmte Sohn eines berühmten Vaters, der in meiner Sektion war, hatte offenbar gar kein Licht, denn er schrieb nicht, sondern kaute an seiner Feder. Nach einer Weile sagte er zum Pedell: „Ich muß einmal hinausgehn.“ „Gut, Herr A.“ Er ging hinaus. Er blieb lange fort. Als er wieder kam, schrieb er furchtbar.

Auf einmal hörte er auf und kaute. „Herr Pedell, ich muß wieder hinaus.“ „Gut, Herr A.“ Er ging hinaus. Wieder blieb er lange fort. Als er wieder kam, schrieb er wieder furchtbar.

Wieder aber ging ihm der Stoff aus. Wieder kaute er. Wieder sagte er: „Ich muß wieder hinaus.“ „Gut, Herr A.“ Er ging. Aber diesmal schlich der Pedell ihm nach und guckte durch das Schlüsselloch eines gewissen Gemaches und sah ihn in einem Buche lesen. Als er heraus kam, faßte der Pedell ihn ab und sagte wutentbrannt: „Herr A., wenn Sie beschummeln wollen, so gehn Sie heim!“ Der Herr A. hatte eine Kirchengeschichte in das Gemach gelegt und daraus sich immer Stoff zum Schreiben geholt.

Das andere, was ich sagen wollte, ist dies. Ich war neugierig zu hören, was aus meinem Machwerk geworden und wie das aufgenommen war. Der Domherr Professor

Kahnis hatte unsere kirchengeschichtlichen Arbeiten durchzusehn. Lechler hatte nur die Themata zu geben. Kahnis kannte ich ja sehr gut. Ich ging also zu ihm.

„Ah, Zorn, setzen Sie sich," sagte der Professor freundlich, aber etwas listig mit den Augen zwinkernd.

„Herr Domherr", sagte ich, „Sie haben unsere kirchengeschichtlichen Arbeiten durchzusehn. Ich habe über diese niederträchtigen Konzile nicht viel gewußt. Habe es aber dem Papste tüchtig gegeben. Nun möchte ich gerne hören, wie Ihnen meine Arbeit ungefähr gefallen hat."

Die Antwort des Professors war, daß er einen ganz gewaltigen Lachanfall kriegte. Weiter kam nichts aus ihm heraus. Schließlich lachte ich auch. Und dann lachten wir beide ganz gefährlich. Und dann ging ich. Aber ich war doch getröstet. Denn ich dachte, wenn der lacht, dann wird er nicht zu streng richten.

Am 4. Juli war der dritte Examenstag. Professor Delitzsch gab uns für eine alttestamentliche Arbeit auf: „Die typische Bedeutung der Opferung Isaaks." Nun, das ging ja. Ich schrieb ziemlich Hebräisch hinein, damit es gelehrt aussehen sollte.

So. Das waren die Klausuren, die Eingesperrtheiten.

Nun kam die Examenspredigt in der Paulinerkirche. Unser Text war Joh. 7, 38. 39. In der Kirche waren wir Sieben und der Professor Hofmann und etliche Mütter und junge Damen und Studenten. In der Sakristei zog den Chorrock an ein gewisser G., der zuerst predigen, ein Stück seiner Predigt halten sollte. Er kam auf die Kanzel. Der Gruß ging gut. Die Textverlesung ging auch gut. Dann sagte er: „Geliebte in dem HErrn." Das ging auch gut.

Dann sagte er nochmal: „Geliebte in dem HErrn.“ Das war verwunderlich. Dann hustete er eine Weile. Dann gebrauchte er sein Taschentuch. Ich glaube, er hätte lieber sein Konzept gebraucht, aber das hatte der Professor in der Hand, und er hatte nichts mit auf die Kanzel nehmen dürfen. Dann sagte er wieder: „Geliebte in dem HErrn.“ Dann klang des Professors Stimme durch die weite leere Kirche: „Kommen Sie nur herunter, Herr G.“ In sächsischer Weise wurde das „nur“ betont. G. verschwand.

Nach einer Weile wandelte der Kirchendiener durch die Kirche und hatte den Chorrock auf dem Arm. Er ging zum Professor und fragte den was. Dann kam er auf uns zu und sagte: „Herr Zorn soll jetzt dran.“ Bald stand ich auf der Kanzel und blieb nicht stecken, sondern predigte, bis der Professor sagte: „Genug.“

An einem andern Tage kam die Katechese dran. Auf dem Altarplatz saßen wir Sieben und der Professor. In zwei Reihen standen etliche „Geier“, wie die Schuljungen Leipzigs genannt wurden. Der unglückliche G. war wieder der erste, der drankam. Es wurde über die erste Bitte katechesiert. G. trat vor, diesmal im Frack. „Wie lautet die erste Bitte?“ Ein Geier sagte die erste Bitte. „Was ist das?“ Ein anderer Geier sagte das Was ist das? „Wie geschieht das?“ Ein dritter Geier sagte das Wie geschieht das? Und nun war G. wieder fertig. Und ein Geier sagte ganz laut: „Der wees nuscht!“

Nun kam ich dran. Ich dachte: Wartet, ihr Geier! Und es ging gut.

Wieder an einem andern Tage hatten wir die Liturgie zu singen. Davon will ich nichts sagen.

Mitten in die Examensnöte hinein und vor der ärgsten Not, dem mündilchen Examen, kam eine mir erst wirklich sehr unangenehme Geschichte. In einer entfernten Stadt Sachsens und in einer immensen alten Kirche sollte ein großes Missionsfest abgehalten werden, an welchem wenigstens ein Dutzend Gemeinden teilnehmen wollten. Missionar Mayr, der auf Urlaub in Leipzig war, sollte da predigen und erzählen und sich anstaunen lass . Alles war bestellt. Da, am Samstag vor dem Missionsfest, sagte Mayr: „Ich kann nicht gehn.“ Und dabei blieb er auf das obstinateste. Er gab vor, er sei erkältet, und außerdem gehe sein Schiff bald ab, auf dem er nach Indien zurückreisen wolle, und der Kriegswehen wegen könne er nicht wissen, ob er die nötige Bahnverbindung machen könne, wenn er erst auf das Fest reise und dann in der Eile sein müsse. Der Direktor stellte ihm die Enttäuschung und Entrüstung der Gemeinden vor. Aber es half alles nicht.

Ich wurde zum Direktor beordert. Er erzählte mir alles. Dann sagte er: „Sie müssen sofort abreisen und durch die Nacht hinfahren und morgen in Gottes Namen losschießen.“

Ich war erstarrt. Ich wandte vor, ich habe keine Predigt. „Sie halten Ihre Examenspredigt. Die paßt famos.“ Ich fragte, was ich denn erzählen solle? „Was Sie wollen. Sie haben hier genug gehört.“ Ich sagte, was die Leute denn an mir sehn sollen? „Einen, der ein Missionar werden will. Nun man los! Schnell!“

Ich los. Als ich übernächtig ankam, war es 8 Uhr. Eine Schar Pastoren holte mich am Bahnhof ab. Der Pastor loci sagte: „Aber, Bruder Mayr, wie können Sie

denn zehn Jahre in Indien gewesen und schon zum zweiten Male verheiratet sein? Sie sind ja noch so jung!"

Ich erklärte die Sache. Tableau mit ziemlich dunklem Colorit! Nasenrümpfen!

Ich sagte: „Hier bin ich für die Not. Aber ich hoffe, daß einer von Ihnen für mich eintreten und predigen wird." Keiner wollte dran.

Dann dachte ich: „Denn man to!" — Das war nicht sächsisch, sondern plattdeutsch.

Ich wusch mich. Ich frühstückte. Ich ging mit großem bechorrocktem Gefolge in die Kirche. Die Liturgie ließ ich jemand anders halten. Dann auf die große hohe Steinkanzel und vor die ungeheure Menge. Erst sagte ich, wer ich sei und warum ich da sei. Dann die Predigt. Nun, im Predigen wuchsen mir die Schwingen, und es ging. Der Text, Joh. 7, 38, paßte ja herrlich. Ich veränderte manches von dem, was ich geschrieben und auswendig gelernt hatte. Und so eine Menschenmenge mit aufmerksamen Gesichtern begeistert. Es tat mir leid, als das Amen kam. Und das kam nicht so bald.

Soll ich prahlen? „Man to!" Es ist ja schon lange her. Ich hatte es besser gemacht, als Mayr es gemacht haben würde, denn der war so trocken wie — na, wie was? Die weißen Halsbinden ließen bei'm Mittagessen auch manches Lob den der Speise entgegengesetzten Weg gehn. Die Speise geht ja hinunter, und das Lob kam herauf.

Nachmittags Erzählung. Ich erzählte alles Mögliche und hie und da Unmögliche, denn ich war ja noch nicht selbst in Indien gewesen.

Und besehen ließ ich mich auch. Stellte mich sogar auf

einen Tisch, damit das besser ginge, und drehte mich rund herum.

Es war ein schönes Missionsfest. Und der Direktor kriegte einen Dankbrief und eine extragute Kollekte.

Die Bahnzüge waren in Ordnung, und der Mayr hätte ruhig gehn können.

Die Nacht reiste ich aber nicht durch, sondern schlief im Pfarrhause famos.

Als ich zum Direktor kam, sagte der: „Na?"

Ich sagte: „Es ging ganz gut."

Er sagte: „Sehn Sie wohl?"

Am 3. August kam das mündliche Examen.

Da aber vor diesem die Kriegserklärung gekommen war, so halte ich für angemessen, ein neues Kapitel anzufangen.

---

17. Kriegserklärung und mündliches Examen.

In der Nacht vom 18. auf den 19. Juli waren wir, meine Freunde und ich, nicht im Bett, sondern wanderten durch die Straßen Leipzigs und von Restauration zu Restauration. Alles war auf den Beinen, die Straßen fluteten von Menschen, patriotische Lieder erschollen, in den Restaurationen stand immer ein Redner auf einem Tisch und feuerte die herein, die durchströmende Menge an, den Anmaßungen des Franzosenkaisers zu widerstehn mit Büchse und Schwert. Man dachte nicht daran, sich etwas geben zu lassen in den Restaurationen, kaum daß man was kriegen konnte, wenn man doch was haben wollte und mußte. Endlich gegen Morgen kam's: der elektrische Funke meldete: Die Franzosen haben beschlossen, den Krieg erklären zu lassen. Dieser Funke fiel in jede deutsche Brust und zündete ein Feuer an. Leipzig loderte und brauste. Wir eilten in's Missionshaus zurück. Ich donnerte an die Türe der Schlafstube des Direktors. Er wachte auf und fragte, was es sei? „Der Krieg ist erklärt!"

O, und nun das Getriebe durch ganz Deutschland! Doch was soll ich davon erzählen. Die Weltgeschichte hat's.

Am 3. August warf ich mich in meinen Frack, zog weiße Handschuhe an, setzte den Zylinder auf und ging zum Postgebäude — o, das Postgebäude! — um da den Tag am Examentisch zuzubringen Bald saßen wir Sieben auf unseren Plätzen auf der einen Langseite des großen grünen Tisches. Uns gegenüber saßen sieben Professoren. Obenan saß der Vertreter des Staates, der Regierungsrat von

Wunsdorff, ein gelangweilt und griesgrämig aussehender dicker alter Herr. Hinter der Barriere standen und saßen Studenten und Damen die Hülle und Fülle.

Und nun ging's los. Zuerst prüfte uns ein Professor in der Philosophie. Davon erinnere ich kein Wort.

Dann kam alttestamentliche Schriftauslegung. Darin prüfte Professor Delitzsch. Wir mußten irgend einen Abschnitt übersetzen. In dem kam das Wort Ehl (Gott) vor. Delitzsch fragte mich, von welchem Verbum dies Wort abstamme? Ich hatte davon keine Ahnung. Aber ich legte mich auf's Raten und sagte frischweg, es komme von Aláh.

„Warum meinen Sie das?" fragte Delitzsch.

Ja, warum? Das wußte ich nicht. Aber ich sagte: „Weil Aláh schwören heißt, und Gott ist der, bei welchem man schwört."

„Hm. Das ist eine Hypothese. Gewöhnlich nimmt man an, daß Ehl von Uhl, stark sein, kommt. Nicht wahr?"

„Ja, aber ich neige mich der ersteren Annahme zu."

Damit ließ der Professor mich laufen und nahm zu meiner großen Erleichterung den Nächsten vor.

Dann kam neutestamentliche Schriftauslegung dran. Wir mußten einen Abschnitt aus dem Philipperbrief übersetzen. Dabei hatten wir uns der lateinischen Sprache zu bedienen, was uns sehr unangenehm war. Aber das hatte der prüfende Professor Schmidt auch zu tun. Und auch diesem schien es unangenehm zu sein, denn er war ganz blaß und sprach sehr wenig; wie wir auch. Vor mir saß ein Kandidat, der Vogt hieß. Der kam an das griechische Wort Mädén, welches auf deutsch Nichts heißt. Es ist das ein ganz gewöhnliches Wort. Aber es verbiesterte ihn. Er war verwirrt. Er war genonplussed. Er starrte das Wort

an. Er wußte nicht, was es war. Endlich sagte der Professor: „Sed, humanissime Vogt, quid est mädén?“ Zu Deutsch: Aber, allermenschlichster Vogt, was ist Mäden? Vogt sah den Professor starr an und sperrte das Maul auf. Wurde auch kreideweiß. Endlich sagte er auf gut Sächsisch: „Ich fühl mich schlecht. Ich möchte mal hinausgehn.“ Er ging hinaus. Gleich kam der Pedell und sagte: „Der Herr Vogt will vom Examen zurücktreten.“ Herr von Wunsdorff sagte: „Na, dann laß ihn laufen.“ Dann sagte Professor Schmidt zu mir: „Humanissime Zorn, quid est Mädén?“ Ich sagte: „Nihil est Mädén.“ Zu deutsch: Nix ist Mädén.

Dann kam Kirchengeschichte. Davon weiß ich nichts. Weiß nicht mal, wer uns examinierte. Aber aus meinem Zeugnis ersehe ich, daß ich „wohl“ bestand.

Dann kam Dogmatik mit Symbolik und Sittenlehre. Wieder lateinisch. Kahnis examinierte. Von mir wollte er wissen, in welchen Punkten die Sittenlehre des alten Heiden Plato sich mit der christlichen Sittenlehre berühre? Ich antwortete, in den und den Ausläufen, aber die Wurzel sei eine absolut verschiedene. Fertig war ich.

Dann, endlich, wurde in Homiletik, Katechetik, Pastoraltheologie und Liturgik in deutscher Sprache geprüft. Da zeigte ich ziemliche Redefertigkeit.

Und nun war es Abend geworden. Wir Sechs gingen in die im Kellerraum des Postgebäudes gelegene Restauration und stärkten uns. Dahin kam auch der Pedell. Das war eine uralte Sitte, daß die Examinierten in die Restauration gingen und der Pedell auch dahin kam. Der Leser wird gleich sehn, was das zu bedeuten hatte. Es war nicht nur der Stärkung wegen. Wir gaben jeder dem Pedell

einen blanken Taler. Und der Pedell ging zu den Professoren, die unsere Noten und unsere Gesamtnote zusammenrechneten, und erhorchte, welche Hauptnote jeder erhalten hatte. Nach einer Stunde bangen und langen Wartens kam er wieder. Wir stürzten ihm entgegen. Er hatte ein Blättchen Papier in der Hand. „Ich will der Reihe nach lesen“, sagte er, „vom Besten bis zum Schlechtesten.“ Nun schmunzelte er. „Heraus damit!“ rief Einer. „Nun denn“, sagte er sich räuspernd, „Herr Zorn hat ‚Wohl mit Auszeichnung‘, die vier nächsten haben ‚Wohl‘ und Herr G. muß in etlichen Fächern eine Nachprüfung machen.“

Wart einmal, Leser. „Wohl mit Auszeichnung“ klingt fein. Aber es gibt noch zwei bessere Noten. Also es ist nicht so besonders gut.

Aber ich war außer mir vor Freude und Dank. Ich stürmte in's Missionshaus. Der Direktor war nicht in seiner Stube. „Wo ist er?“ „Im Garten.“ Ja, da saß er mit seiner Familie. Ich schwang meinen Hut und rief: „Durch!“ „Gefallen?“ „Nein, gekommen!“

Dann setzte ich mich zu ihnen, den Geliebten und Verehrten. Aber ich hatte keine Ruhe. „Ich glaube, ich reise diese Nacht noch ab“, sagte ich. „Wohin?“ „Zu meiner Mutter und nach Westfalen.“ „Nach Westfalen? Was wollen Sie denn da?“ „Da ist die Familie Hengstenberg, die ich besonders gut kenne.“ Der Direktor sagte nichts. Frau Direktor machte ein eigentümliches Gesicht, wie nur Frauen es machen können, wenn ihnen ein gewisses Licht aufgeht. Und ich eilte auf meine Stube und riß mir den verruchten Frack vom Leib, zog Reisekleider an, packte meinen Reisekoffer und — aber ich glaube, ich fange ein neues Kapitel an, in welchem ich weit ausholen muß.

18. Wie Mariechen Hengstenberg lutherisch ward.

Mit diesem Kapitel komme ich auf ein Gebiet, welches die heiligsten und süßesten Erinnerungen meines Lebens in mir wach ruft. Und ich habe mich lange besonnen, ob ich diese preisgeben solle. Aber ich will's tun. Denn sie sind derart, daß sie manchem Leser frommen können.

In den Herbstferien 1869 hatte ich ja die Meinen und die beiden Backfischlein, die meiner Mutter anvertraut waren, im lutherischen Katechismus unterrichtet. In den Weihnachtsferien war ich hierauf wieder zurückgekommen und hatte gesagt, daß sie etwa auftauchende Bedenken und Fragen mir schriftlich mitteilen möchten.

Mitte Januar 1870 erhielt ich folgenden Brief:

Erlangen, den 15. Januar 1870.

Lieber Karl!

Sie sehen, daß ich gleich auf Ihren Vorschlag eingehn und Ihnen jetzt schon einige Zeilen schicken will. Aber ich fürchte, Sie laden sich dadurch nur eine Last auf, oder vielmehr weiß ich es gewiß. — Nun, Sie haben es ja selbst sich zugezogen, da können Sie doch wenigstens uns nicht böse sein.

Da möchte ich denn nun gleich mit einer Frage kommen, die ich schon gerne, als Sie noch hier waren, an Sie gerichtet hätte. Sie erinnern vielleicht noch, wie Sie von Matilde[1] sagten, solange dort das Abendmahl noch in der

[1] Meine dritte Schwester, welche nach Preetz zu Onkel Franz und Tante Matilde gereist war.

lutherischen Weise ausgeteilt würde, sollte sie hingehn; sobald aber gesagt würde: „Unser HErr JEsus Christus sprach", solle sie wegbleiben. Da mußte mir ja der Gedanke kommen: Was soll ich denn tun, wenn ich nach Hause komme?[2]

Bis jetzt hatte ich gedacht, es wäre eben so gut, wenn ich es nur lutherisch empfinge, wie es meine Mutter ja auch tut.[3] — Wenn ich nach Hause komme, kann ich es ja nicht anders nehmen, oder soll ich da ganz vom Tisch des HErrn wegbleiben? Das könnte ich doch wieder nicht. Es gibt bei uns wohl etliche Lutheraner, die es von keinem unierten Pastor nehmen, z. B. ein Onkel und Tante von mir; die lassen sich von Zeit zu Zeit einen lutherischen Pastor aus Elberfeld kommen, um von ihm das hl. Abendmahl zu nehmen. — O, ich möchte so gerne wissen, was da das rechte ist! Sie erwiesen mir einen sehr großen Gefallen, wenn Sie mir raten wollten.

Halten Sie es nicht für unbescheiden, wenn ich Sie gleich mit einer Frage belästige.

Herzliche Grüße auch von Bertha.[4]

Ihre

Marie Hengstenberg.

Ich antwortete in folgender Weise:

Leipzig, den 6. Februar 1870.

„Hast du mich lieb?"

„Der feste Grund Gottes bestehet und hat dies Siegel:

---

2) Nach Wetter an der Ruhr zu ihrem reformiert-unierten Vater, der Pastor war.

3) Die lutherische Meinung dabei habend.

4) Die Tochter des württembergischen Fabrikherrn.

Der HErr kennet die Seinen, und: es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennet."

„Und ob ich schon wanderte im finstern Tale, fürchte ich kein Unglück, denn du bist bei mir, dein Stecken und Stab trösten mich."

Mein liebes Mariechen!

Lesen Sie vor allen Dingen dieses teure Gotteswort, das ich obenan geschrieben. Lesen Sie es jetzt, nach dieser Ermahnung, noch einmal, alleine, in Gebet vor Gottes Angesicht. „Hast du mich lieb?" — so fragt unser HErr JEsus Christus. Kennen Sie ihn? Man kennt den HErrn JEsum nur dann, wenn man ihn gebraucht hat, oder braucht. Wozu? Wenn man ihn gebraucht hat zur Errettung von dem Allerfurchtbarsten: zur Errettung von Gottes Zorn über die Sünde; wenn man an seine treue Brust geflohen ist in Angst und Verzweiflung. Ist das nur geistig zu nehmen? Nein und aber nein! Nicht wahr, Mariechen, Sie wissen, daß der HErr JEsus bei Ihnen ist jetzt, wirklich, persönlich, so wie er für Ihre Sünden am Kreuz gehangen, unsichtbar? Ja, es ist so. Sind Sie zu ihm geflohen, so wissen Sie: er hat Sie nicht hinausgestoßen: „Wer zu mir kommt, den werde ich nicht hinausstoßen", so spricht er selbst. Kennen Sie ihn? so? Nun, so haben Sie ihn lieb. Ist es so?

Mein liebes Mariechen, ich habe diese Fragen gestellt, nicht daß Sie sie mir beantworten sollten, sondern dem Allwissenden, dem Gegenwärtigen. Wenn Sie ihn kennen, wenn Sie ihn lieben, dann haben Sie die Frage in Ihrem Briefe an mich in rechtem Ernst gestellt. So antworte ich denn in Gottes Namen. Lesen Sie mit Bedacht.

Sie wissen nicht recht, was Sie in der Abendmahls-

frage tun sollen. Oder — sein Sie aufrichtig! — oder wüßten Sie es, wenn gar keine Schwierigkeiten vorlägen von Seite Ihres Vaters? wüßten Sie es dann? Ich glaube: ja. — Nun, wir sind alle schwache Menschen.

Wie dem nun sei, Sie haben für den Augenblick in dieser Sache keinen rechten Grund und Boden unter den Füßen, wissen nicht, wohin treten. Da muß geholfen werden und ist schon geholfen: „Der feste Grund Gottes bestehet.“ Ja, der ist da und besteht auch, ob alles bricht. Treten Sie darauf, mein liebes Mariechen, so stehen Sie. Der Grund ist JEsus Christus. Nun, den kennen Sie ja und haben ihn lieb. Nicht so? Und er hat Sie lieb, ja gewiß, unendlich. Und ist er nicht allmächtig? Ja, er ist allmächtig. Und Gott der HErr hat uns schwachen Menschen noch dazu diesen Grund beglaubigt und versiegelt damit, daß er sagt: „Der HErr kennt die Seinen“ und verläßt sie nicht, niemand kann sie aus seiner Hand reißen. Der leutselige HErr, wie tröstet er uns!

Aber dann sind Sie auch sein. Ja, der feste Grund Gottes hat auch das Siegel: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt.“ „Es trete ab von der Ungerechtigkeit“ — meinen Sie, ich wollte nun lossteuern auf die unierte Kirche, Abendmahl? Mein liebes Kind, Gottes Wort ist es, nicht mein Wort: es trete ab von der Ungerechtigkeit überhaupt. Von Einzelnem zu reden — denken Sie nach — hieße Früchte pflücken wollen von einem Baum, der noch nicht geblüht hat. Das Einzelne kommt schon. Mein liebes Mariechen, ich rede Gottes Wort und zu Ihnen. Lassen Sie sich's gefallen. „Es trete ab von der Ungerechtigkeit,

wer den Namen Christi nennt." Christus **oder** Belial. Eins von beiden. Beides geht nicht, führt zur Hölle. Die äußern Feinde sind nicht die schlimmsten. Die innern, die überwinden Sie in JEsu Kraft! Immer an ihm hangend kämpfen Sie gegen Weltlust, die ich mit Trauer noch an Ihnen gesehen habe. Sind denn die lumpigen Gesellschaften u. s. w. es wert, einen roten Kopf davon zu kriegen? Wahrlich, nein! Liebes Kind, ich richte nicht, ich bitte nur in des gekreuzigten Christus Namen: denken Sie an das zweite Siegel! Kämpfen Sie gegen geistliche Trägheit, Menschengefälligkeit, Eitelkeit, in JEsu Kraft, durch sein Blut. Machen Sie Ernst!! Aber immer hangend an JEsu, dem Sündenvergeber, in täglicher Buße, in täglicher Liebe. Haben Sie einmal gar keine Kraft mehr, so gehn Sie hin zum Allerheiligsten: dem heiligen Abendmahl. Mariechen, wissen Sie, glauben Sie, daß Sie JEsum selbst da haben? O Seligkeit, höher als der Himmel, für den, der JEsum kennt!

Soll ich nun noch antworten? Können Sie sich nun nicht selber antworten? Müssen Sie nicht **bekennen**? Mein Kind, ich schreibe nun nicht mehr. Sie sollen selbst entscheiden. Sollen nichts geben auf Menschenrat. Sie merken wohl meine Ansicht. Zwei Worte nenne ich nur: uniert und reformiert!

Richte ich Ihre liebe Mutter? Nein! Aber wem viel (Ihnen die rechte Erkenntnis vom Abendmahl) gegeben ist, von dem wird auch viel gefordert.

Menschliche Folgen? „Und ob ich schon wanderte im finstern Tal, fürchte ich kein Unglück, **denn du bist bei mir**." Kennen Sie den „du"?

Wenn Sie sich entschieden haben, so schreiben Sie mir

wieder. Wir wollen dann das Weitere besprechen. Sie können ja auch mal Pfarrer Wunderer fragen. Denken Sie, wie günstig hat Ihnen der liebe Gott noch die Gelegenheit in dem erwähnten Onkel und Tante gegeben! Aber schreiben Sie bald wieder. Ich lege ein Schriftchen bei. Lesen Sie den Brief, der hinten steht. Wollen Sie das andere lesen, so können Sie es auch.

Nun Gott befohlen! Ihre Briefe werden mir stets Freude machen. Eins halten Sie fest: Was kann uns denn schaden, wenn wir JEsum haben? Freilich muß es der wahre JEsus sein, und man muß nichts über ihn stellen.

In steter Fürbitte und Liebe in Christo JEsu

bin ich Ihr

Carl Manthey-Zorn.

Hierauf erhielt ich den folgenden Brief:

Erlangen, den 19. Februar 1870.

Lieber Karl!

Morgen fängt meine Woche wieder an, in der ich die Hausarbeit habe; da will ich vorher doch noch einige Zeilen an Sie schreiben und Ihnen für Ihren Brief danken.

Wie unklar war mir doch die ganze Sache! Erst Ihr Brief und das köstliche kleine Büchlein gaben mir den rechten Aufschluß. — Es bedarf wohl kaum einer näheren Erklärung mehr, wozu ich mich entschieden habe; nun bin ich gewiß, daß ich weder zu einem unierten noch zu einem reformierten Abendmahl gehen kann. Ja, jetzt glaube ich, kann ich sagen: Ich stehe auf dem festen Grund JEsus Christus, und ich bitte täglich, daß er mich fester mache, damit ich auch davon, wenn Anfechtungen kommen, nicht ablasse, und an ihm hangend alles über-

winde. Wie ich es anfange, mich dagegen zu wehren, weiß ich jetzt noch nicht, nur das weiß ich sicher, daß ich fest bleiben werde. — Sie haben recht, wie sehr nötig es ist für mich, das zweite Siegel immer vor Augen zu haben: „Es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt“. Aber was meinen Sie da, soll man überhaupt von den Gesellschaften zurückbleiben? Oft kann ich mich da eine Zeit lang amüsieren, aber wohl fühle ich mich nicht dort, da bin ich froh, wenn ich mich mal etwas absondern kann. Neulich noch, wie in einer Gesellschaft zuletzt getanzt wurde, und wir uns in ein anderes Zimmer zurückzogen, war es mir zuerst ganz unheimlich und freute mich dann, daß ich doch mein Kreuzchen bei mir hatte und beten konnte. Es würde mir keine große Überwindung kosten, wenn ich davon zurückbleiben sollte; es hört ja schon von selbst auf, wenn ich nach Hause komme.

Wie es sonst werden wird, wenn ich nach Hause komme, kann ich noch gar nicht sagen. Mein innigster Wunsch ist, Diakonissin zu werden, aber da fehlt mir noch sehr, sehr viel. Täglich bitte ich Gott, daß er mich stärker und fester machen möge in der Liebe zu JEsu, damit ich für den Beruf tüchtig werde. Auch da fürchte ich sehr starken Widerstand von meinem Vater. Die inneren Feinde sind aber auch dabei immer noch die schlimmsten. Wenn man gegen die immer angeht, so wird man die äußern doch gewiß auch leichter überwinden. Hier habe ich noch mit niemandem von meinem Entschluß gesprochen; es wird mir schwer, wenn ich dann andere so davon sprechen höre und womöglich lachen. Deshalb ging ich auch im vorigen Herbst nie darauf ein, wenn Sie davon sprachen. Es ist mir zwar jetzt in der letzten Zeit viel klarer geworden, daß das wirklich jetzt mein

Hauptbestreben ist. Hier nützt es ja auch nichts, wenn ich davon spreche, wogegen ich ja zu Hause von vorne herein darauf hinarbeiten muß, meine Eltern dafür zu gewinnen. Oft kommen mir noch so viele Zweifel und Befürchtungen, daß ich nicht fähig dazu sei; dann ist es mir so beklommen zu Mut, bis ich mir im Gebet wieder Ruhe und Kraft geholt habe.

Für Ihren Brief nochmal herzlichen Dank. Sie haben mir da einen sehr großen Dienst erwiesen, für den ich Ihnen nicht dankbar genug sein kann.

Alle schicken herzliche Grüße und lassen für die Briefe danken.

Ihre dankbare

Marie Hengstenberg.

Leipzig, den 23. Februar 1870.

O Lamm Gottes, unschuldig
Am Stamm des Kreuzes geschlachtet!
Allzeit erfunden geduldig,
Wiewohl du warest verachtet.
All Sünd hast du getragen,
Sonst müßten wir verzagen.
Erbarm dich unser, o JEsu! Amen.

„Es ging aber viel Volks mit ihm. Und er wandte sich und sprach zu ihnen: So jemand zu mir kommt und hasset nicht seinen Vater, Mutter, Weib, Brüder, Schwestern, dazu auch sein eigen Leben, der kann nicht mein Jünger sein. Und wer nicht sein Kreuz trägt und mir nachfolgt, der kann nicht mein Jünger sein.

„Wer ist aber unter euch, der einen Turm bauen will und sitzt nicht zuvor und überschlägt die Kosten, ob er's habe

hinauszuführen? Auf daß nicht, wo er den Grund gelegt hat und kann's nicht hinausführen, alle, die es sehen, fangen an, sein zu spotten und sagen: dieser Mensch hub an zu bauen und kann's nicht hinausführen! Oder welcher König will sich begeben in einen Streit wider einen andern König, und sitzt nicht zuvor und ratschlagt, ob er könnte mit zehntausend begegnen dem, der über ihn kommt mit zwanzigtausend? Wo nicht, so schickt er Botschaft, wenn jener noch ferne ist, und bittet um Frieden. Also auch ein jeglicher unter euch, der nicht absagt allem, was er hat, kann nicht mein Jünger sein.

„Das Salz (die Gläubigen) ist ein gut Ding. Wo aber das Salz dumm (abfällig) wird, womit wird man würzen? Es ist weder in das Land noch in den Mist nütze, sondern man wird es wegwerfen.

„Wer Ohren hat zu hören, der höre!" Luk. 14, 25—35.

„Kommt her zu mir alle, ihr mühselig und beladen seid, ich will euch erquicken. Nehmet auf euch mein Joch und lernet von mir; denn ich bin sanftmütig und von Herzen demütig, so werdet ihr Ruhe finden für eure Seelen. Denn mein Joch ist sanft, und meine Last ist leicht." Matth. 11, 28—30.

„Siehe, ich komme bald. Halte, was du hast, daß niemand deine Krone nehme!"

„Fürchte dich vor der keinem, das du leiden wirst!" „Sei getreu bis an den Tod, so will ich dir die Krone des Lebens geben." Offenb. 3, 11; 2, 10.

„So fürchte dich nun nicht, du Würmlein: Ich helfe dir, spricht der HErr und dein Erlöser." Jes. 41, 14.

„Fürchte dich nicht, ich bin mit dir; weiche nicht, denn

ich bin dein Gott. Ich stärke dich, ich helfe dir auch, ich erhalte dich durch die rechte Hand meiner Gerechtigkeit.“ Jes. 41, 10.

Drum auch, JEsu, du alleine
sollst mein ein und alles sein.
Prüf, erfahre, wie ich's meine,
tilge allen Heuchelschein.
Sieh, ob ich auf bösem betrüglichem Stege,
und leite mich, Höchster, auf ewigem Wege.
Gib, daß ich hier alles nur achte für Kot
und JEsum gewinne. Dies Eine ist not.

Mein in dem HErrn JEsu liebes Mariechen!

So könnte ich denn jetzt nach der Überschrift eigentlich aufhören und gleich die Unterschrift setzen. Denn was kann und soll ich noch besseres und anderes sagen, als diese teuer werten Worte Gottes schon tun? Und ich muß auch in diesem Briefe wiederholen: Lesen Sie dieses Obenstehende mit Andacht durch, langsam, es steckt ja in jedem Worte ein Schatz, das ewige Leben. — „O Lamm Gottes“, ja, das ist's. Und wir treten nun wieder in die Passionszeit ein, und, mein liebes Kind, ich will's Ihnen nicht verhehlen, wenn Sie den HErrn wirklich lieb haben und sich ihm ganz ergeben — und das ist mein stetes Gebet für Sie —, so treten Sie auch in Ihre Passionszeit ein, in Ihre Leidenszeit; das sagt die Schrift deutlich, das sagt auch unsere eigne Erfahrung. So ist es: leiden wir nicht, so lieben wir nicht, nämlich ihn, ihn. Das Leben der Christen ist ein Leidensweg — nicht alles Leiden ist Christenleiden, die Gottlosen haben auch viel Plage und zwar gerade eine solche, welche der Christ nicht hat, nämlich welche? Will mal sehn, ob Sie's wissen. — Der Christen Weg ist ein Leidensweg, aber

die Güte des HErrn umfängt ihn dabei. Der Christen Weg ist ein Leidensweg, und der Christ geht noch dazu selbst hinein in das Leiden, indem er sich drei Mächtige zu Feinden macht, die früher seine, allerdings falschen, Freunde waren. Nämlich er macht sich zum Feind vor allem den Satan, den schrecklichen Feind, den wir bloß durch den HErrn JEsum überwinden können. Und er macht sich zum Feind die Welt, denn er will mit derselben nicht mehr mitmachen. Und er macht sich zum Feind das eigene Fleisch: ein arger Feind, der uns jede Sekunde auf dem Nacken sitzt, und gegen den wir viel Gebet und Tränen brauchen müssen. So wird der Christ von allen Seiten unaussprechlich viel geplagt. Aber, mein Kind, *warum* macht sich denn der Christ so grausame Feinde? O, Sie wissen die Antwort. Weil er bei JEsu sein *muß* — bei JEsu, der ihn errettet von dem *Aller*furchtbarsten: dem ewigen Zorne Gottes, der hinunterbrennt bis in die unterste Hölle, dessen Größe wir an Christi Leiden sehn können, oder auch nicht sehn können, denn wir sind ja zu dumm, die Tiefe des Leidens des Gottmenschen zu ermessen. O Lamm Gottes! — O mein liebes Kind, das ist Wahrheit, lebendige Wahrheit, die unmittelbar an uns herantritt: wir brauchen Christum, wir müssen ihn haben. Wo ist er? Überall — nur nicht bei dem Satan, in der „Welt" und im „Fleisch". Deshalb die müssen wir uns zu Feinden machen. — Was wird uns dafür? O, wir haben Gott zum lieben treuen Vater. Den lieben Heiland zum Bruder und Freund. Der Heilige Geist wohnt in uns als in einem Tempel. Der dreieinige Gott, der Himmel und Erde geschaffen, ist unser lieber Gott!! Das wird uns dafür. Das haben wir schon dafür. Und noch mehr. Vor allem: ein versöhnt Gewissen. Liebes

Mariechen! Wissen Sie schon, was den Christen so arg martert, als wenn er mit feurigen Zangen zerrissen würde? Wenn Sie es noch nicht wissen, so müssen Sie es doch bald wissen, und gehen Sie doch das nächste Mal mit diesem Anliegen zum heiligen Abendmahl. Das ist es: daß er noch so oft jeden Tag seinen lieben Heiland mit Sünden kränkt. Das ist ein großer Schmerz. Aber dies ist die Stillung: er hat ein versöhnt Gewissen. — Sollten wir aber um deswillen nicht alles leiden?! Aber wir haben noch mehr — und das sind alles keine Luftgebilde: wir haben Gott und unsern lieben gekreuzigten Heiland leibhaftig bei uns, um uns, und können uns oft ausbitten: er möge jetzt doch mal seine liebe Hand, für uns durchbohrt, auf unser Haupt legen und uns segnen und herzen, wie die Kinder damals. Und wir haben Rat, Kraft, Trost und Hilfe. Wir haben eben einen allmächtigen Heiland, der uns gerne helfen will. Was wollen wir mehr? O, daß ich tausend Zungen hätte! Aber wir haben noch mehr: wir lieben die Brüder und Schwestern und wollen sie selig machen. O, das ist auch schön! Und noch mehr: Christus ist auferstanden, wir stehn auch auf aus dem Tode, unsere schon so wie so selige Seele erhält ihren Körper wieder, neu und herrlich, und die Erde steht wieder auf und der Himmel und wird eine neue Erde und ein neuer Himmel, die ganze Kreatur, Tiere und Bäume werden neu — o Seligkeit! — und Gott der HErr, unser lieber, o mein Gott, wie lieber Heiland wohnt bei uns, und wir sehen seine Herrlichkeit in Ewigkeit. O unendliche Seligkeit! Ja, Mariechen, darum leiden wir gerne und sind und werden unaussprechlich getröstet. Ich muß sagen: um Christi willen und der eigenen Seligkeit willen zu leiden ist eigentlich das allerschönste, was es gibt.

Aber ernsthaft ist der Kampf doch — mit Furcht und Zittern —, denn z. B. wie leicht werden wir hochmütig! O, die Gefahr ist groß, aber der Heiland auch, noch größer.

So gehn Sie denn Ihren Weg, meine liebe Marie, durch Weh und Leid, aber unendlich getröstet, mit Furcht und Zittern, aber allezeit fröhlich, an JEsu Hand, an der Hand des Sünderheilandes.

Liebes Kind, wenn ich manchmal mit etwas schonungsloser Hand Sie angreife, so vergessen Sie nicht, daß ich das blos tue, weil ich Sie lieb habe und allen Schaden von Ihnen fern halten möchte. Nicht wahr, das wissen Sie?

Ihr Brief hat mich aufrichtig gefreut. Sie sagen: „Ich stehe auf dem festen Grunde JEsus Christus.“ Sie sagen ferner: „Das weiß ich sicher, daß ich fest bleiben werde.“ Aber — nun fürchten Sie nicht, daß ich schelten werde; ich habe Sie auch nicht mißverstanden, sehn Sie nur den letzten Abschnitt oben — aber 1 Kor. 10, 12 steht geschrieben: „Darum, wer sich lässet dünken, er stehe, mag wohl zusehn, daß er nicht falle.“ Ein ernstes Wort, Mariechen. Also wohl zusehn! Aufblicken zu JEsu! Das ist Eins. Das schreiben Sie sich in's Herz. — Aber passen Sie noch weiter auf. Ich will Ihnen in Gottes Namen und aus Gottes Wort allerlei Waffen gegen Teufel, Welt und Fleisch in die Hand geben. Eine haben Sie. Die zweite: — lesen Sie das auf der ersten Seite — überlegen Sie vorher, ob Sie es auch durchführen können, nicht zum unierten und reformierten Abendmahl zu gehn, sondern zum separiert lutherischen; ob Sie es durchführen können, Gott mehr zu gehorchen, als dem Vater auf Erden, ob Sie deshalb Schläge (denn solche Dinge machen oft fabelhaftes möglich) und Spott ertragen wollen und können; ob Sie

mit Einem Worte bereit sind, **Alles** zu dulden um Christi willen, der sich gerade im Abendmahl so freundlich gibt, dafür aber auch Bekennen fordert; ob Sie fest bleiben werden, wenn Ihnen sonnenklar vorgestellt wird, daß die lutherische Lehre gar nicht die rechte sei, oder: wenn sie wirklich die rechte sei, so könne man sie ebenso in der Union haben — wenn Ihnen das alles durch Rede und Schrift bewiesen wird? Denn es ist viel Schlauheit auf Erden. — Das alles überlegen Sie **vorher**. Aber, um Gottes willen, damit ist nicht gesagt, daß diese Überlegung Sie etwa in die Union und aus dem Diakonissenhause treiben sollte, nein! Sondern damit ist nur gesagt: überlegen Sie vorher und kommen Sie zu dem Resultat: „**Ich kann nichts, aber du, HErr, kannst alles.**" Und so in Gottes Namen hinein.

Na, Mariechen, Sie wollen doch in den Himmel, nicht wahr? Na also.

Dann merken Sie weiter, daß JEsus Christus nur für Sünder, und zwar für wirkliche, scheußliche, gekommen ist, und nicht für Gerechte. Hierin liegt eine Warnung und ein Trost. Denken Sie nach! Aber damit ist nicht gesagt, daß Sie auch nur die kleinste Sünde deshalb tun dürften, nein, lieber sterben, denn Tod ist besser als Verdammnis. 1 Kor. 3, 16. 17; 2 Petri 2, 20—22; Luk. 12, 47; Jak. 4, 17. Schlagen Sie nach. Also erkennen Sie Ihre Sünde, und hüten Sie sich vor Sünde. JEsus, der Sünderheiland, ist bei Ihnen.

Sie wissen nicht, wie es werden soll, wenn Sie zu Hause kommen. Ich auch nicht. Gott weiß es. Ich denke aber, Sie gehn mit Onkel und Tante bei einem separiert lutherischen Pfarrer zum heiligen Mahle. Wie dies nun

in's Werk gesetzt wird, das wird der HErr lenken. Das aber behalten Sie: Am weitesten kommt man immer mit Aufrichtigkeit und Wahrheit und Offenheit. Die Sache sei Gott befohlen.

Ihr innigster Wunsch ist, Diakonisse zu werden. Aber Sie meinen, dazu fehlt Ihnen noch viel, sehr viel. Ich meine das auch. Sie sehn, ich bin offen. Streben Sie nun weniger danach, dazu tüchtig zu werden, als danach, vor dem HErrn wie ein ganz leeres Gefäß zu stehn und sich von ihm mit seiner Gnade füllen zu lassen. Nehmen Sie so immer von ihm, auch noch als Diakonisse, denn das Kleid und die Haube wandeln den Menschen noch nicht, so wird er Sie in jedem einzelnen Falle füllen mit Gnade und Vermögen. Sie *allezeit leer und nichtig* — Er *allezeit gnädig und* machtverleihend. Das behalten Sie.

Ob Sie nun überhaupt Diakonisse werden, das sei Gott befohlen. Ich würde mich sicher darüber freuen, aber man weiß nicht, was der HErr vorhat. Also nochmals: Ihm sei's befohlen.

Wenn Sie aber Diakonisse werden, so müssen Sie natürlich in eine lutherische Anstalt, das versteht sich.

Da gibt es Neudettelsau, wohin ich Sie nicht gerade gern hätte, es ist da etwas überspanntes Wesen. Dann Ludwigslust in Mecklenburg. Das kenne ich nicht, weiß nur, daß der Vorsteher sehr jung ist. Endlich Dresden, da gehn Sie dann nur hin. Ich werde in dieser Zeit doch hinreisen, um mir die Anstalt zu besehn, dann will ich Ihnen nochmal schreiben. Namentlich Frau Pastor Fröhlich soll eine prächtige Frau sein, aber er ist auch nett. Ich habe sie beide kurz bei Herrn Direktor gesehn. Also steuern Sie nur

auf Dresden zu. Andere lutherische Anstalten gibt es nicht. Merken Sie sich das. Alle andern sind uniert oder reformiert. In Dresden würden Sie gut aufgehoben sein.

Aber wieviel habe ich schon geschrieben! Sie haben in Ihrer „Woche" ja kaum Zeit es zu lesen. Und es will doch manches bedacht sein. Wollen Sie antworten? Ich habe sehr gerne Antworten auf meine Briefe. Wie lange sind Sie noch in Erlangen? Ob wir uns noch einmal sehn? So Gott will.

Nun kommt ein Auftrag, mein kleines Mariechen. Nämlich ich habe keine Zeit mehr, an jemand anders zu schreiben.

Nehmen Sie nun mal Ludwig Harms's Epistelpredigten. Schlagen Sie auf Seite 298. Lesen Sie alles, was unten nach dem Striche bis „Aschermittwoch" steht. Und so bitte ich denn alle, daß von Mittwoch, den 2. März, an, wo die Passionszeit anfängt, die Andacht folgendermaßen gehalten werde:

1. Morgens.

1. Passionslied.

2. Der kurze Abschnitt, der bei Harms zu dem betreffenden Tage unter „Morgens" steht.

3. Glaubensbekenntnis und Entsagung.

4. Vaterunser nebst Morgengebet und Segen.

5. Das Lied „Christe, du Lamm Gottes".

2. Abends.

1. Passionslied.

2. Harms zu dem betreffenden Tage unter „Abends".

3., 4., 5., s. Morgens.

So ist Mittwoch Morgen, den 2. März, anzufangen und nicht zu vergessen!

Allerdings werden dadurch die Andachten etwas abgekürzt, aber es stärkt Glauben und Bibelkenntnis köstlich, wie ich selbst gesehn und gespürt. Damit ist bis Ostern fortzufahren, Sonntags das betreffende Evangelium und Epistel zu lesen, wie sonst. Bitte, tut es! Und schreiben Sie, ob es geschehen soll. Erinnern Sie doch schon den 1. März daran, liebes Mariechen. Geht es denn recht geordnet und still bei den Andachten zu? Sind sie regelmäßig? Ohne Störungen? Beten alle leise vorher um Gottes Segen?

Grüßen Sie meine Mutter und sagen Sie, ich hätte längst nach einem Briefe ausgesehn. Grüßen Sie die Brautpaare. Auch Vitus. Beten Sie auch für mich, denn ich habe nicht leichte Zeiten vor mir jetzt, da das Examen immer näher kommt. Auch Ihre liebe Mutter grüßen Sie herzlich. Schreiben Sie bald wieder.

Der HErr JEsus sei mit und bei Ihnen und Sie bei ihm.

In herzlicher Liebe und Fürbitte

Ihr

Carl Manthey-Zorn.

So wurde Mariechen Hengstenberg lutherisch. Denn sie wurde wirklich lutherisch. So war unsere Korrespondenz, die regelmäßig und fleißigst fortgesetzt wurde. Ich habe alle ihre und meine Briefe. Ihre wurden immer köstlicher, fester, zuversichtlicher. Ein gottbegnadetes und auserwähltes Mägdlein! Und noch so jung. Sie war um die Zeit der gezeigten Briefe eben siebzehn Jahre alt geworden. Eine Schönheit war sie keineswegs. Aber sie hatte ein

gutes, unschuldiges, treues Gesicht. Sie wollte, wie gesehn, Diakonisse werden. Und ich, in herzlicher Teilnahme an ihrem Wohl, war damit sehr einverstanden. Aber sie wurde nicht Diakonisse. Es trat etwas ein, was ihrem Leben und meinem Wohlmeinen eine ganz andere Richtung gab. Davon im nächsten Kapitel.

Aber, nicht wahr, Leser, ihr seht aus dieser Korrespondenz auch das, daß Gott der HErr mir armen Sünder die Augen geöffnet hatte für eine ganz andere Herrlichkeit, als die alte „Burschenherrlichkeit" war? Mein Gott, welche selige Zeit ist die Zeit des neugeschenkten Glaubens und der ersten entzückten Liebe zu Christo!

---

19. Eine unvermutete Entwickelung der Dinge.

Unter dem 27. März 1870 schrieb mir das kleine Mariechen so:

„Lieber Karl!

Lobe den HErrn, meine Seele, und was in mir ist, seinen heiligen Namen! O, wie sehr gnädig ist Gott! Ich möchte immer ausrufen: „Drum dank, o Gott, drum dank ich dir! O danket, danket Gott mit mir! Gebt unserm Gott die Ehre!“

Eben kommt Mutters Brief. Ich lege ein Stück davon bei.

Herzlichen Dank für Ihre Teilnahme, Gott vergelt's Ihnen Allen. Tante (damit meinte sie meine Mutter, die sie „Tante“ nannte) hat mir so freundlich beigestanden in Gebet und Rat.“

Das mitgesandte Stück von dem Briefe von Mariechens Mutter lautete so:

„Mein herzliebes Mariechen!

Mein Herz ist voll Freude, Lob und Dank, seit ich Deinen heutigen Brief habe. Und dies Eine muß ich Dir nur gleich sagen, daß Du nichts zu fürchten hast, wenn es Dir Gewissenssache ist, hier nicht zum heiligen Abendmahl zu gehn.

Daß es mir **sehr** schmerzlich ist und immer bleiben wird, mit meinem eigenen Kinde gerade bei dieser Handlung aus der Gemeinschaft zu treten, das wirst Du Dir wohl selbst gesagt haben.

Ich glaube aber, es ist besser, wir schreiben nicht weiter

hierüber, denn es ist doch viel schwieriger, sich schriftlich gegeneinander auszusprechen und das rechte Wort zu finden, ohne sich wehe zu tun, wenn man nicht übereinstimmt, als es mündlich der Fall sein wird. Dein erster Brief zum Beispiel machte mich sehr traurig und bange und ließ mich befürchten, Du seist nicht ganz offen gegen mich. Dein heutiger Brief aber beruhigt mich vollständig hierüber und nimmt auch dem, was schwer bleibt, mehr den Stachel, weil ich nun überzeugt bin, daß Du alles gesagt hast, und es Dir nun einmal Gewissenssache ist, Dich so auszusprechen. — Hast Du mir aber alles gesagt, so habe ich Dir auch nichts zu verzeihen, und kann Dir nur sagen, wie glücklich und reich mich die Gewißheit macht, daß Du, mein liebes teures Kind, den Heiland gefunden, und es Dir ein rechter Ernst damit ist, ihm zu dienen, seine Magd sein zu wollen. Dein heutiger Brief ist ja auch so viel klarer und ganz anders als der vorige, sodaß ich ihn getrost Vater geben konnte. Dieser hat noch nicht viel darüber gesagt, aber die Überzeugung habe ich, daß er Dich still wird gehen lassen. Trage nun weiter keine Sorge, bitte nur den HErrn, daß er Dir immer den Weg zeige und Dir ein stilles, festes, demütiges Herz schenke."

Hiezu einige erklärenden Worte. — Ich hatte von Mariechen gleich nach Anfang unserer Korrespondenz verlangt, daß sie ihrer Mutter darüber Bescheid geben sollte. Das tat sie aber eine Weile nicht, weil sie sich fürchtete. Ich aber glaubte, sie habe es getan. Endlich schrieb sie der Mutter, doch unklar, wie aus den Zeilen der Mutter ersichtlich. Und dann schrieb die Mutter an mich und machte mir Vorwürfe, daß ich ihnen ihr Kind entfremde; schrieb auch ähnlich an meine Mutter. Dann brach ich die Korrespondenz

mit Mariechen ab. Dann folgten die beiden obigen Briefe: Mariechen hatte nun ganz klar an ihre Mutter über die Sache geschrieben, die Mutter hatte ihr edel und freundlich geantwortet, und Mariechen hatte das an mich berichtet. Darauf aber tadelte ich das arme kleine Mariechen scharf wegen ihrer Furcht und Unaufrichtigkeit ihrer Mutter gegenüber, und sie antwortete, daß sie ihrer Mutter noch einmal schreiben werde.

Und nun — es war noch mehr vorgefallen, wie gleich ersichtlich sein wird — saß ich am Abend des 15. April in meiner Stube und sann und sann, und prüfte mich und prüfte mich, und betete und betete. Endlich schrieb ich den folgenden Brief an Mariechens Mutter:

Leipzig, den 15. April 1870.

Hochzuverehrende Frau Pastorin!

Nach dem letzten Briefe, den Sie von Ihrer lieben Tochter Marie erhalten haben, und nachdem ich Ihnen gesagt habe, daß ich von dem Inhalt desselben gehört, wird es Sie nicht befremden, wenn ich mich gedrungen fühle, Ihnen zu schreiben. Es dringt mich aber hiezu der HErr, der von seinen Knechten Aufrichtigkeit nicht allein gepredigt, sondern auch geübt wissen will. Sein Wille geschehe allezeit. Demgemäß habe ich Ihnen alles zu sagen, was ich selbst weiß von einer, von irgend einer Beziehung zwischen Ihrer lieben Tochter und mir.

Im Herbste vorigen Jahres unterwies ich meine ganze liebe Erlanger Hausgenossenschaft, darunter Mariechen, in den Grundzügen der evangelischen Wahrheit nach dem lutherischen Katechismus. Mein Zweck dabei war einfach der, alle dem HErrn JEsu zuzuführen.

Als ich Weihnachten in Erlangen war, sagte ich in aller Gegenwart, daß meine Schwester Matilde in Holstein die Wahrheit von dem wahren Leibe und Blute des HErrn im heiligen Abendmahle nicht allein zu erkennen, sondern auch bestimmt zu bekennen hätte dadurch, daß sie nur an einem solchen Altare das Mahl des HErrn genösse, an dem das möglich. — Hier wieder angekommen schrieb ich, daß ich mit Freuden von allen meinen „Schülerinnen“ Briefe entgegen nähme, um so in geistlichem Verkehr mit ihnen zu bleiben, und desto besser für sie beten zu können. — Bald darauf frug mich Marie brieflich, ob das, was ich von Matilde gesagt, auch für sie gelte. Ich antwortete, sie möchte zunächst anbeten vor dem Worte Gottes: „Der HErr kennt die Seinen, und es trete ab von der Ungerechtigkeit, wer den Namen Christi nennt“, ihre Frage aber müsse sie sich selbst beantworten. Dabei sandte ich ihr eine Schrift, die ihr in populärer Weise hierüber Klarheit geben konnte. Sie antwortete nach einiger Zeit, sie hätte erkannt und wollte bekennen. Ich freute mich dessen und bestärkte sie in ihrem Vorhaben und betete für sie. Da erst erfuhren Sie die Sache, was mir sehr leid tat und jetzt noch leid tut. Sie schrieben darüber betrübt, und ich brach in Folge dessen die Korrespondenz ab.

Da frug mich plötzlich meine Mutter, ob ich im Stillen für mich Mariechen noch mit andern Augen ansähe, als mit denen eines Beraters, und teilte mir auch Ihre Vermutungen und Befürchtungen mit. Ich sehe ganz von meinen Gedanken ab, geschätzte Frau, und erzähle Ihnen nur die objektive Sachlage. Ich antwortete, daß ich Mariechen allerdings herzlich lieb hätte, ohne aber à la Welt verliebt zu sein, daß ich am allerwenigsten mir eine Frau auf ir-

gendwie verstecktem Wege zu erwerben wünschen könnte und keinerlei Schritte vor Beendigung meines Examens tun würde.

Vor einigen Tagen schrieb mir Mariechen mit Ihrer Erlaubnis wieder. Sie kennen den Grund. Ich antwortete einfach und ermahnte sie zur Aufrichtigkeit Ihnen gegenüber in jedem Punkte, ohne einen zu nennen. Heute erhielt ich einliegenden Brief meiner Mutter, und den sende ich Ihnen. Mit seinem Inhalte bin ich an den der Kürze wegen rot angestrichenen Punkten nicht ganz einverstanden. — Haben Sie aber diesen Brief gelesen und meine kurzen Zeilen, so wissen Sie, die Mutter Ihres Kindes, alles, wie ich oben angegeben. Sie wissen in Kürze **alles**, was zwischen mir und Ihrer lieben Tochter vorgefallen. Und so muß es sein. Sie wissen alles, was ich weiß.

Und was ich dazu denke? Nichts anderes, als was ich meiner Mutter schon gesagt. Nur das Eine noch: Es tut mir herzlich leid, daß diese ganze Sache so zur Sprache kommen muß. Nicht wahr, es ist nicht der rechte Weg? — Aber sonst kann ich im wesentlichen nur wiederholen: ich habe Mariechen herzlich lieb und trage sie täglich auf den Händen des Gebetes. Und der Gedanke, den ich gar nicht vor meinem Examen fassen mochte und der meine Briefe an Mariechen nicht beeinflußt hat, der ist nun da und nicht zu verschweigen, der Gedanke, daß ich auf des HErrn Hände sehn will, ob er mir Mariechen nicht in Indien zur Frau gibt —; der Gedanke endlich, Mariechen nach durch Gottes Erbarmen glücklich bestandenem Examen von den Eltern zur Braut zu begehren. Alles aber lege ich in JEsu Hand. Amen.

Sie nehmen diese meine Aufrichtigkeit gütig an?

Und ich darf auf freundliche Antwort hoffen mit Rücksendung des Briefes meiner Mutter? Und daß ich gerade an Sie, und nicht an Ihren Herrn Gemahl, diese Zeilen zunächst gerichtet, war ja damit gegeben, daß Sie in dieser ganzen Sache die Feder geführt.

In vorzüglicher Hochachtung verbleibe ich

der Ihre

Carl Manthey-Zorn.

Auf diesen Brief erhielt ich die folgende Antwort:

Wetter, den 24. April 1870.

Lieber Herr Zorn!

Sie werden gewiß verstehen und entschuldigen, daß ich Ihren Brief vom 15. dieses Monats nicht so rasch beantworten konnte, wir Zeit haben mußten, eine so ernste, unser ganzes Herz ergreifende Frage zu prüfen.

Was es heißt, eine Tochter so weit ziehn zu lassen in ein Klima, welches so viele Opfer kostet! — jetzt unsere Jüngste, von der ich hoffe, sie immer bei mir zu behalten, das können Sie nicht ganz verstehn. Ist es mir auch nicht neu, daß wir unsere Kinder nicht für uns zu erziehen haben, sondern immer auf Gottes Finger sehn müssen, wo er sie hinweist, so lag doch der Weg, den Mariechen gehn soll, uns am fernsten, und können wir noch ohne tiefes Weh nicht daran denken. Aber wie Sie auf des HErrn Hände sehn wollen, so auch wir. Ich kann nur Gottes Wege, seine Führungen in der ganzen Entwickelung Ihres Verhältnisses zu Mariechen sehn, und so kann ich ja nicht anders als seinen Winken folgen.

Unser Entschluß ist demnach gefaßt: Sie sind uns nach bestandenem Examen herzlich willkommen. Ihre

offene einfache Darlegung der Tatsachen und die Liebe unseres Kindes zu Ihnen hat warm zu unseren Herzen gesprochen. — Mehr tut diesmal nicht not, Ihnen zu sagen. Alles andere lassen Sie uns still in Gottes Hand legen. Sollten Sie sich gedrungen fühlen, noch einmal zu schreiben, dann bitte richten Sie Ihren Brief jetzt an Mariechens Vater, von dem ich Ihnen einen herzlichen Gruß sagen soll.

Gottes Gnade sei mit Ihnen und kräftige Sie zu dem schweren Beruf, dem Sie entgegengehn.

In aufrichtiger Liebe

Ihre

Laura Hengstenberg.

Durch diese unvermutete Entwickelung der Dinge wurde Mariechen Hengstenberg mein. Ich sah sie jetzt als mein eigen an, von Gott und Menschen mir gegeben. Gott hatte sie für mich armen Menschen in großen Gnaden bestimmt und zubereitet. Sie hatte mich ja auch lieb, wie ich aus den Briefen ihrer und meiner Mutter erfuhr. Sie war nun mein, und ich dankte Gott. Ich begriff nicht, wie Gott so gnädig sein konnte gegen einen solchen elenden Sünder wie mich! Er gab immer eine Gnade nach der andern. Jetzt war dies kleine edle Mariechen mein. Ja, ich wußte, daß sie mein war und daß nur der Tod uns scheiden konnte. Und auch der nicht.

Jetzt schrieb ich mit Freuden an Mariechen. Aber ich sprach mit keinem Hauche davon, daß sie nun mein sei. Ich wollte erst mein Examen machen, und dann sollten ihre Eltern sie mir geben und uns segnen.

Ende Mai reiste sie von Erlangen ab und kam Anfang Juni in Wetter an der Ruhr bei ihren Eltern an. Und mitten in langen Examensnöten war es mir Erquickung,

an sie zu schreiben und mehr noch, von ihr Briefe zu empfangen. Ihr taten meine Briefe not. Denn sie hatte doch Anfechtungen zu erleiden. Ihr Vater konnte sich doch so wenig darin finden, daß sie nicht bei ihm zum Abendmahl gehn wollte, daß er einmal herausfuhr und sagte: „Dann kannst du auch aus dem Hause gehn.“ Sie antwortete: „Ach nein, Vater! Und doch würde ich auch das leiden, wenn es sein müßte.“ Da schloß er sie in die Arme. Sie war ja sein Herzblatt, sein Liebling. Und mir taten ihre Briefe not. Das getreue Herz wies mich, den wilden Burschen, der sein Leben und seine Gaben vergeudet hatte und nun in Angst und Not war wegen des Examens, mich wies sie mit schlichten Worten auf JEsum hin, zu dem sie für mich betete. Ja, und was hatte der HErr JEsus schon alles für mich getan! Und er hatte **sie** mir im voraus zu eigen gegeben, sie, die ich gar nicht gesucht hatte. O ja, er wollte mir auch durch's Examen helfen. Und dann —

O Mariechen, mein Mariechen! Ich alter Mann sehne mich nach ihr, die meines irdischen Lebens bester Schatz gewesen ist durch lange Jahre, in guten und bösen Tagen. Sie ist jetzt bei JEsu. Sie sagte zuletzt: „Ich danke dir, Karl, daß du immer so freundlich gegen mich gewesen bist.“ O mein Gott, *ich* hatte *ihr* zu danken! Sie sagte: „Es tut mir ja leid, daß ich dich jetzt alleine lassen muß, aber ich gehe jetzt, bald, ganz bald.“ Ja, sie ging. Sie ging mit Entzücken. Aber ich, o JEsu, werde sie wiedersehn.

---

20. In Wetter an der Ruhr!

Wir wollen zurückkehren auf die Erde und zu den Jugenderinnerungen.

Jetzt knüpfe ich wieder an Kapitel 17 an.

Also ich, nach bestandenem Examen, riß mir den Frack vom Leibe, zog Reisekleider an, packte meinen Reisekoffer und — eilte auf den Bahnhof und, es war Abend, fuhr durch die Nacht auf Erlangen zu.

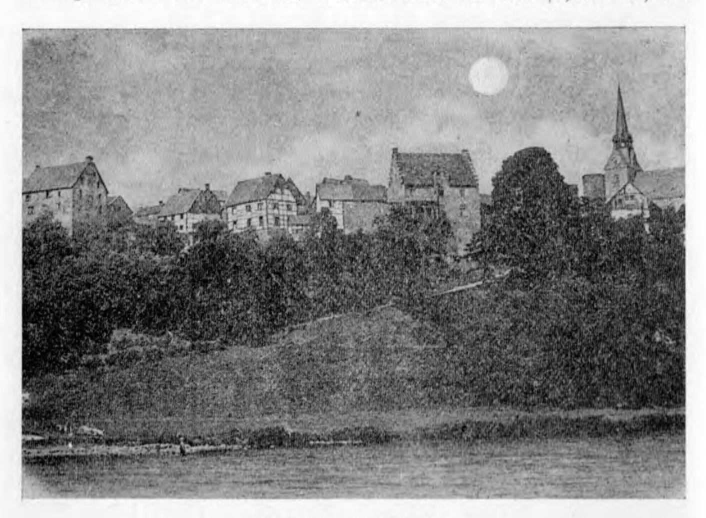
Wie das ging, das weiß ich wahrhaftig nicht mehr. Es war ja Krieg. Wie kam ich durch? Ich weiß es nicht. Es ging. Ich war außer mir vor Freude. Ich erinnere nur, daß ich in Hof barmherzige Schwestern und Diakonissen sah, die auf den Kriegsschauplatz reisten. Am Morgen war ich bei meiner Mutter.

Halt! Vor meiner Abreise war ich frech geworden. Ich hatte an Mariechen eine Karte abgesandt. Auf der stand: „Süßes Kind! Bestanden! ‚Wohl mit Auszeichnung.‘ Ihnen auch Dank! Bald schreibe ich mehr. Sein Sie getrost. JEsus, JEsus! Nur Er! Gott segne Sie! Ihr Karl.“

In Erlangen mußte ich etliche Tage bleiben. Die Bahnzüge nach dem Westen sollten erst am 8. August wieder eingerichtet werden. „Dann aber“, so schrieb ich an Mariechen, „o dann, Gott gebe es, will ich zu meinem — — eigentlichen Ziele: nach Wetter. Durchschlagen werde ich mich schon. Genau den Tag kann ich nicht angeben, kaum die Woche. Aber warten Sie nur auf mich, ich werde schon ganz unverhofft mal in's Fenster gucken. Gott befohlen,

mein Kind. Melden Sie mich an. Hoffentlich können Sie mich gebrauchen."

Bah! Am 8. August gingen die Züge doch nicht. Am 8. August war ich statt auf der Reise in Beerbach bei lieben Freunden, bei welchen meine Schwestern Elisabeth und Margarete, beide Bräute, waren. Von da aus schrieb ich an



Wetter am Abend.

Mariechen und meldete mich nochmals an. Und Elisabeth und Margarete, die Schlingel, nahmen mir den Briefbogen weg und schrieben alles verratende Zeilen dazu. Aber Mariechen wußte schon alles, wenn auch nicht von mir.

In Erlangen besuchte ich den Professor von Z. Der hoffte, daß ich nie heiraten werde, sondern in Indien von Ort zu Ort ziehn und predigen, bis meine „Flamme erlöschen" werde. Ich sagte nichts.

Da kaufte ich mir auch einen Goldreif, den ich Mariechen an den Finger stecken wollte.

Wann? Ich glaube am 10. oder 11. August reiste ich ab. Züge gingen jetzt. Von der Reise weiß ich auch kaum noch etwas. In Frankfurt am Main mußte ich mit einem Wagen weit vor die Stadt fahren, um einen Militärzug zu



Wetter-Freiheit.

finden. Und ich war sehr hungrig. Alles voll Militär. Da sah ich eine Eßbude auf dem Acker. Es regnete. Ich kaufte mir einen Wecken und eine Wurst. In die Wurst biß ich und spie es aus. Pfui! Den Wecken aß ich.

Am 12. August Abends kam ich schmutzig und müde und hungrig in Wetter an der Ruhr an. Es war sehr spät. Ich wollte nicht in's Pfarrhaus gehn so spät. Ich fand eine Art Gasthaus. Schickte von da aus einen Zettel in's Pfarr-

haus. Der lautete so: „Wetter, Abends ein Viertel vor 10. („Hotel“ Albert.) Hoffe morgen früh zu kommen. Karl. Ps. 136, 1.“ Die Wirtin schälte Kartoffeln. Ich aß was. Dabei fragte ich sie, ob Pastor Hengstenberg ihr bekannt sei? „O ja, den kenn ich, das ist der reformierte Prediger auf der Freiheit.“ Ob sie seine Kinder kenne? „O



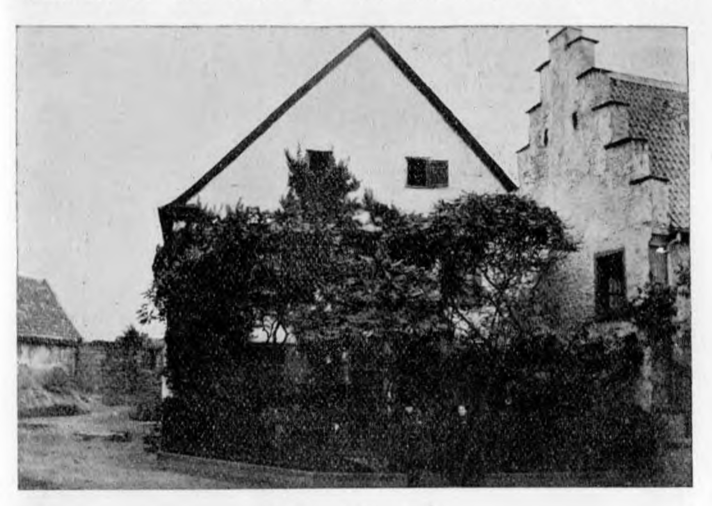
Die alte reformierte Kirche.

ja, die kenn ich alle.“ Ob sie eine Tochter kenne, die Mariechen heiße? „O ja, die kenn ich auch. Die ist die kleinste. die geht hier immer vorbei in die S—chule.“ Na ja. Ich schlief dann in einem Zimmer, dessen Türe nicht schloß. Aber das Bett war gut.

Dies will ich erzählen: Als mein Zettel in's Pfarrhaus kam, war Mariechen schon zu Bett gegangen. Die Eltern auch. Die Schwester Laura war noch auf. Diese zeigte

den Zettel den Eltern und legte ihn dann leise auf das Tischchen, das am Bett des schlafenden Mariechens stand.

Bei Tagesgrauen wachte ich auf. Ach, es war ja noch viel zu früh! Ich versuchte wieder zu schlafen. Ja, ja! Ich stand auf. Ich holte mir anständige Kleider aus meinem Koffer und packte die schmutzigen Reisekleider hinein.



Das „Dahinter“.

Ich zog mich an. Wieviel Uhr ist es? Immer noch so früh! Ich ging in die Wirtsstube. Die ungekämmte Wirtin war da. Ich ließ mir ein leichtes Frühstück bereiten. Aß es. Wieviel Uhr ist es? Halb sieben. „Ist der Weg in die Freiheit“ — so hieß der auf einem Berge liegende Teil des Ortes, wo die reformierte Kirche war — „weit?“ „Ach nee, man bloß ein paar Minuten zu gehn.“ „Haben Sie jemand, der mir den Weg dahin zeigen und meinen

Koffer hintragen kann?“ „Zu wem wollen Sie denn?“ „Zu Pastor Hengstenberg.“ „Ach ja, das Dienstmädchen



Das kleine Mariechen

kann ja eine S—chiebkarre nehmen und den Koffer hinfahren und Ihnen das Haus zeigen.“

Also allmählich kam das Dienstmädchen und die

S—chiebkarre, und mein Koffer wurde darauf gesetzt, und ich bezahlte meine Rechnung, und los ging's. Erst ebenen Weges. Dann bergauf. Dann in einen mittelalterlichen Teil des Orts. Es war sieben Uhr. Nun sah ich die kleine alte Kirche. Und ein altes Haus sprang vor. „Ist das das Pfarrhaus?" „Nee, das dahinter." Nun kamen wir an das dahinter. Das war auch alt. Und ein Gärtchen war davor. „So, nun stellen Sie den Koffer man hier an die Türe. Und hier ist was für die Mühe." Das Mädchen karrte ab.



Vater Hengstenberg.

Ich klingelte. Ein Dienstmädchen kam an die Türe und starrte mich an. „Ist Herr Pastor Hengstenberg zu Hause?" „Ja, aber er ist noch nicht auf." „Ist sonst jemand schon auf?" „Ja, die Frau Pastorin und die Fräuleins." „Dann bringen Sie denen diese Karte."

Ab ging das Dienstmädchen und ließ mich vor der Tür stehen. Wieder kam das Dienstmädchen und führte mich in die „gute Stube" und stellte meinen Koffer auf dies Hausdiele.

Ich hatte ziemlich lange Zeit, mir die gute Stube gründlich anzusehn. Das tat ich auch. Endlich glaubte ich

Tritte vor der Türe zu hören. Ich blickte hin. Aber die Türe ging nicht auf. Es wurde mir später verraten, daß die Mutter und Mariechen sich gestritten hatten, wer zuerst in die Stube gehn sollte. Doch das nebenbei.



Mutter Hengstenberg.

Endlich ging die Türe auf und herein kam — das kleine Mariechen. O du m e i n kleines Mariechen! Aber ich sagte nur: „Guten Morgen, Mariechen", und gab ihr die Hand. Sie sagte leise: „Guten Morgen, Karl", und schlug die Augen nieder. Die Mutter kam. Sie begrüßte mich freundlich, aber etwas verlegen, und sagte, ich solle mich setzen. Sie setzte sich auf das Sofa. Mariechen auf einen Stuhl. Ich auf einen Stuhl. Was jetzt? Jetzt kam ein Gespräch, das nicht recht gehn wollte. Ich erzählte von meiner schwierigen Reise. Aber es ging nicht gut. Aber ich erzählte und erzählte. O, das war schrecklich!

Wieder ging die Türe auf. Der Vater kam, ein sehr stattlicher alter Herr. Der begrüßte mich auch freundlich.

Dann setzte er sich. Ich setzte mich auch wieder. Was jetzt? Wir unterhielten uns etwas. Das ging schlecht. Der Vater sagte: „Sie werden einige Zeit bei uns bleiben, nicht wahr?, und wir werden uns kennen lernen."

So? Auch das noch? So noch lange kennen lernen? Freilich, sie, die Eltern hatten mich, und ich sie, nie zuvor gesehn. Es war richtig, wir mußten uns kennen lernen.



Laura.

Aber da packte mich ein wilder Grimm. Da saß Mariechen. Und wir sollten uns kennen lernen. Wie lange? Eine Woche? Zwei, drei Wochen? Nein, das ging nicht. Das ging durchaus nicht! Immer so Konversation machen? O schrecklich! Ich sage: es packte mich ein wilder Grimm. Ich dachte: „Ihr sollt mich jetzt gleich auf der Stelle kennen lernen!"

Ich hatte von meiner Schwester Margarete etwas für Mariechens Schwester Laura mitgebracht. Das nahm ich aus der Tasche. Das gab ich Mariechen und sagte: „Mariechen, bitte, bringe das jetzt Laura." Mariechen flog auf und zur Türe hinaus. Ich hörte später, daß sie ganz erglühend zu Laura sagte: „Laura, er hat Du zu mir gesagt!" Ja, das konnte ich nicht anders, ich konnte nicht mehr Sie sagen, denn ich hatte einen wilden Entschluß gefaßt.

Ich stand auf. Ich sagte: „Herr und Frau Pastor, Sie wissen, warum ich gekommen bin. Was sollen wir uns noch kennen lernen? Frau Pastorin, bitte, holen Sie Mariechen. Und dann segnen Sie uns.“

Ich sagte das fest. Mariechens Vater sagte nichts. Mariechens Mutter stand schnell auf, errötend, und holte ihr Kind. Ich nahm Mariechens Hand und trat vor die Eltern, die beide da standen, und sagte: „Segnen Sie uns!“ Und der Vater segnete uns. Und die Mutter segnete uns. Und ich schloß mein Mariechen in meine Arme. Und die Eltern umarmten und küßten uns beide.

Und dann, gleich, kam Laura, etwas blaß. Die begrüßte ich, wie man eine Schwester begrüßt.

Und dann sagte ich zu Mariechen: „Laß uns einen Augenblick allein in eine Stube gehn.“ Und wir gingen allein in eine Stube und knieten nieder und baten den Heiland um Seinen Segen. Den hat er uns auch gegeben. Und ich steckte Mariechen den Goldreif an den Ringfinger der linken Hand. Das war am 13. August 1870. Morgens in der Frühe.

Und nun war niemand mehr verlegen. Nun sagte ich Vater zu Vater und Mutter zu Mutter und Laura zu Laura.

Aber zweierlei wurde mir doch gesagt. Es wurde mir erzählt, daß der Vater gesagt habe: „Der Kerl hat mich überrascht, ich wollte ja noch gar nicht so schnell!“ Und Mariechen sagte Abends zu mir: „Du hast aber eine große Sache vergessen.“ „Welche?“ fragte ich verwundert. „Du hast m i c h ja gar nicht gefragt, ob ich dein sein will.“ Wahrhaftig! das hatte ich nicht getan. So fragte ich

denn nun: „Mariechen, willst du mein sein?“ Und sie sagte ja.

Es war ein Samstag. Abends saßen wir im Hinterstübchen und aßen Pellkartoffeln und Häringe. Das war so Mode bei den Hengstenbergs.

---

21. Sieben Wochen in Wetter.

Wetter liegt im Ruhrtal zwischen Dortmund und Elberfeld oder, näher, zwischen Witten und Hagen. Es liegt, „wo der Märker Eisen reckt". Das berühmte Essen ist nicht weit. Es liegt auf einem wunderschönen Fleckchen Erde. Berge ringsum. Hie und da Burgruinen. Die Ruhr rauscht durch's Tal. Herrlich ist Volmarstein mit seiner Ruine und weiten Aussicht. Dahin fährt man über die Ruhr in einer Fähre. Wetter besteht aus zwei Teilen: das Dorf Wetter und Wetter Freiheit. Das Dorf Wetter ist neuer und liegt im Tal. Wetter Freiheit ist alt und liegt auf einer Anhöhe, eine alte Burgruine in der Mitte. Im Dorf Wetter stand die alte lutherische Kirche, in Wetter-Freiheit die alte reformierte. Beide sind jetzt durch neue ersetzt. Beide gehören zur Union. Seitlich von der alten reformierten Kirche stand das alte Pfarrhaus, Wohn- und Wirtschaftsräume unter Einem Dache, ein Gärtchen vorne, ein Garten hinten. Wenn man die Menschen nicht ansah, so war man in Wetter Freiheit wie im Mittelalter. Gleich hinter dem Pfarrhause führte ein ziemlich steiler Pfad in's romantische Schöntal.

Da in Wetter blieb ich nun sieben Wochen. Das war der rechte Frühling meines Lebens. Mein Mariechen gewann ich immer lieber. Sie war meine erste Liebe, und meine letzte.

An einem der nächsten Tage fuhren wir nach Hagen. Das dauerte kaum eine halbe Stunde. Da kaufte Mariechen mir einen Goldreif und steckte mir ihn an den Ring-

finger der linken Hand, wie ich das bei ihr getan hatte am Verlobungstage. Jetzt trage ich beide Ringe an demselben Finger. Da in Hagen ließen wir uns auch zusammen photographieren.

Dies Bild sandte ich meiner Mutter. Aber auch dem Direktor Hardeland nach Leipzig und dem Professor von Z.



Ruine Volmarstein.

nach Erlangen. Der Direktor antwortete, daß nach vollendeter Tatsache ihm wohl nichts anderes übrig bleibe, als eine Flagge aufzuziehn und Freudenschüsse lösen zu lassen; aber ich hätte ihm mein Vorhaben doch eigentlich sagen sollen, denn das Missionskollegium könne nicht gleichgiltig dagegen sein, welche Frauen ihre Missionare haben; er habe sich schon so etwas gedacht, als ich so schnell nach dem Examen nach Westfalen habe reisen wollen. Ich antwortete,

daß ich meine Braut nicht zu vorheriger Begutachtung dem Kollegium habe vorlegen können; man müsse jetzt sehn, ob man mich samt ihr nach Indien senden wolle; ohne sie sei ich nicht zu haben; ihm persönlich aber habe ich gerne das Bild gesandt.



Die Fähre über die Ruhr.

Professor von Z. schrieb mir ganz betrübt, daß seine Lieblingsgedanken, die er in Betreff meiner gehegt habe, sich als Träume erwiesen haben. Er habe nie gedacht, daß ich heiraten werde; er habe gehofft, daß ich in apostolischer Weise von Ort zu Ort ziehn und das Evangelium predigen werde, auch barfuß, wenn mir, wie dem Missionar Glasell, der Schuh im Sumpf stecken bleibe, bis ich zuletzt in solchem Dienste mein Leben aushauchen würde. Und ich habe ihm, i h m, bei meinem Besuche nicht einmal etwas gesagt! Ich

antwortete mit Hinweis auf 1. Kor. 9, 5. Aber er war nicht zufrieden zu stellen.

Ich fühle, daß ich eine Bemerkung machen muß. Denkt irgend ein Leser, nachdem er das in diesem Bande Berich-



Das Harkortdenkmal.

tete gelesen, daß ich ein etwas finsterer Heiliger geworden und ein sehr gesalbter Bräutigam gewesen sei, und daß meine kleine Braut vor mir bange gewesen sei? Bedauert irgend eine Leserin meine Braut und denkt: Ich möchte nicht an deren Stelle gewesen sein? In aller Welt! Ich war der fröhlichste und lustigste Mensch, den man sich denken

kann. Das ganze alte Pfarrhaus wackelte oft ordentlich von unserer Lust und Fröhlichkeit. Nur Eins hatte ich damals an mir, dessen ich mich heute schäme. Das war der infame Rock mit dem Stehkragen. Ich dachte damals dummer Weise, das müsse so sein. Später, in Indien, bei unserer Trauung, hatte ich auch einen solchen an und fiel darüber in eine tiefe Ohnmacht, weil er zu heiß war. Es geschah mir recht. Ich habe später nie wieder so ein Ding angezogen. Ich sehe nicht ein, warum Kandidaten oder Pastoren sich durch solche geistlich zugeschnittenen Schafsfelle zu Vogelscheuchen machen sollen. Es wundert mich, daß meine Braut mich mit einem solchen Rock genommen hat; sie muß mich doch sehr lieb gehabt haben. Ich selbst handelte mit ihr anders. Sie hatte in den ersten Tagen ein Kleid an, das mir nicht gefiel. Ich sagte ihr das. Und nie habe ich das Ding wieder gesehen. — Ach, was waren das für schöne Wochen in Wetter!



Im Dorf Wetter.

Einmal fuhr ich mit meiner Braut nach Hagen auf den Markt, um Einkäufe zu machen. Wir hatten einen großen Henkelkorb mit. Sie trug den auf der Hinreise. Aber als er voll war und schwer, da nahm ich ihn. Und da hatte ich denn am rechten Arm eine kleine Braut und am linken Arm den großen Henkelkorb. Und dabei den geistlichen Rock! Das muß schön ausgesehn haben! Aber davon habe ich keine Photographie. Wenn ich zeichnen könnte, würde ich es zeichnen.



Unser Verlobungsbild.

Natürlich machten wir allerlei Besuche und kriegten allerlei Einladungen, was manchmal langweilig war. So lud uns mal der „lutherische" Pfarrer zum Abendessen ein. Vater, Mutter und Laura waren auch da. Auch ein Doktor. Auch ein Pastor von Witten. Nach dem Essen sagte der Pfarrer auf einmal: „Hören Sie mal, Bruder Zorn, warum wollen Sie denn nach Indien gehn und Ihre arme Braut dahin schleppen? Bleiben Sie doch hier!"

Ich: „Ich gehe, weil der HErr JEsus den Heiden das Evangelium gepredigt haben will."

Er: „Ach was! Lassen Sie doch die Heiden in Ruhe! Die sind gerade so gut wie wir."

Ich: „Sie scheinen es mit dem Worte des HErrn sehr leicht zu nehmen, Herr Pastor."

Er: „Worte des HErrn? Meinen Sie die Bibel?"

Ich: „Allerdings."

Er: „Na, wenn man alles glauben sollte, was in der Bibel steht, dann käme man nicht weit."



Der Garten hinterm Pfarrhaus.

Vater: „‚So ihr bleiben werdet an meiner Rede, so seid ihr meine rechten Jünger und werdet die Wahrheit erkennen.'"

Der Pastor von Witten: „Bruder S., wenn Sie solche Reden führen, so muß ich Sie anzeigen."

Ich: „Warum sind Sie denn Pastor, wenn Sie die Bibel nicht glauben?"

Er: „Na, dem Volk muß doch gepredigt werden."

Der Doktor: „Aber Sie predigen nicht, sondern Sie schwafeln." Der Doktor hatte etwas zu viel Wein getrunken.

Ich: „Ja, es muß gepredigt werden. Aber was? Das Wort Gottes, das in der Bibel steht. Darauf sind Sie doch bei Ihrer Ordination verpflichtet worden. Das zu predigen haben Sie geschworen."

Er: „Ach, diese Verpflichtung stammt aus alten Zeiten. Die nimmt kein Mensch mehr ernst."


Superintendent Feldner.

Ich: „Wenn Sie etwas schwören, was Sie nicht glauben und nicht tun wollen, so sind Sie meineidig. Und Sie sind meineidig."

Er: „Herr Kandidat Zorn, so etwas lasse ich mir an meinem eigenen Tische nicht bieten!"

Ich: „Ich gehe mit Vergnügen. Komm, Mariechen." Wir alle gingen.

Bald darauf kam derselbe Pastor zu mir und wollte mich zu einem Spaziergang abholen. Es war Samstag, und ich machte gerade eine Predigt. Ich sagte das. „Ach", sagte er, „das macht nichts aus, kommen Sie nur! Ich bedenke mich kurz vor der Kirche eine halbe Stunde und dann schieße ich los. Das Volk versteht's doch nicht." Der Doktor hatte offenbar recht. Der Pastor ging ohne mich spazieren.

In der reformierten Kirche in Wetter predigte ich mal, als Vater krank oder doch unpäßlich war. Ich hielt meine

etwas umgemodelte Examenspredigt. Am Abend kam das Presbyterium und bat meinen Schwiegervater, daß er mich am folgenden Sonntage noch einmal predigen lassen möge. Ich predigte am folgenden Sonntag noch einmal und zwar über 2. Kor. 3, 4—11. In der Einleitung wiederholte ich, was ich bei der ersten Predigt schon gesagt hatte, daß ich weder uniert noch reformiert, sondern lutherisch sei. Vater war anwesend. Nach der Predigt sagte er zu Mutter: „Die Leute haben soviel aus seinem Predigen gemacht. Es war gar nichts besonderes."



Prof. Wilhelm Hengstenberg.

Ich wurde von dem Inspektor des Barmer Missionshauses und dessen Frau eingeladen, einen Tag oder zwei bei ihnen zuzubringen. Dieser Einladung folgte ich gern, weil ich das berühmte Barmer Missionshaus kennen lernen wollte. Ich reiste am Samstag hin und blieb bis Montag. Beim Mittagsmahl saß ich natürlich mit am Inspektortisch im Eßsaale und kriegte bedeutend besseres Essen als die Missionszöglinge. Das Tischgebet

wurde vom Inspektor gesprochen und lautete: „Alle Kreatur Gottes ist gut, und nichts verwerflich, das mit Danksagung empfangen wird. Amen.“ 1. Tim. 4, 4. Während des Mahles mußte ein Missionszögling stehn und etwas vorlesen. Als wir am Abend im Familienzimmer saßen, trat sehr demütig ein bärtiger Missionszögling ein und hatte ein Begehr. „Was willst du?“ frug der Inspektor barsch. Nachher sagte er, Zöglinge müssen zur Demut erzogen werden. Am Sonntag Morgen wollte ich in die Kirche gehn und fragte den Inspektor, wo eine separiert lutherische sei? Er beauftragte einen Missionskandidaten, einen Griechen, mich in eine solche zu führen. Als wir eintraten, sah ich gleich, daß das keine lutherische Kirche war. Es war eine separiert reformierte. Im Missionshaus fragte mich der Inspektor, wie mir die Predigt gefallen habe? Ich erzählte ihm das Begebnis. Er lachte herzlich und sagte: „Sie hätten mit mir in die unierte Kirche gehn sollen, da war die Predigt gut.“ Dann sagte er: „Es kommt auf die reine Lehre nicht so sehr an. Die reine Lehre ist ja aller-



Bruder Wilhelm, im Kriege Leutnant.

dings besser als falsche. Aber die Hauptsache ist das Leben, das Leben! Leben muß in einem Christen sein. Und hören Sie! Bleiben Sie hier! Werden Sie hier Lehrer und bringen Sie den Zöglingen lebendiges Christentum bei. Wollen Sie?" Ich sagte, daß ich das nicht wolle. Herr Direktor Hardeland wurde sehr unwillig, als er hörte, daß der Inspektor mich der Leipziger Mission hatte abspenstig machen wollen.

Am Montag holte Mariechen mich in Barmen ab und wir fuhren zusammen in das nahe Elberfeld zu dem Superintendenten Feldner, dem Pastor der separiert lutherischen Kirche da. Der war ja nun Mariechens Pastor und Seelsorger.

Da blieben wir die ganze Woche. Da predigte ich den Sonntag, und das mit Freuden, denn da war eine ausnehmend aufmerksame Gemeinde. Nach der Predigt wurde Mariechen feierlich und öffentlich als Glied der Gemeinde aufgenommen. Ganz allein stand sie vor dem Altar und entsagte den Irrlehren der reformierten Kirche und bekannte sich zu der rechten Lehre der lutherischen Kirche. Mir war es nicht ganz recht, daß soviel öffentliches Wesen davon gemacht wurde. Aber noch viel weniger war es mir recht, als später ein vom Kirchenrat Besser, dem Verfasser der bekannten „Bibelstunden", verfaßter Artikel im Kirchenblatt kam, in welchem verkündet wurde, daß Ida Maria Luise Hengstenberg, die Tochter des reformierten Pastors Carl Hengstenberg, die Nichte des Berliner Professors Wilhelm Hengstenberg, deren Vorfahren seit der Reformation der reformierten Kirche angehört haben, nun öffentlich aus der reformierten Kirche ausgetreten sei und sich der lutherischen Kirche angeschlossen habe u. s. w., u. s. w. Mariechen war

ein ganz einfaches Mägdlein, die nie Wesen von sich machte. Und nun dies! Das erbitterte auch den Vater, der doch sonst willfährig genug gewesen war.

Das stille Wesen Mariechens sieht man aus einer ganz kleinen Begebenheit. Eines Tages in den Wochen war ich nicht ganz mit ihr zufrieden gewesen. Weiß nicht mehr, was es war. Und als sie abends zu Bett gehn wollte, da wollte ich dummer Mensch ihr keinen Kuß zur guten Nacht geben. Sie stand mit der Lampe in der Hand vor mir und wartete, und sagte nichts, und wartete; und die Lampe zitterte in ihrer Hand; und ihr Gesicht war so — ich weiß nicht wie. Da gab ich ihr endlich einen Kuß. Es tut mir heute noch leid, daß nicht jemand da war, der mir eine Ohrfeige geben konnte.

Ich hatte nochmal in Elberfeld zu predigen, nachmittags. Superintendent Feldner war verreist. Ich predigte über Jes. 6, 1—8. Die Kirche war sehr, sehr voll. Und ich predigte immer fort, bis es dunkel wurde. Da war ich erschrocken und bat um Verzeihung. Aber man bat mich fortzufahren, was ich auch tat. So geht's in der Jugend. Jetzt predige ich nicht so lange, und die Zuhörer würden es auch nicht leiden.

Einmal war ich in einer großen Versammlung unierter Pastoren. Es wurde der Grundstein einer evangelischen Kirche in der Diaspora, das heißt, mitten in einer katholischen Bevölkerung, gelegt. Als wir alle um den Grundstein standen, sagte Vater: „Laß uns doch den katholischen Priester und seinen Gehilfen holen." Der Superintendent ging und holte sie, und sie kamen auch, und wurden auf Stühle gesetzt, gerade bei dem Grundstein. Rund herum standen eine Menge unierte Pastoren in Chorröcken. Ich stand

unter dem Volk. Der lutherische „Bruder“ von Wetter kam zu mir und sagte: „Bruder Zorn, stellen Sie sich doch zu uns, Sie sind ja auch ein Geistlicher.“ Ich antwortete: „Ich ziehe es vor, unter den Zuschauern zu stehn.“ Erst hielt der Superintendent eine Ansprache. In der sagte er, daß sie alle als Brüder begrüßten, die da glaubten, daß JEsus Christus wahrhaftiger Gott und Mensch und unser Heiland sei, wenn auch sonst Differenzen da seien. Dann predigte ein Pastor, dem die weiße Halsbinde und die Bäffchen nicht paßten, in sehr süßlicher Weise und mit verdrehten Augen und fürchterlichem Kanzelton. Das war widerlich. Jeder Pastor sollte Gottes Wort in ungekünstelter und einfacher Weise sagen. Dann kam die eigentliche Grundsteinlegung. Jeder klopfte mit einem Hammer dreimal auf den Stein und sagte was. Der dicke Priester und sein dünner Gehilfe taten das auch und mummelten was. Dann kam mein Schwiegervater und sagte mit Stentorstimme: „So halten **Wir** es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben.“ Der ungläubige Bürgermeister sagte: „Ich hoffe, daß Staat und Kirche immer in gutem Einvernehmen sein werden.“ Das rappelte er geschäftsmäßig her.

Um die Zeit fiel es meinem Schwiegervater ein, daß die Verlobung doch auch in der Kölner Kreuzzeitung bekannt gemacht werden sollte. Im sogenannten Saal saßen wir alle um den Tisch und verfaßten die Anzeige. Die habe ich vor kurzem noch gesehn, kann sie aber jetzt nicht finden. Da gab's viel Scherz, ich schrieb allerlei Dummheiten auf und las sie vor, und es wurden Bohnen dabei „geschnippelt“. Mariechen saß neben der Mutter auf dem Sofa und beklagte sich, daß sie da nicht ordentlich an die „Schnippel-

schüssel“ kommen könne. Ich sagte: „Da kann ich helfen“ und nahm mein Bräutchen auf die Arme und setzte sie mitten auf den Tisch neben die Schüssel.

Ach, es waren schöne Tage! Und dann immer die Siegesnachrichten vom Heere, in welchem zwei von Mariechens Brüdern waren, einer als Lieutenant, der andere als einjähriger Freiwilliger bei der Artillerie. Bei jeder Siegeskunde wurde vom Kirchturme „gebeiert“, wie man das schnelle Jubelanschlagen nannte, und Fahnen wurden ausgehängt. Da sah ich einmal, wie oben aus einer Lucke des Pfarrhausdaches eine große schwarz-weiße Fahne herauskam, und dahinter erschien mein kleines Bräutlein, das die Fahne kaum halten konnte. Aber Mariechen konnte gut klettern. Eines Tages war sie verschwunden. Ich hörte, daß sie im großen Garten sei, der entfernt vom Pfarrhause auf dem Berge war. Ich eilte flink hin, fand sie aber auch da nicht. Als ich mich enttäuscht umsah, kriegte ich einen Apfel auf die Schulter. Sie saß oben im Apfelbaum, die kleine Maus. Ach nein, sie war nicht bange vor mir.



Bruder Eduard, im Kriege Kanonier.

Anfang Oktober erhielt ich einen Brief vom Direktor, daß in seiner Familie Scharlachfieber ausgebrochen sei, daß

der kleine Adolf gestorben sei, und Julius am Sterben liege, und Matilde krank sei, ob ich nicht kommen könne? Da reiste ich gleich ab. Mariechen begleitete mich bis Hagen. Am Bahnhofe nahmen wir Abschied und wieder Abschied. Dann sagte ich: „Mariechen, jetzt geh und sieh dich nicht um.“ Sie ging und sah sich nicht um. So war sie. Ich aber, ich blickte ihr nach, solange ich konnte. Ja, zuletzt lief ich ihr nach. Aber sie war verschwunden. O ich Held!

---

22. Wieder in Leipzig.

Nach einer langweiligen Reise kam ich um ein Uhr nachts in Leipzig an. Der treue Grubert mit zwei andern holte mich am Bahnhof ab. Da hörte ich Trauriges. Die zwei Söhnlein des Direktors waren gestorben und begraben. Das Töchterlein, das einzige Töchterlein und älteste Kind, war vor etlichen Stunden gestorben. Die Zöglinge waren zu Hause geschickt, obwohl sie erst vor zwei Tagen aus den Ferien gekommen waren. Nur der Kollaborator Willkomm und Grubert und Päsler und Bergstedt, zwei Missionszöglinge, waren geblieben.

Als ich am Morgen in die Wohnstube des Direktors ging, traf ich ihn mit seiner Frau. Ich sagte kein Wort. Er auch nicht. Er und ich hielten uns still umfangen. Frau Direktor gab mir die Hand und sagte: „So sehn wir uns wieder!“ und ging hinaus. Ich ging dann auch.

Eine Stunde darauf ging ich wieder hin. Da konnte der Direktor sich nicht mehr halten, weinte laut: „O meine Kinderchen! meine Kinderchen! Aber ich will sie nicht zurückhaben, o nein, o nein, sie sind selig!“ Und darauf weinte er an meinem Halse. Und ich mit. Frau Direktor war tapfer, o so tapfer! O die edle Frau!

Am Nachmittage war Matildes Beerdigung. Beim Gebete im Leichenzimmer beugte die Mutter sich still über den Sarg; beim Weggehn streichelte sie den Sarg und ging dann ruhig fort. Auf dem Kirchhof sprach Magister Schneider etliche Worte. Ich erinnere diese: „Gott ist Ihnen noch nie so nahe getreten — das fühlen Sie wohl. Und

Gott ist immer barmherzig gegen seine Kinder. Sie müssen auf unaussprechliche Weise trotz allen Schmerzes seine Nähe und Liebe fühlen.“ Bei der Einsegnung stand der Direktor auf dem Grabe seiner drei lieben Kinderchen, warf drei Hand voll Erde auf Matildes Sarg, ebenso die Mutter, und rief dann mit lauter, aber tränenvoller Stimme: „Gelobet seist du, JEsus Christus, in Ewigkeit!“

Nachher erzählte er mir Matildes Sterben. Sie sagte: „Betet mit mir, daß ich geduldig bin.“ „Vater und Mutter, betet mit mir!“ Dann fing sie selbst an zu beten. Als die Besinnung schon weg war, fing sie auf einmal wie durch ein Wunder Gottes mit lauter Stimme, wie aus einer andern Welt, an zu singen:

> Breit aus die Flügel beide,
> O JEsu, meine Freude,
> Und nimm dein Küchlein ein!
> Will Satan mich verschlingen,
> So laß die Englein singen:
> Dies Kind soll unverletzet sein!

Dann verlor sie die Stimme. Der Vater fragte sie: „Willst du nun zu JEsu gehn, mein Kind, zu JEsu, der dir deine Sünde zudeckt, wie du vorher gebetet hast?“ Da nickte sie zweimal mit dem Kopfe und schlief ruhig ein.

Gleich am nächsten Tage wollten die Eltern mit ihrem einzig überlebenden Söhnlein Karl in ein Bad reisen. Es war der 8. Oktober. Am Morgen sagte Frau Direktor zu mir: „Viele werden am Bahnhofe sein, um ihr Beileid auszusprechen. Das kann ich nicht aushalten!“ Ich sagte: „Ich werde da helfen.“ Da ich mit Gepäck und Billetlösen zu tun hatte, kam ich leider etwas später auf den Perron als Direktors. Da stand denn eine Menge von

Freunden, darunter berühmte Namen. Als Karlchen mich sah, lief er mir entgegen, sprang an mir in die Höhe, schlang seine Arme um meinen Hals und umklammerte mich mit den Beinen. Ich ging sofort auf Frau Direktor zu und führte sie in das Coupe des bereitstehenden Zuges, ebenso Karlchen. Dann stellte ich mich in die Tür des Coupes, sodaß sonst niemand heran konnte, und sprach fröhlich mit Mutter und Söhnlein. Ich sah den Dank in der Mutter Gesicht. So tat ich, bis das letzte Zeichen zur Abfahrt gegegeben wurde. Dann trat ich bei Seite, der Direktor sprang hinein, und der Zug fuhr ab. Und einer der Herren konnte es sich nicht versagen, sich vernehmlich über meine „unverschämte Anmaßung" zu beschweren, was ich mit freudiger Genugtuung hörte.

Wie öde war das Missionshaus nun! Die Gesundheitspolizei nahm eine große Reinigung und Ausräucherung vor. Ich benutzte die Zeit, um sehr fleißig in Gemeinschaft mit Grubert und Willkomm zu studieren. Das Studium schmeckte jetzt besonders gut, da es nicht mehr durch Examensnöte und -ängste knechtisch gemacht war. Und sehr fleißig korrespondierte ich mit Mariechen. Nach vielen Jahren des Glückes mit ihr und nach endlichem bitterem Scheiden fand ich alle meine Briefe numeriert und nach Monaten geordnet in ihrem Nachlaß. Aber ihre habe ich ebenso bewahrt. Wir lebten durch diese Korrespondenz zusammen im Geist, und zwar im rechten Geist. Trotz der Entfernung hielten wir gemeinsame Morgen- und Abendandachten, denn wir hatten ein genau ausgearbeitetes Programm für dieselben. Der gute Grubert sagte: „Darf ich da nicht auch mitmachen?" Ja freilich! Auch hielt ich fleißig Vorträge in meiner Philadelphia und einmal auch

öffentlich in der Universität. Viel war ich mit Grubert bei der alten guten Mrs. Schultze, wo wir Englisch radebrechten und gute Mahlzeiten aßen. Bei einer großen Gesellschaft da, während welcher ich neben einer schottischen Miß saß, fühlte ich, daß mir etwas aus der Nase tröpfelte und zwar auf das schöne Tischtuch. Erschrocken sah ich hin. Es war Blut. Durch Taschenspielerkünste verdeckte ich die Flecken vor Miß Davidson, offenbarte mich aber Mrs. Schultze, in deren Schlafzimmer kaltes Wasser das Übel bald hob.

Anfang November füllte sich das Missionshaus wieder. Am 8. kamen auch Direktors zurück. Fast jeden Abend war ich bei ihnen. Nur Sonntags und Mittwochs nicht.

Jetzt predigte ich viel im Georgienhaus für Magister Schneider, der kränklich war. Besondere Aufmerksamkeit schenkte ich dabei den Gefangenen. So am 1. Advent und am 1. Weihnachtstag. Am letzteren Tage rief ich sie hervor und sah, wie sie sich um das Gitter zusammendrängten. Ach, das war schön! Am 1. Advent predigte ich Morgens in Leipzig, Nachmittags fuhr ich in Direktors Pelzmantel in eine andere Stadt, um da für einen kranken Pastor zu predigen.

Einen Brief an Mariechen steckte ich aus Versehen in ein Kuvert, das an den Bürgermeister Papellier in Erlangen adressiert war, und den Brief an den Bürgermeister steckte ich in Mariechens Kuvert. Und so gingen die Briefe ab. Ich merkte das aber rechtzeitig und telegraphierte an die Erlanger Post um Rücksendung des Briefs, die auch erfolgte. Das war gut. Denn ich hatte mich da, in dem Briefe, in der Dichtkunst versucht. So:

Ich hab ein'n herzigen Schatz,
Dem gäb ich *gern* 'n Schmatz.

Ach leider geht's nicht an,
Ich muß es lassen stan.

Doch schreib ich ihr 'n Brief,
Der freut sie, I believe.

Über Bruder Wilhelm, Mariechens Leutnant-Bruder, hörte ich etwas Hübsches. In irgend einer Schlacht, da die Nacht dunkel und das Wetter schrecklich war, wurde er von seiner Kompagnie getrennt. Er traf einen Offizier. „Wo ist meine Kompagnie?“ „Dort, aber schier ganz aufgerieben, bleiben Sie bei uns, Herr Kamerad.“ Wilhelm tat einen sehr kräftigen und nicht gut niederzuschreibenden Ausruf des Unwillens und stürzte auf seine Kompagnie zu. Einen Stiefel hatte er schon verloren, den andern zog er schnell aus. Den Säbel nahm er zwischen die Zähne, in jede Hand einen Revolver. So sprang er mitten unter die Franzosen, schoß denen die Ladungen seiner Revolver in die Gesichter und hieb dann wie rasend mit dem Säbel um sich. Der Kaiser hörte das und verlieh ihm mit besonderen Huldworten das eiserne Kreuz. Da weinte der alte Vater Freudentränen und rief: „O. mein alter Junge!“

Zu Weihnachten kriegte ich viele schöne Geschenke. Mariechen schenkte mir einen schönen, von ihr selbst gestickten Reisesack. Auf dem waren die Buchstaben M. Z. Die sollten Manthey-Zorn bedeuten. Aber ich schrieb ihr: „Die bedeuten Marie Zorn.“ Unter dem Plaid, welchen Frau Direktor mir schenkte, habe ich diese letzte Nacht geschlafen. Und wie viele Strapazen hat der in Indien durchgemacht! Und es sind jetzt gerade 39 Jahre seitdem verflossen. Was schenkte ich Mariechen? Beim Mittagessen am 1. Weihnachtstage fragte Frau Direktor: „Was haben Sie denn

Ihrer kleinen Braut geschenkt?“ Ich antwortete: „Meine abgelegten Sachen.“ Lachen. Aber ich erklärte: „Ich habe ihr meine schöne und fleißig gelesene Bibel geschenkt mit der Inschrift: „Der Liebsten das Liebste!“ Die hat jetzt, nachdem Mariechen sie all ihr Lebtage treulich gebraucht hat, mein zweiter Sohn. Ich hoffe, er hält sie in hohen Ehren. Frau oder Mrs. Schultze schenkte mir eine englische Bibel, sehr fein. Die habe ich noch.

Am Weihnachtsabend war ich bei Direktors. Da wurde aber doch auch geweint.

Als ich mit Andern am Neujahrstage 1871 aus der Kirche heimging, sagte Einer zu mir: „Zorn, wie sieht dein rechtes Ohr aus!“ Ja, das war steif gefroren. Zu Hause machten Schneereibungen es weich, aber doppelt so groß als das andere. Mrs. Schultze war bange, daß das meiner Braut nicht gefallen werde. Doch es wurde allmählich kleiner.

Dazu war in Leipzig des Krieges wegen große Steinkohlennot. Wir konnten das ganze Haus nicht heizen, nur etliche Stuben, und froren zusammengehuddelt.

Direktors machten mir die große Freude, daß sie Mariechen einluden, vor meiner Abordnung ein paar Wochen ihr Gast zu sein. Und wir hofften, daß wir schon vorher in Erlangen bei meiner Mutter zusammensein dürften. Nur wollte Vater nicht recht dran, die Erlaubnis zu geben. Aber meine Braut mußte doch bei meiner Ordination sein, die in Erlangen stattfinden sollte!

Einstweilen war ich in Leipzig viel in Gesellschaften bei den Professoren und andern Leuten, namentlich bei Gliedern des Missionskollegiums. Das war mir nicht immer angenehm. Doch lernte man da feine und berühmte Leute

kennen. Doch —. Na, ich will mal ein Beispiel erzählen. Bei einem Buchhändler großen Namens war eine große Gesellschaft. Toaste wurden ausgebracht. Der Buchhändler war dünn und schlank, seine Frau dick und rund. Professor L., der sehr munter wurde, betoastete beide. Er schloß mit den zarten Worten: „Von Herrn N. gilt das Wort des Dichters: ‚Wie eine Tanne schlank‘, aber von unserer liebenswürdigen Wirtin möchte man das dialektieren und sagen: ‚Wie eine Tonne schlank‘.“ Hinaus ging die arme Frau und weinte. Der Esel von einem Professor war — ernüchtert.

Derselbe Professor wies bei einer Gesellschaft bei Kahnis auf die großen Ölgemälde der alten lutherischen Theologen, die an den Wänden hingen, und sagte: „Gelehrt und rechtgläubig waren sie, aber Humor hatten sie nicht; sie waren streng und kalt.“ Leser, lies mal das Lied „Wie schön leuchtet der Morgenstern“. Das hat so ein alter Theologe gemacht. Und dann sage, ob der so „streng und kalt“ war.

Bei diesem Tonnen- und Humor-Professor war eine große Gesellschaft. Als das Mahl schon vorbei war, wurde ein anderer Professor und ein amerikanischer Professor gemeldet. Die Tür ging auf und der eintretende Professor führte einen kleinen Mann mit kurzem Vollbart herein und sagte, er habe gehört, daß hier eine Gesellschaft der bedeutendsten Herren und Damen Leipzigs versammelt sei, und habe sich daher erlaubt, den Professor von Amerika herzubringen, um dem Gelegenheit zu geben, die Leuchten Leipzigs kennen zu lernen. Der Amerikaner verbeugte sich etwas linkisch und wurde mit einem Gemisch von großer Freundlichkeit und überlegener Herablassung, die jeder von uns

wohl merkte und verstand, begrüßt. Es wurde dann, immer in derselben Weise, viel aus ihm gemacht, sodaß ihm offenbar das Herz aufging. Auch nach dem St. Louiser Walther wurde er gefragt und ob er dessen merkwürdiger Wucherlehre zustimme? „O“, sagte er, „nein; aber wir tragen diese Schrulle an dem sonst so großen Manne.“ Jetzt hat er noch mehr an Walther und der Missourisynode zu tadeln.

So ging die Zeit hin, bis ich endlich mit Grubert zusammen in Erlangen ordiniert werden sollte.

23. Die Ordination in Erlangen.

Die theologische Fakultät in Erlangen hatte sich sehr freundlich erboten, mich zu ordinieren. Und es war das eine ganz außerordentliche Freundlichkeit. Daß ich in Erlangen ordiniert werden sollte, das war schon in der Ordnung, denn ich war ja in Erlangen zuhause. Aber daß die theologische Fakultät als solche das tun wollte, das war ganz außerordentlich. Wann hatte die Fakultät je so etwas getan? Und erst vor ein paar Jahren hatte ich eben diese Fakultät und das ganze kleine Erlangen entsetzt durch meine Burschenwildheit. Und doch! Aber ich glaube, daß diese ausnahmsweise Freundlichkeit mehr dem Leipziger Missionskollegium galt, als mir. Denn der Präsident des Kollegiums war der berühmte Theologe von Harleß, der Vizepräsident der Professor Dr. Luthardt, und der Direktor war Hardeland. Als der Direktor mir von meiner Ordination sagte, bat ich ihn, daß er es erwirken möchte, daß mein lieber guter Herzensfreund Grubert mit mir zusammen ordiniert würde. Und er schrieb das an die Fakultät, und die sagte auch das zu. Und es wurde festgesetzt, daß ich Mittwoch, den 15. Februar, meine Ordinationspredigt halten sollte, Grubert die seine Sonntag, den 19. Februar, und daß wir dann in demselben Gottesdienst zusammen ordiniert werden sollten.

So reiste ich denn am frühen Morgen des 11. Februar von Leipzig ab und kam am Nachmittage um halb vier Uhr in Erlangen an und — traf da mein herziges Bräutchen, das von ihren Eltern die Erlaubnis erhalten hatte, zu kommen.

Aber wo sind meine Erinnerungen? Die Daten habe ich aus alten Papieren und Briefen genommen. Aber ich mag mich besinnen, soviel ich will, ich kann nicht erinnern, wie und wo ich mein Bräutchen traf. Am Bahnhofe? Wahrscheinlich. Doch ich weiß es nicht. Die Freude hatte mir wohl alle Besinnung und deshalb auch die Erinnerung genommen. Aber das weiß ich, daß ich wochenlang, monatelang mit meinem Mariechen, dem allerbesten Gute und Schatze meines Lebens, zusammen war.



Prof. Dr. Thomasius.

Aus einem alten Telegramm sehe ich, daß Grubert erst am 14. Februar mir folgte, also nicht gleich mit mir reiste. Warum nicht? Ich weiß es nicht mehr. Er kam um die Mittagszeit an. Und gleich warfen wir beiden uns in Fräcke und Zylinder und machten Besuche bei den Gliedern der Fakultät. Professor von Hofmann trafen wir nicht zu Hause und ließen unsere Karten da.

Professor Thomasius war der Ordinator, weil er der Universitätsprediger war. Zu dem gingen wir daher zuerst. Er sagte uns, wie wir uns bei der Ordination zu verhalten haben. Dabei sagte er: „Sie werden auf Gottes Wort und das Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche

verpflichtet werden. Verstehen Sie wohl: auf das Bekennt**nis**. Ich werde Ihnen nicht zumuten, einen Eid auf die einzelnen Bekennt**nisse** abzulegen, was gewissensbeschwerend sein dürfte, sondern nur auf das Bekenntnis im ganzen."

Hierauf antwortete Grubert: „Herr Professor, wir kennen die einzelnen Bekenntnisschriften der evangelisch-lutherischen Kirche. Und es ist nicht gewissensbeschwerend für uns, einen Eid auf dieselben abzulegen, sondern wir werden es gern, willig und mit vollster Überzeugung tun. Verpflichten Sie uns also auf die Bekennt**nisse** der evangelisch-lutherischen Kirche. Wir wünschen das."

Thomasius: „Hm, nun ja, nun, es ist schon gut. Antworten Sie auf meine Fragen einfach mit einem Ja."

Professor von Zezschwitz nahm uns mit überwallender Liebe und Freundlichkeit auf. Die Besuche bei den andern Professoren habe ich vergessen.

Als wir zuhause kamen und bei meiner Mutter und meinem Bräutlein waren, sagte ich: „Grubert, setze mal deinen Zylinder wieder auf und stelle dich da an die Wand." Er tat es. Ich setzte meinen Zylinder auf und stellte mich an die Wand ihm gegenüber. Verwundert sahen Mutter, Braut und Schwestern uns an. Auch Grubert machte ein etwas fragendes Gesicht. Doch er kannte mich schon und wußte, daß etwas tolles kommen werde. „Nun, Grubert, wir haben unsere Besuche gemacht. Wir treten jetzt in ein neues von Frack und Zylinderhut freies Leben. Also pereat (es gehe unter) zunächst der Zylinderhut! Jetzt laß uns unsere Köpfe vorbeugen und gegen einander rennen." Das taten wir, und mit dumpfem Krach gesegneten unsere Angströhren ihre geformte Existenz.

Da klingelte es. Ein Bote von Professor von Zezschwitz kam und brachte ein Briefchen an mich. In diesem Briefe bat der Professor uns, daß wir doch noch einmal zu Professor von Hofmann gehn möchten, der jetzt zuhause sei, denn der wünsche uns persönlich kennen zu lernen.

Ich sah Grubert an, Grubert mich. Beide blickten wir auf unsere formlosen Hüte. Dann lachten wir laut. Was nun? Wir konnten doch nicht in Fräcken und mit Schlapphüten den Besuch machen. Wir entschlossen uns, die Fräcke aus- und die langen feierlichen Stehkragenröcke anzuziehn, Schlapphüte aufzusetzen und so den Besuch zu machen. Und so taten wir's. Aber — die Frau Professor war da und sah uns offenbar befremdet an. Sie war erkältend kühl gegen uns. Ja, ist es zu glauben? Der Dekan der theologischen Fakultät beklagte sich später bei dem Direktor, daß wir den Professor von Hofmann nicht mit Frack und Zylinderhut geehrt haben, wie die andern. Doch diese Klage hatte noch einen andern Anlaß, der bald klar werden wird.

Am andern Morgen (Mittwoch) predigte ich vor der Fakultät und ziemlich, trotz des Wochentages, voller Kirche über den mir von der Fakultät aufgegebenen Text Joh. 15, 1—11. In dieser Predigt kam der Satz vor: „W e r n i c h t l e h r t, g l a u b t u n d b e k e n n t, d a ß J E s u s C h r i s t u s, d u r c h s e i n e s t e l l v e r t r e t e n d e G e n u g t u u n g f ü r u n s, u n s m i t d e m V a t e r v e r s ö h n t h a t, d e m i s t d i e S c h r i f t e i n m i t s i e b e n S i e g e l n v e r s c h l o s s e n e s B u c h, d a s e r i n k e i n e m W e g e v e r s t e h t, u n d w e n n e r a u c h s o n s t d e r g e l e h r t e s t e S c h r i f t f o r s c h e r w ä r e." Diesen Satz hatte ich mit großem Bedacht niedergeschrieben. Denn Professor von Hofmann leugnete

eben diese allein seligmachende Wahrheit und ich wollte sie gerade deshalb bekennen. Als die Predigt aus war, kam Professor von Zezschwitz in die weite Sakristei, küßte mich und sagte zu Grubert: „Diese Stunde werden wir nie vergessen." Er weinte dabei.

Nun will ich vorgreifen und etwas erzählen, was erst später nach der Ordination geschehn ist. — Diese Predigt machte tüchtiges Aufsehn in Erlangen. Verschiedentlich wurde ich gebeten, daß ich sie nochmal halten möchte. Andere wollten sie lesen. Ich ging zu Professor von Zezschwitz und teilte ihm das mit. Er war nun etwas verlegen. Er meinte: „Nein, halten Sie die Predigt nicht noch einmal. Geben Sie auch das Manuskript nicht aus der Hand." — Dann wurde ich ersucht, zum Dekan der theologischen Fakultät, dem Dr. Köhler, zu kommen. Ich ging hin. Der sagte: „Ich habe Ihnen im Namen der Fakultät mitzuteilen, daß Ihre Predigt mißfallen hat. Der Form nach war dieselbe ja gut. Aber was den Inhalt anlangt, so gibt sie zu der Befürchtung Anlaß, daß Sie in methodistischer Art gewaltsamen Weisen folgen. Ihr Freund Grubert hat schlicht das Evangelium ausgelegt. Das hätten Sie auch tun sollen. Sie wollen Missionar werden. Als solcher haben Sie das Evangelium zu predigen, nicht aber sich in theologische Streitigkeiten einzulassen." War mein Satz nicht Evangelium? Und soll man nicht vor widriger Lehre warnen? Als sich indessen die Nachfragen nach der Predigt mehrten, da steckte ich das Manuskript in den Ofen, um sagen zu können, daß ich es nicht mehr habe. — Und auch über diese Predigt beklagte sich der Dekan der Fakultät bei dem Direktor, wie über den fehlenden Frack und Zylinderhut, und meinte, wir hätten absichtlich gerade bei dem Be-

suche bei Professor von Hofmann diese Kleidungsstücke weggelassen. Als ich wieder nach Leipzig kam, wollte der Direktor, nachdem er mir den Brief des Dekans gezeigt hatte, die Predigt sehn. Ich sagte, daß sie in Asche verwandelt sei, deklamierte ihm aber den Satz vor. Er schwieg.

Nun wieder zur Ordination. Am Sonntag predigte Grubert vor brechend voller Kirche. Nach der Predigt wurden wir von gesamter Fakultät vor den Altar geführt. Die Professoren Thomasius, Schmid und Zezschwitz waren in Chorröcken und stellten sich auf die Platform des Altars uns zugewandt, Thomasius in der Mitte. Die andern Professoren, auch die sogenannten außerordentlichen, standen uns zur Seite. Mir war himmelangst, daß ich ohnmächtig werden würde, weil ich damals sehr schwach war und langes Stillstehen nicht vertragen konnte. Aber mit Gottes Hilfe hielt ich's aus. Dafür betete auch Mariechen, die ganz nahe bei mir auf einer der Kirchenältestenbänke saß neben Mutter und Schwestern.

Nach den von Thomasius gesprochenen einleitenden Worten kam zuerst Grubert dran, weil er vor mir Examen gemacht hatte. Er kniete nieder. Thomasius sprach: „Darum frage ich euch hie, geliebter Bruder in dem HErrn JEsu Christo, vor den Augen Gottes, unseres HErrn JEsu Christi und seiner heiligen Engel, auch vor den Ohren dieser Versammlung, ob ihr nach reiflichem Bedacht bereit stehet, dies heilige Amt auf euch zu nehmen und nach dem Vermögen, das Gott darreichet, dem HErrn und Erzhirten der Gemeinde zu allem Gefallen auszurichten und zu verwalten?"

Grubert sagte laut: „Ja."

Thomasius fuhr fort: „Erkennt ihr aber auch, daß Gottes Wort und Wille, danach ihr euer Amt vollführen sollt, im Bekenntnis der evangelisch-lutherischen Kirche rein und unverfälscht erklärt und dargelegt sind? und wollt ihr deshalb euer Amt nach dem Bekenntnis unserer Kirche vollführen und ausrichten bis an euer Ende?“

Hier sagte Grubert nicht nur das verlangte Ja. Sondern mit lauter durch die ganze weite Kirche schallender Stimme sprach er: „Ich erkenne die drei Hauptsymbole der Kirche, die ungeänderte Augsburgische Konfession und deren Apologie, die schmalkaldischen Artikel, die beiden Katechismen Luthers und die Konkordienformel für die reine, ungefälschte Erklärung und Darlegung des göttlichen Wortes und Willens, bekenne mich zu denselben als zu meinen eigenen Bekenntnissen und will mein Amt bis an mein Ende treulich und fleißig nach denselben ausrichten. Dazu stärke mich Gott durch seinen Heiligen Geist! Amen.“

Dann kniete ich nieder neben Grubert. Und ich tat ebenso wie Grubert.

Dann sprach Thomasius zitternd und stotternd die in der Agende vorgeschriebenen Segensworte.

Dann legte Professor von Zezschwitz uns die Hand auf und sprach für je einen einen Segenswunsch.

Dann legte Professor Schmid Grubert die Hand auf und sprach einen Segenswunsch. Als er mir die Hand auflegen wollte, schob Thomasius ihn bei Seite und sprach, jedem von uns eine Hand auflegend: „Wir überantworten euch hiemit durch Auflegung unsrer Hände das heilige Amt des Wortes und der Sakramente Gottes, des Dreieinigen, ordnen und weihen euch zu Dienern der heiligen Kirche im Namen des Vaters, des Sohnes und des Heiligen Geistes!“

Und Zezschwitz und Schmid sprachen: „Amen. Amen.“

Und die Feier wurde in üblicher Weise geschlossen.

O, das Orgelspiel von Herzog und der Gesang!

Und die Burschenschaft Germania war auch in der Kirche, was ihr sonst nicht einfiel.

Und die andern Glieder der Fakultät traten auf uns zu und küßten uns.

Und als wir in der Sakristei die Chorröcke auszogen, kam der Dekan Köhler zu uns und sagte zu mir: „Daß Professor Thomasius Herrn Professor Schmid gewehrt hat, Ihnen die Hand aufzulegen und einen Segenswunsch zu sprechen, ist natürlich nicht in irgend einer Absicht, sondern aus purem Mißverständnis geschehn. Herr Professor Thomasius war, wie öfters (lächelnd), etwas verwirrt und war in der Meinung, daß Herr Professor Schmid Ihnen schon die Hand aufgelegt habe und nun aus Irrtum die Überantwortung des Amtes vollziehen wolle, was er, Thomasius, doch zu tun hatte.“

Aber Professor Schmid soll das dem Professor Thomasius doch sehr übel genommen und sich erst kurz vor dem Tode des letzteren mit ihm versöhnt haben.

Grubert und mir wurde dann das „Ordinationszeugnis“ eingehändigt. Meines lautete so:

Am Sonntage Estomihi, den 19. Februar 1871, wurde von uns kraft des statutenmäßigen Rechtes unserer theologischen Fakultät der Kandidat der Theologie Karl Manthey-Zorn aus Sterup in hiesiger Stadtkirche unter Verpflichtung auf die sämtlichen Bekenntnisschriften unserer evangelisch-lutherischen Kirche feierlich ordiniert, worüber demsel-

ben unter Anwünschung reichen göttlichen Segens gegenwärtiges Zeugnis ausgestellt wird.

Erlangen, den 19. Februar 1871.

Die theologische Fakultät:

Dr. Köhler, d. Z. Dekan,
Dr. Thomasius,
Dr. von Hofmann,
Dr. H. Schmid,
Dr. F. Frank,
Dr. G. von Zezschwitz.

(Fakultätssiegel.)

24. Lichtenstein.

Meine älteste Schwester, die gute Elisabeth, hatte am 7. Januar Hochzeit gehalten, denn ihr Bräutigam August Wagner war Pfarrer geworden in Lichtenstein. Und nun bat sie und bat sie, daß ich Mariechen zu ihr bringen möchte. Und da war kein Widerstehen. Bald nach der Ordination reisten wir ab, und Grubert mit uns. Es war an einem Samstage.

Das Dorf Lichtenstein liegt im bayrischen Hochgebirge zwischen Ebern und Bamberg. Und zwar liegt es oben auf einem Berge, mitten zwischen herrlichen Wäldern. Wir fuhren auf der Eisenbahn bis Ebern, von Ebern mit einem Postwagen bis an den Fuß des Berges, auf welchem Lichtenstein lag. Da stiegen wir aus, und der Postwagen fuhr weiter. Es war Abend. Der Mond schien. Die Landstraße war schneebedeckt. Kein Ort, kein Haus war in der Nähe. Unser Koffer war auch abgeladen und in den Schnee gesetzt, und auf den setzten wir drei uns, um der Dinge zu warten, die da kommen sollten. Denn wir hatten genau die Zeit unserer Ankunft da gemeldet, und August hatte versprochen, uns einen kräftigen Bauer zu senden, der uns den Weg weisen und den Koffer tragen sollte. Aber es war von keinem Bauern etwas zu sehn. Alles war einsam und still und schön. Wir riefen. Wir hallohten. Wir jodelten. Es kam auch eine Antwort, aber es war die des spottenden Echo.

Endlich kam ein echt bayrischer Jauchzer, der kein Echo war, und aus dem Walde hervor trat ein Mann auf uns zu

und fragte: „Is do der Schwog'r von unserm Pfarrer?" So, jetzt war's gut. Der Mann schulterte den schweren Koffer und ging voran in den Wald. Wir folgten. Es ging immer bergan. Auf einmal — o, es war überwältigend! — ganz nahe silberhelles Glockengeläute im Dreiklang. Der Sonntag wurde eingeläutet, und zugleich wurde der Friede zwischen Frankreich und Deutschland damit gefeiert und — August hatte das Läuten so bestellt, daß es uns gerade grüßen konnte.

Und bald waren wir oben. Und die Lichter des Dorfes schimmerten. Und die große Ruine des Schlosses des Grafen Rotenhahn lag schwärzlich vor uns. Und den Kirchturm sahen wir, von dem aus die Glocken uns begrüßt hatten. Und das Pfarrhaus sahen wir, dessen hellerleuchtete Fenster uns ein Willkommen entgegenleuchteten. Und der Bauer sagte: „So, do san mer."

Zuerst liefen wir an die Fenster und fanden bald die Fenster der Wohnstube. Da sahen wir Elisabeth sitzen mit erwartungsvollem Gesicht. Bei ihr saß August mit freundlich gutem Gesicht, wie immer. Aber etwas leidend war er, ja? Er sah so aus. Wir klopften an's Fenster. Elisabeth schrie freudig auf: „Da sind sie!" Und die Haustüre ging auf, und Elisabeth führte, zog, küßte uns hinein in ihr trauliches Heim — —.

Am andern Morgen predigte August. Er war nicht ganz wohl. Er hatte sich bei einer Leiche erkältet. Er hatte bis an die Kniee im Schnee stehn müssen. Die Predigt war ein wenig — lahm; auch ein wenig zu gelehrt. Die Leute paßten nicht so recht auf. Manche schliefen.

Schöne, liebliche Tage da in Lichtenstein bei unsern Geschwistern. Und mein Bräutchen war da! Und der gute,

gute Grubert, der soviel Anfechtung auszustehen hatte, war so glücklich!

Am nächsten Sonntag wollte August wieder predigen. Als aber der Sonntagmorgen kam, da konnte er nicht mal aufstehn, so elend war er. Da sagte Elisabeth zu mir: „Karl, entweder du oder Grubert muß predigen." Grubert sagte: „Das kann ich so schnell nicht." Ich mußte also dran. Ich suchte mir einen Text, der ohne Mühe die Predigt an die Hand gibt. Ich nahm Offenbarung 1, 17. 18: „Fürchte dich nicht; ich bin der Erste und der Letzte, und der Lebendige. Ich war tot; und siehe, ich bin lebendig von Ewigkeit zu Ewigkeit, und habe die Schlüssel der Hölle und des Todes." Und die Predigt dachte ich mir so aus: In der Einleitung wollte ich sagen, daß wir Sünder uns vor Gott fürchten müssen. Aber dann kommt JEsus und sagt: „Fürchte dich nicht." Das sollte das Thema sein. Im ersten Teil wollte ich zeigen, daß wenn JEsus das sagt, dann gilt's, denn er ist der Erste und der Letzte und der Lebendige, also der ewige Gott. Dazu wollte ich biblische Geschichten aus dem Alten Testament erzählen, welche zeigen, wie der Sohn Gottes, der später JEsus werden wollte, sich da geoffenbaret hat. Im zweiten Teil wollte ich sagen, woraufhin JEsus sagt, daß wir uns nicht fürchten sollen, nämlich auf seinen versöhnenden Tod und seine siegreiche Auferstehung hin, und auch wollte ich von seinem Tod und seiner Auferstehung biblische Geschichten erzählen. Im dritten Teil wollte ich dann sagen, daß nun in seiner Heilandshand die Schlüssel der Hölle und des Todes sind, und er für uns den Tod auf- und die Hölle zuschließt.

Als die Zeit kam, zog ich im Pfarrhaus, wie es Sitte war, die Amtstracht an und ging in die Kirche. Dabei

mußte ich durch die Schloßruine gehn. Ein Teil derselben war ausgebaut, und der Revierförster wohnte da. Im Vorbeigehn sah ich eine große uralte Frau auf der hohen Treppe stehn. Die sah mich mit harten Augen an und sagte: „Schon wieder ein Neuer!“

Als ich auf die Kanzel kam, sah ich die alte Frau hinten in einem vergitterten Stuhl sitzen. Meine Predigt hielt ich absichtlich mit etwas bayrischem Akzent, was die Leute aufpassen machte, und ich sprach ganz einfach, als wenn ich bei ihnen in einer Stube wäre. Grubert aber war der beste Aufmerker.

Nach der Kirche erzählte ich August von der alten Frau. Und August sagte mir, das sei die Frau des Revierförsters Hartwig; und sie sei über 90 Jahre alt, und ihr Mann sei noch älter; und er sei ein schrecklicher Mensch; er rühme sich, daß er seit seiner Konfirmation, also seit 80 Jahren nicht mehr in der Kirche gewesen sei; er habe seine Frau durch gehäuften Ehebruch erzürnt und hart gemacht; die beiden Eheleute leben seit langen Jahren zwar in derselben Wohnung, aber doch ganz getrennt, sodaß sie nicht einmal zusammen essen; und das Volk sage, daß der alte Förster in der Revolutionszeit Mord und Totschlag begangen habe; jedermann fürchte sich vor ihm wie vor dem Teufel, und vor ihr auch, obwohl sie nicht so schlimm sei wie er.

Am Montag Morgen kam zum Entsetzen meiner Schwester die alte Frau Hartwig in's Pfarrhaus und fragte nach mir. Als ich erschien, begrüßte sie mich freundlich und sagte, sie sei gekommen, um mir ein Körbchen voll frischer Eier zu bringen, denn ich sehe ja so elendiglich aus, ich müsse mich ordentlich nähren. Wenn diese alle seien, so werde sie mir mehr bringen.

August wurde immer kränker. Erst seit etlichen Wochen war er im Amt und eigenen Heim, und nun schon das! Es wurde beschlossen, daß ich vorläufig da bleiben und das Amt für ihn verwalten sollte. Was sollte auch anderes geschehen? Die Passionszeit mit Extragottesdiensten war da, Konfirmandenstunden waren zu halten, das Abendmahl war auszuteilen, und dann war mit der Pfarrei auch noch eine Filiale verbunden. Und Kranke waren auch zu besuchen.

Also ich blieb: Mariechen auch. Grubert reiste ab. Und ich hatte alle Hände voll. Am meisten Freude machte mir der Konfirmandenunterricht mit den bayrischen Kindern. In dem war auch ein Urenkel des alten Revierförsters, der während der Zeit bei seinen Urgroßeltern wohnte.

Das Predigen tat ich auch sehr gerne. Und ich kam da in eine Zeit, wie ich sie nie wieder gehabt habe. Die Kirche füllte sich. Die Leute waren höchst aufmerksam. Nach und nach kamen Leute aus andern Dörfern und Pfarreien. Die Kirche wurde zu klein. Viele mußten stehn. Ganze Scharen kamen am frühen Sonntag Morgen angepilgert, um rechtzeitig dazusein und Platz zu finden. Manche kamen schon am Samstag Abend und blieben bei Freunden über Nacht. Und Frau Hartwigs aufmerksames Gesicht sah ich in jedem Gottesdienst, welcher Art er auch sein mochte. Sie versäumte keine Beichte, obwohl sie nicht zum heiligen Abendmahl ging. Und Eier brachte sie mir regelmäßig und bewies mir mütterliche Zärtlichkeit. Und sie lud mich auch ein, sie zu besuchen, sagte aber dabei: „Mein Mann kann die Pfarrer nicht leiden und wird sehr unfreundlich sein, wenn Sie kommen.“ Ich versprach zu kommen.

Und eines Tages sagte ich zu August: „August, ich

gehe zum alten Hartwig. Die Frau hat mich eingeladen zu kommen, und ich habe zugesagt. Auch will ich bei der Gelegenheit mit dem alten Herrn sprechen." August sagte: „Tue das nicht. Da ist keine Hoffnung. Der hetzt die Hunde auf dich, oder tut dir sonst was zu leide." Und dann wiederholte er, was er früher schon vom alten Hartwig gesagt hatte.

„Ja, August," sagte ich, „ich gehe aber doch hin. — Wenn nur die Hunde nicht wären", fügte ich etwas kleinmütig hinzu, „sonst hätte ich keine Angst. Aber ich gehe."

„Gehe in Gottes Namen, wenn du durchaus willst. Gott kann alles. Vielleicht will er dich gebrauchen", sagte mein Schwager.

Ich machte mich denselben Nachmittag auf; denn wenn man so 'was auf dem Herzen hat, tut man es am besten gleich. Als ich in die Ruinen kam, guckte ich mich gleich nach den Hunden um. Denn die Tiere kann ich gar nicht gut leiden. Als kleiner Junge bin ich 'mal von einem roten „Biest" ins Bein gebissen. Seitdem bin ich nervös, wenn ein Hund mich anknurrt. Aber ich hatte Glück. Das Dienstmädchen stand auf der Treppe und beruhigte die großen Hühnerhunde, die richtig da waren und gar nicht so gemütlich aussahen, wie ihresgleichen gewöhnlich tun. Ich klopfte an die Stubentür.

„Herein!" brummte es drinnen.

Ich machte die Tür auf und sah ein Zimmer voll von Zeichen, daß ein Jäger darinnen hause: Hirschgeweihe, Flinten, Hirschfänger etc. an den Wänden, Wolfsfelle auf dem Boden etc. Aber ich sah keinen Menschen. Erst als ich die Tür zumachte, merkte ich, woher das „Herein" gekommen war. Hinter der Tür nämlich, auf einem Sofa, lag

ein uralter, aber noch großer und stämmiger Mann. Zähne hatte er nicht mehr, und so kamen Schnauz- und Kinnbart bissig zusammen und standen feindlich vor. Die Augen waren hell und durchdringend, kann nicht gerade sagen finster. Aber sie blitzten mich feindlich an. Nase: Habichtsnase. Der Alte war ganz rot, das heißt, er war in rotflanellenen Unterhosen und Unterjacke, der anderen Kleider hatte er sich entledigt; statt ihrer hatte er eine rote Decke über die Füße gebreitet.

„Wer sind Sie? O, Sie sind wohl der Pfaff, zu dem meine alte Schachtel jetzt in die Kirche läuft? Meine Schachtel ist in der Küche. Luise" (zum Dienstmädchen), „ruf die Frau, sie hat Besuch gekriegt!" das waren seine freundlichen und mir unvergeßlichen Worte, mit denen er mich begrüßte.

Lieber Leser, ich muß hier eine kleine Zwischenbemerkung machen. Von Natur bin ich etwas blöde und ängstlich. Aber als Student hatte ich oft Gelegenheit, gegen diese Blödigkeit und Ängstlichkeit ankämpfen zu müssen, und hatte darin etlichen Erfolg. So hatte ich es denn so weit gebracht, daß ich das innere Zagen verbergen und äußerlich ziemlich ungeniert auftreten konnte. Das kam mir hier zu statten.

„Herr Hartwig", sagte ich, „eigentlich wollte ich allerdings Ihre Frau besuchen. Aber da es sich nun so trifft, so will ich S i e besuchen und mir deshalb, wenn Sie es erlauben, einen Stuhl nehmen und mich zu Ihnen hinsetzen." Gesagt, getan.

„Hören Sie, ich will mit Pfarrern nichts zu tun haben. Sind alle Spitzbuben."

„Sie sind alle Sünder, Herr Hartwig, aber nicht alle Spitzbuben; bloß Sünder, wie Sie auch."

„Ich?! Ich bin zwar nie in die Kirche gegangen und will auch auf keinem Kirchhof begraben werden, sondern droben auf freier Bergeshöhe; aber wenn ich auch kein scheinheiliger Heuchler bin, so soll mir 'mal irgend jemand eine Schlechtigkeit nachsagen! Tue recht und scheue niemand! Das ist mein Grundsatz. Danach habe ich gelebt. Darauf will ich auch sterben. Und der Alte dort droben, wenn's einen gibt, wird damit auch besser zufrieden sein als mit der elenden Kirchenheuchelei."

„Herr Hartwig", sagte ich, „ich bin noch keine fünf Minuten in Ihrem Haus und sehe mich schon gleich genötigt, Ihnen die grobe, dicke Wahrheit zu sagen und so, wie Sie sie vielleicht seit fünfzig Jahren nicht gehört haben. — Nein, fahren Sie nicht auf. Sie sind selbst schuld daran. Sie fluchen, Sie reden vom Sterben, von der Kirche, von spitzbübischen Pfarrern, vom ‚Alten da droben', und Sie sagen, Sie wären kein Sünder, niemand könnte Ihnen 'was nachsagen, Sie könnten, meinen Sie, durch Ihre Gerechtigkeit selig werden."

„Halten Sie das Maul, Herr!"

„Wenn ich fertig bin, Herr Hartwig. — Nein, ich bin nicht frech. Ich bin ein junges Kind gegen Sie. Aber ich kann Sie nicht so sterben sehen, und der Tod sitzt Ihnen schon auf dem Scheitel."

„Der Deubel sitzt mir auf dem Scheitel."

„Der auch, Herr Hartwig."

„Wenn der Alte da droben mir nur einen neuen Pustkasten (er meinte die Lunge) geben wollte, so könnte ich noch lange leben."

„Das tut er aber nicht, Herr Hartwig."

„Dann läßt er's bleiben!"

„Das tut er auch, Herr Hartwig. — Kommen Sie, Herr Hartwig, seien Sie ein wenig ruhig. Ich wollte Ihnen gerne ganz grob die Wahrheit sagen, weil Sie einmal angefangen haben zu sagen, Sie hätten immer recht getan, und niemand könnte Ihnen 'was nachsagen. Haben Sie Angst vor dem, was ich Ihnen sagen will?"

„Angst?" Nun kam ein langer Fluch.

„Nun, die Leute sagen, Sie lebten mit Ihrer Frau seit vielen Jahren in Haß und Streit; das ist die Wahrheit, und das ist Sünde."

„Der Teufel kann mit der Hexe in Frieden leben!"

„Die Leute sagen, Sie seien all Ihre Lebtage ein Leuteschinder gewesen, und viele Tränen, welche Sie arme Leute haben weinen machen, hat Gott gezählt. Die Leute sagen, Sie seien ein Hurer gewesen all Ihre Lebtage, und besonders deshalb sei Unfriede zwischen Ihnen und Ihrer Frau. Die Leute sagen, Sie haben Mordversuche gemacht in den Aufruhrsjahren. Und Gott weiß noch viele Sünden, die die Leute nicht wissen. Aber Gott und sein Wort haben Sie Ihr lebelang verachtet und verspottet. Und Gott hat doch seinen Sohn für Sie sterben lassen und will Sie gerne selig machen. Und er hat lange, lange Geduld mit Ihnen gehabt. Aber nun kommt bald die Zeit, wo Sie Rechenschaft geben müssen, Rechenschaft, Herr Hartwig. Es ist schrecklich, in die Hände des lebendigen Gottes zu fallen, Herr Hartwig. Sie müssen bald sterben und verrotten. Herr Hartwig, einerlei ob auf Bergeshöhe oder auf dem Kirchhof. Und Ihre Seele kann Gott nicht entlaufen. Und Ihr alter Leib wird auch wieder auferweckt. Und dann haben Sie ausgespottet, Herr Hartwig."

„Was wissen Sie, wie ich gelebt habe? Wie können Sie nach dem Leutegeschwätz gehen?“

„Herr Hartwig, Sie wissen selbst, was für ein gottloser, niederträchtiger Mensch Sie sind.“

„Was geht Sie das an?“ Fluch.

„Mein alter lieber Mann, ich will nicht, daß Sie zum Teufel fahren, wohin Sie freilich gehören. Sonst will ich nichts. Bin auch nichts. Wissen Sie, was ich bin? Ich bin ein Dreck. Aber Gott hat es so gefügt, daß Sie durch mich einmal die Wahrheit hören sollen. Und Sie hören ja auch, mein lieber Herr Hartwig. Sie haben noch keinen Hund auf mich gehetzt, was Sie ja tun könnten, wenn Sie nicht hören wollten.“

Lieber Leser, nochmals eine Zwischenbemerkung. Dies war so der Anfang meines Gespräches mit dem alten Mann, wie es mir fast wörtlich in der Erinnerung geblieben ist. Es war nur der Anfang, aber ein guter. Denn er hörte. Freilich widersprach er noch viel; aber er hörte. Er lästerte und fluchte noch mitunter, aber es hatte keine rechte Art mehr. Und ich packte immer fester zu; ich wurde immer freundlicher, aber dabei immer gröber, immer drohender. Da w e i n t e der alte Mann. Ja, ja, Leser — und das ist eigentlich die Zwischenbemerkung —, dies ist keine erfundene Bekehrungsgeschichte, sondern eine wahrhaftige; und das ist gerade das Merkwürdige daran. Aber es kommt noch viel schöner. Indes nun der Reihe nach weiter.

Der alte Mann beugte sein Haupt in seine Hände und weinte. Ich glaube und bin gewiß, daß welche im Zimmer waren, die lachten so, wie man im Himmel lacht. Da ging die Tür auf. Die Frau trat ein.

„Guten Tag, Herr Pfarrer, es freut mich, daß Sie

'kommen sind. Sie werden mir die Ehre antun und eine Tasse Kaffee mit mir trinken?"

„Sehr gerne, Frau Hartwig."

Sie deckte den Tisch. Für drei! Der Alte hatte seine Tränen schnell getrocknet. — Der Tisch war gedeckt. Der Kaffee dampfte und duftete. „Luise!" rief der Alte dem Mädchen. Das Mädchen kam. Hol dem Herrn Pfarrer von meinem Brot und von meinem Handkäs und Wein. — Herr Pfarrer, wollen Sie mit mir essen und trinken oder mit meiner alten Schachtel?" — O weh!

Ich ging zu ihm, nahm ihn ernst bei der Hand und sagte: „Herr Hartwig, Sie setzen sich obenan, und wir trinken zusammen Kaffee."

Er kam und setzte sich. Zog aber erst Hosen an. „Sie müssen aber von meinem Käs essen, Herr Pfarrer."

„Ja, ich esse von Ihrem Käs und von Ihrer Frau Brot, und Sie trinken Ihrer Frau Kaffee, und Ihre Frau ißt von Ihrem Käs, und ich esse von allem und trinke von allem, und Gott segne unsere Mahlzeit, und der Teufel hole allen Hader!"

„Komm, HErr JEsu, sei unser Gast und segne, was du uns bescheret hast. Amen", betete ich laut.

„Zu wem beten Sie denn da?" sagte er.

„Zum HErrn JEsus."

„Es gibt doch nur einen Gott, zu dem man beten soll. Sind Sie katholisch?"

„Es gibt einen Gott und drei Personen, Vater, Sohn und Heiliger Geist. Und unser HErr JEsus ist der Sohn des Vaters, ist Mensch geworden und hat Sie erlöst. Zu dem bete ich, und das müssen Sie auch."

„Das steht doch nicht in der Bibel?"

„Das steht in der Bibel, und ehe wir essen, muß ich Ihnen das zeigen.“ Des Urenkels Bibel wurde geholt, und ich zeigte das im Alten und Neuen Testament, so daß der Kaffee schier kalt ward. Aber dann schmeckte uns der Kaffee gut.

Das war eine wunderbare Mahlzeit! In der Tat, der HErr JEsus war Gast, wie er gebeten war. Man stelle sich vor! Da war zuerst der alte, mehr als neunzigjährige Mann. Länger als ein langes Menschenleben lang war er bewußt gottlos und gottfeindlich gewesen. Noch vor einer Stunde hatte er sich nichts weniger träumen lassen, als daß er nach wenigen Augenblicken über seine Sünde weinen und nach JEsu fragen werde. Aber Gottes Wort kam. Dasselbe Wort, das er immer verspottet hatte, kein anderes, und nun noch dazu geredet ohne Kunst, ohne Bedacht, ohne Weisheit, von schwachen Lippen, grob, kurz, gering. Er wehrte sich trotzig dagegen. Doch mit seinem Worte kam G o t t; und sanft, aber stark und gewaltig legte er ihn nieder. Und der alte Höllenbrand — nein, das ist nicht zu hart geredet — weinte und fragte nach JEsu. Denn das „Zu wem beten Sie denn da?“ und das „Das steht doch nicht in der Bibel?“ so gleichgültig und barsch es klang, waren ängstliche und verlangende Fragen nach JEsu.

Gottes Stündchen war gekommen, mein Leser, Gottes Stündchen. Und ich glaube, selbst die Engel beteten an vor der lauteren G n a d e. Vom Teufel steht geschrieben: „Der Teufel kommt zu euch hinab, und hat einen großen Zorn, und weiß, d a ß e r w e n i g Z e i t h a t.“ Hier zeigte Gott, daß er auch großen Eifer haben und r a s c h sein kann. Wahrhaftig! Unterm Kaffeetrinken war JE-

sus, JEsus unser Gespräch. Der Alte fragte nach allem, und wir saßen lange zusammen.

Zuletzt weinte er noch einmal. Das war, als er so fragte: „Herr Pfarrer, Hand aufs Herz! Achtzig Jahre lang habe ich JEsus verspottet, ihm alles Leid angetan: glauben Sie, daß er mich, ich meine mich, auch noch annimmt?"

HErr Gott, wem hätten da die Lippen nicht überfließen sollen vom süßen Evangelium von dem, der die Sünder annimmt! — Dann war da die alte Frau, nur wenige Jahre jünger als der Mann. Trotz allen Haders war sie in einem Stück seine Genossin gewesen: in der Gottlosigkeit. Die hatte der HErr am Bande der Neugierde mit der Hand seines Erbarmens in die Kirche gezogen und sie da gefunden. Sie hatte ihn nicht gesucht, aber er sie. Sie hatte ihn nicht erwählt, aber er sie. Sie saß da und hörte still zu, aber sehr begierig.

Einmal sagte sie: „Alter, soll ich dir noch eine Tasse einschenken?"

„Alte", sagte er, „soll ich dir die Hand reichen?"

Und die beiden Alten reichten sich die Hände. „Mehr als ein halbes Jahrhundert in Streit gelebt, HErr Gott!" sagte er. Dann schenkte sie ihm die Tasse voll, und er trank. So fängt's gleich an zu grünen, wenn Gottes Regen aufs dürre Land kommt.

Und endlich war ich da. Ich rede nämlich jetzt von der Mahlzeit, oder eigentlich von der Tischgesellschaft. Und ich war auch merkwürdig. Ist das nicht merkwürdig, wenn mit einem stumpfen, groben Instrument die allerfeinste und herrlichste Arbeit getan wird? Ich war schier betäubt vor Freude über das, was ich eben erlebt hatte, und auch vor

Verwunderung, daß es durch meinen Dienst ausgerichtet war. Ich wüßte nicht, daß ich je eine deutlichere Empfindung davon gehabt hätte, daß alles lauter Gnade und abermals Gnade Gottes ist, welche er auswirkt, wie, wann und wo er will, als bei dieser Gelegenheit.

Als ich an dem Abend Abschied nahm, wurde ich freundlicher behandelt, als da ich kam. Mußte dem Alten noch versprechen, ihm einen Katechismus mit Erklärung zu senden, was ich auch flugs tat. Denn er wollte lernen. Ich sollte auch wiederkommen. Ja ich kam.

Am Palmsonntag wurde der Wilhelm, der Urenkel, konfirmiert. Nachmittags war ich wieder zum Kaffee eingeladen. Ging auch hin. Diesmal sah der alte Förster grün aus, wie es sich auch nach Psalm 92, 13—16. wohl für ihn schickte. Er hatte seine Uniform angezogen, den Hirschfänger an der Seite, und sein altes Antlitz schaute gar freundlich und fröhlich aus der ungeheuren, steifen, fünf Zoll breiten, schwarzen Krawatte heraus. Es war alles gut geblieben und besser geworden.

„Wissen Sie 'was, Herr Pfarrer?“ sagte er.

„Was denn, Herr Hartwig?“ antwortete ich.

„Es ist alles nichts hier. Aber ein Ding weiß ich gewiß, und das, o HErr Gott! macht mich fröhlich. Und das ist, daß der Vater droben mein Vater ist und mich angenommen hat zum Kind, weil Christus mich erlöst hat. Und bald gehe ich zu ihm, und er wird mich aufnehmen. Und dort werden wir uns wiedersehen.“

Die Mahlzeit dieses Mal war aus gemeinschaftlichen Vorräten bestellt. Im Mai war der Tag der diamantenen Hochzeit der beiden Alten, und da sollte ich sie „noch einmal trauen in der Kirche“. Das mußte ich freilich ablehnen, da

meine Zeit in Deutschland abgelaufen war. Aber getraut wurden sie vor staunender Menge und nahmen auch zusammen das heilige Sakrament.

Als ich schon in Indien war, da hörte ich folgendes: Der alte Hartwig wurde plötzlich krank und kam an's Sterben. Da wollte er noch gern das heilige Abendmahl haben. August, dessen Erkältung sich zur Schwindsucht entwickelt hatte, war nach Davos in der Schweiz gereist. Der stellvertretende Vikar war verreist. Frau Hartwig wollte einen benachbarten Pfarrer rufen lassen. Aber der Sterbende sagte: „Dazu ist die Zeit zu kurz, ich gehe heut Nacht noch heim.“ Und es war mitten in der Nacht. Dann sagte er: „Ach, wenn ich nur das heilige Abendmahl noch haben könnt'!“ Da sagte Frau Hartwig: „Alter, wenn kein Pfarrer da ist, so will ich dein Pfarrer sein, und Gott der HErr wird sich's gefallen lassen.“ Darauf holte sie Brod und Wein und ein Gesangbuch. Und sie betete. Und sie sprach ihrem Manne die Beichte vor, die er mitsprach. Und sie sprach ihm die Absolution. Und sie betete das heilige Vaterunser. Und sie las die Einsetzungsworte über dem Brod und Wein. Und sie reichte ihrem Manne das heilige Abendmahl. — Was sagst du dazu, Leser? — Und dann kam der Tod. Und der HErr JEsus. Und der Sterbende gab seiner Frau die Hand. Und er sagte: „Alte, grüß mir auch meinen Herrn Pfarrer in Indien und sag ihm, daß wir uns ganz gewiß da oben wiedersehen werden.“ Und dann war's bald aus mit seinem langen zeitlichen Leben. Er starb, die Lippen im Gebet bewegend.

---

25. Bischwind und noch etliche Nachträge von Lichtenstein.

Das Dorf, in welchem die Filialkirche war, hieß Bischwind und lag eine Stunde von Lichtenstein entfernt auf einem anderen Berge. Da predigte ich Sonntagnachmittags. Bergauf und bergab hatte man zu gehn — nein, umgekehrt: bergab und bergauf. Oft ging Mariechen mit durch die schönen Wälder, besonders als das Frühjahr sich meldete. Vor dem Gottesdienst kehrte ich immer im Wirtshause ein. Als ich zum ersten Male hinkam, traf ich die Wirtsfamilie um den Mittagstisch stehn, und der Wirt sprach das Tischgebet. Mariechen war da mit. Die Wirtin sagte: „Wollen Sie mitessen, Herr Pfarrer?" „Nein, ich danke", sagte ich, „wir haben schon gegessen; aber wenn Sie jedem von uns ein frisches Ei bringen wollen zum Austrinken, so nehmen wir's gern." „Das sollen Sie haben", sagte die Wirtin und ging hinaus. Und blieb lange fort. Endlich kam sie wieder und brachte zwei Eier. Die waren ganz warm. „Aber, Frau Wirtin", sagte ich, „die hätten Sie nicht zu kochen brauchen. Wir wollten sie roh austrinken." „Die sind nicht gekocht", sagte sie. „Aber sie sind ja warm?" „Ja", sagte sie, „eins war grad gelegt; und dann war ein Hinkel noch grad dabei, eins zu legen, und da hab ich halt gewart't, bis es fertig war. Darum sind sie noch warm. Aber sie sind g'wiß ganz frisch."

Als ich in Bischwind das heilige Abendmahl austeilte, da fiel mir etwas sehr auf. Erst kamen die alten Männer an den Altar, dann die gereifteren, dann die jungen, dann die Ledigen, dann die Knaben. Ebenso war's mit dem

Weibsvolk. Aber ganz zuletzt hinter allen kam ein altes Mütterchen, das ich schon immer allein auf einem Bänkchen bei der Kirchtüre hatte sitzen sehn. Nach dem Gottesdienst fragte ich, warum das so sei? Und ich erhielt die kurze Antwort: „Die hat als Mädchen ein uneheliches Kind gehabt.“ Ich war ganz erstarrt. Nun hatte sie schon ein halbes Jahrhundert so öffentlich büßen müssen! Ich war entrüstet. Und am nächsten Sonntag strafte ich das in der Predigt ganz gehörig. Als ich in das Wirtshaus kam, um meine Sachen, Überrock und Stock, zu holen, trat der Wirt auf mich zu und sagte: „Herr Pfarrer, Sie meinen's wohl gut, aber das verstehn Sie nicht. So ist's bei uns Mode von unsern Voreltern her. Und so bleibt's. Wenn wir nicht so handelten, so würde die Unzucht bald überhand nehmen.“ Ich schwieg.

Als ich an einem andern Sonntag nach dem Gottesdienst wieder in's Wirtshaus kam, saßen da etliche Männer bei'm Kartenspiel. Ich sagte: „Na, na!“ Einer sagte: „Herr Pfarrer, in der Kirch' haben Sie das Wort gehabt und wir waren still; hier haben wir das Wort, jetzt sein Sie still. Was ist Trumpf?“

Ein Aufgebot wurde bestellt. Ein junges Paar wollte nach Ostern heiraten. Ich bot auf, und nochmal, und nochmal. Und dann war große Hochzeit und die Heimholung der Braut. Und dann, acht Tage später, die Trauung. Da war ich wieder ganz entsetzt. Aber wieder wurde mir gesagt: „So ist's bei uns Mode von unsern Voreltern her. Und so bleibt's.“ Und wieder schwieg ich. Es war nicht zu leugnen, daß das Volk in den Bergdörfern da keuscher war als irgend ein anderes, das ich je gesehen hatte und habe.

Die Beichtanmeldung in Lichtenstein war so ordentlich und gut, als man nur wünschen konnte. Nicht so in Bischwind, wo sie flüchtig vor dem Gottesdienst abgemacht wurde. In Lichtenstein fand sie im Pfarrhause statt. Und jeder, der sich anmeldete, brachte seinen „Beichtgroschen“, der für den Pfarrer bestimmt war. Dieser „Beichtgroschen“ bestand teils in Geld, teils aber auch in Naturalien. Es wurden mir Eier, Würste, Käse, Butter, Brod, Hühner gebracht. Eine Frau brachte mir ein lebendiges Kaninchen, das sie an den Ohren trug, ich meine an s e i n e n Ohren. Ich wußte gar nicht, wie ich das Vieh anfassen sollte, als sie mir es hinreichte. Aber sie sagte, ich solle es nur auch bei den Ohren nehmen, was ich dann mit einiger Angst tat und es meiner Schwester brachte.

Was ist ein Mißverständnis? Ein Mißverständnis ist, wenn zwei Leute sich nicht verstehn. Ich will ein solches erzählen. — Eines Abends kam ein alter Bauer zu mir und sagte: „Herr Pfarrer, meine Frau liegt am Sterben und möchte das Nachtmahl haben. Wollen Sie gleich mit mir kommen?“ Ich antwortete: „Das will ich gern tun.“ Der Bauer sagte: „Das brauchen Sie nicht gern zu tun, ich zahl's Ihnen.“ „Gern“ heißt nämlich auf bayrisch soviel wie umsonst. Das war das Mißverständnis. — Aber bei der Sterbenden gab's kein Mißverständnis. Die war überglücklich, als ich kam und ihr Gottes Gnadenwort sagte und das heilige Sakrament reichte. Das Haus lag unten am Fuß des Berges, und ein Bursche mußte mich heimbringen durch den nächtlichen Wald. Allein hätte ich den Weg mein Lebtag nicht gefunden. — Bei der Beerdigung wollte es wieder ein Mißverständnis geben. Ich kam in's Haus und zog in einem Nebenzimmer den Chorrock an. Als ich so in

Amtstracht an den Sarg kam, trat ein Verwandter des Witwers mit einem schäumenden Glas Bier auf mich zu und reichte mir es dar. Ich lehnte es natürlich ab. Aber: „Herr Pfarrer, so ist's Mode bei uns von unsern Voreltern her." Ich trank. Nach der Beerdigung war noch ein „Leichenimbsch" (Imbiß), an welchem ich teilnahm. Es ging bei demselben nicht nur anständig und ehrbar zu, sondern es war eine geradezu erbauliche Begebenheit. Wir saßen zusammen, aßen und tranken und redeten von Herz zu Herzen über Gottes heiliges Wort und die ewige Hoffnung, die Gott uns in Christo gegeben hat. — Man muß sich sehr besinnen, ehe man alte Volksgebräuche anrührt, besonders wo, wie in Lichtenstein und Bischwind, ein Volk einheitlich beisammen wohnt. Ich meine, es ist besser, daß man solche Gebräuche zum Guten zu wenden und sie zu heiligen sucht, als daß man sie unbesonnen und rasch ausrotten will. Tut man dies letztere, so wird das Volk irre und kommt auf schlimmere Dinge.

Unten am Berge hatte ich auch eine Haustaufe zu vollziehn. Es war das das erste Mal, daß ich taufte. Es ging alles gut. Es gelang mir sogar, das Kind in rechter Weise auf den linken Arm zu nehmen und mit der rechten Hand das Wasser zu gießen. Als ich nun fertig war und stolz aufatmete, da sagte der glückliche Vater: „Herr Pfarrer, Sie hab'n was vergess'n." „So? was denn?" „Sie hab'n dem Kind kein Nam'n geb'n." In der Tat, ja, das hatte ich vergessen! Aber ich faßte mich schnell. Ich sagte: „Das habe ich vergessen. Das ist wahr. Aber das Namengeben gehört nicht zum Sakrament. Ich will es jetzt tun. Wie soll das Kind heißen?" „Theodor." „Ein schöner Name. Wißt ihr, was der für eine Bedeutung hat?" „Na, das

wiss'n mer net." „Gottesgabe. Jetzt gebt mir das Kind noch einmal her." Sie gaben mir das Kind. Ich nahm es auf die Arme, legte ihm meine Hand auf den Kopf und sagte: „Kindlein, du sollst Theodor heißen. Gott segne dich und gebe, daß du immer ein Theodor, eine rechte Gottesgabe bleibst." Die Leute waren zufrieden.

Ich machte auch einen Besuch bei dem Herrn Dekan, der auf einem benachbarten Dorfe Pfarrer war. Ihr erinnert oder wißt doch, Leser, was ein „Dekan" ist? Das ist der Superintendent oder Aufseher eines Kreises von Pfarreien. Als der hörte, daß ich für August das Amt verwalte, da kriegte er es mit der Angst. Sein kirchenregimentliches Gewissen fing an ihn zu beunruhigen. Er sagte: „Aber um Himmelswillen, das ist ja nicht in der Ordnung! Sie sind ja in Sachsen examiniert und wollen Missionar werden. Was haben Sie mit unserer bayrischen Landeskirche zu tun?" Als ich ihm aber sagte, daß ich erstens bayrischer Bürger und zweitens von der Erlanger theologischen Fakultät feierlich ordiniert sei, da beruhigte er sich etwas, meinte aber doch, das hätte dem königlichen Konsistorium erst vorgelegt werden sollen. Ich sagte, es sei ein Notfall gewesen, aber er könne es ja jetzt dem königlichen Konsistorium vorlegen. Ob er es getan hat, weiß ich nicht. Ich amtierte weiter und kriegte nichts zu hören.

Trubel hatte ich ein wenig mit dem Schulmeister von Lichtenstein. Das war ein junger unverheirateter Bursche und ein Springinsfeld. In der Schule machte er seine Sache zwar ganz gut, orgelte auch nicht übel; aber in den Beichtgottesdiensten ging er nach gesungenem Liede fort und kam erst wieder, wenn er dachte, daß ich mit der Beichtrede fertig sei. Und einmal kam er zu spät. Ich sagte ihm

ganz freundlich, das sei nicht schicklich. Aber es kam wieder vor. Und ich hörte, daß er gesagt hatte, das gehe mich nichts an. So dachte ich denn, da muß mal Klarheit geschafft werden. Und am Samstag Morgen um neun Uhr ging ich in das Haus, in welchem er wohnte. Die Frau sagte: „Der Herr Lehrer ist noch net aufgestand'n.“ Ich ließ mir sein Zimmer zeigen und klopfte an. Keine Antwort. Ich trat ein und fand den jungen Herrn in süßem Schlafe. Ich machte erst das Fenster auf, um frische Luft hereinzulassen, dann nahm ich einen Stuhl und setzte mich an's Bett. Und dann weckte ich ihn. Ich hatte mir fest vorgesetzt: Biegen oder Brechen. Man kann sich denken, wie verwirrt und bestürzt der arme Kerl aus dem Schlafe auffuhr und mich da sitzen sah. Ich hielt keine lange Rede. War auch nicht unfreundlich. Aber ich sagte: „Herr Lehrer, es geht jetzt wirklich nach der Melodie: Biegen oder Brechen. Entweder Sie geben nach und sind brav, oder ich zeige Sie im Gemeinderat und bei dem Dekan an. Wie soll's sein?“ Das Biegen wurde erwählt, und die Sache war gut.

Wie überall in deutschen Landen, so wurde auch in Lichtenstein das Friedensfest gefeiert. Dazu kamen auch die Bischwinder in die Lichtensteiner Kirche, welche festlich geschmückt war. Die Kirche war übervoll, die Leute drängten sich in die Gänge und standen auf dem Altarplatz und vor der offenen Kirchtüre. Fahnen wehten vom Kirchturm wie von allen Häusern. Und obwohl ich nach Blut und Herkunft ein halber Skandinavier war, so war doch mein Herz deutsch genug, um gewaltig zu klopfen. Nach dem Altargottesdienst ließ ich das wirklich herrliche Friedenslied von Paul Gerhard singen, dessen erster Vers so lautet:

Gott Lob! nun ist erschollen
Das edle Fried- und Freudenwort,
Daß nunmehr ruhen sollen
Die Spieß und Schwerter und ihr Mord.
Wohlauf und nimm nun wieder
Dein Saitenspiel hervor,
O Deutschland, und sing Lieder
Im hohen, vollen Chor.
Erhebe dein Gemüte und danke Gott und sprich:
HErr, deine Gnad und Güte bleibt dennoch ewiglich.

Über welchen Text ich predigte, das weiß ich nicht mehr. Aber das weiß ich, daß mir Herz und Mund brannten, und daß der Zuhörer Augen leuchteten und Vieler Aug n mildiglich überflossen. Obwohl ich den Text vergessen habe, so weiß ich doch den Grundton der Predigt. Es war dieser: Lob, Preis und Dank für unverdiente Gnade, und dann:

Ach, laß dich doch erwecken!
Wach auf, wach auf, du harte Welt,
Eh als der letzte Schrecken
Dich schnell und plötzlich überfällt.
Wer aber Christum liebet,
Sei unerschrocknen Muts;
Der Friede, den er gibet,
Bedeutet alles Guts;
Er will die Lehre geben: das Ende naht herzu,
Da sollt bei Gott ihr leben in ew'gem Fried und Ruh.

Zwei junge Männer aus Lichtenstein waren im Kriege gefallen. Als ich derer gedachte —. Ich will hier erst etwas sagen. Ich bin kein Heulprediger, kein Prediger, der die Leute gern zu Tränen rühren will. Bin's nicht und

war's nicht. Das ist eine wohlfeile Kunst. Aber als ich der Gefallenen gedachte, da weinte Alles. Nur Eine nicht. Und das war die Mutter eines der Gefallenen. Die saß gerade vor mir, aufrecht, hart, die Hände fest ineinander gefaltet, die Lippen zusammengepreßt, die Augen trocken, aber aus diesen Augen sprach unendliches, verzweifeltes Weh und — murrender Unmut. Das alles sah ich. Und da dachte ich: O du Mutter, du sollst nun auch weinen, das wird deinem Herzen wohltun und es lösen! Und ich fiel aus dem Konzept, das heißt, ich fing an zu reden, was ich nicht aufgeschrieben noch vorher bedacht hatte. Und ohne natürlich einen Namen zu nennen oder auch nur eine bezeichnende Andeutung zu machen, redete ich auf das arme Mutterherz und ließ ein Wort nach dem anderen darauf fallen: Trost, Warnung, Strafe, wieder Trost. Zuerst sah ich, wie sie zusammenzuckte und unruhig wurde; dann aber richtete sie sich wieder steif auf und sah mir starr in die Augen, wie bisher. Und ich sah ihr in die Augen und redete weiter. Da, endlich, beugte sie ihr Haupt auf ihre Kniee und schluchzte herzbrechend. Nun war's gut.

Ich bin jetzt ein alter Mann. Seit das alles geschehen ist, was ich hier erzähle, das Böse und das Gute, sind viele Jahre verflossen. Ich stehe nicht mehr in der Zeit meiner damaligen Erlebnisse. O, was ist alles darüber hingegangen von innen und von außen! Ich sehe diese Jugendzeit ruhig an, obwohl mir dabei doch ein Lachen und ein Weinen, ein Trauern über mich und ein Rühmen Gottes kommen will. Ich will jetzt sagen, ohne daß Eitelkeit mich übermannt: Die Lichtensteiner Zeit war unendlich schön! Gott gab mir unglaublich viel Süßigkeit zu kosten, ich meine in meiner Amtsverwaltung. Als ich um Mitte

April mit meinem Mariechen Abschied von August und Elisabeth, Abschied von den Lichtensteinern und Bischwindern nahm, — nein, darüber will ich nichts sagen. Aber der junge Bauer, der Mariechen und mich nach Ebern fuhr und der jedes Angebot von Vergütung weit von sich wies, der drehte sich gegen das Ende des Wegs auf seinem Sitze um und sagte: „Herr Pfarrer, ich möchte was sag'n." „Nun, dann sagen Sie's." „Ich möcht Ihna danken für Ihre Predigten und für alles. Wenn Sie auf der Kanzel stand'n und predigten, da war's uns halt grad, als wenn an Engel Gottes da stünd." — Durfte ich das erzählen?



Das Waislein.

Aber ich will nicht von Lichtenstein Abschied nehmen, ohne zu sagen, wie es August und Elisabeth erging. August, der starke Mann, der mit Elisabeth nur zwei Wochen gesund zusammen gewesen war, wurde kränker und kränker. Er war nicht immer im Bett, er predigte sogar wieder, er machte Reisen zu seiner Erholung, er kam zurück und richtete sein Amt aus. Aber er wurde doch in Wahrheit immer kränker. Er hatte die Schwindsucht. Ein Kind wurde geboren, ein süß Mägdlein. Noch ein's, ein welk Blümlein, das bald erstarb. Ein Vikar mußte kommen und das Amt für ihn

verwalten. Es ging dem Ende zu. Er starb in JEsu Namen. Elisabeth lebte noch Jahre. Aber auch sie hatte den Keim der bösen Krankheit in sich aufgenommen. Ihre starke Natur wehrte sich, aber sie unterlag. Sie starb sehr, sehr schwer; aber in JEsu Namen.

---

26. Die letzte Zeit in Deutschland.

Der notgedrungene Aufenthalt in Lichtenstein hatte manche Absichten und Pläne vereitelt, und besonders meine liebe gute Mutter kam viel zu kurz. Ich war ja doch ihr einziger Sohn und ihr jetzt wieder neu geschenkt. Da wollte sie mich denn gerne eine gute Zeit bei sich haben, ehe ich für dies Leben Abschied von ihr nehmen und nach Indien gehn sollte. Sie ließ mich ja willig ziehn, weil es offenbar Gottes Wille so war. Aber es war ein großes Opfer für sie. Am liebsten hätte sie gesehn und hatte sich süße Träume davon gemacht, daß ich durch Vermittelung ihrer vielen Verbindungen bald eine Pfarrstelle im Holsteinschen erhalten möchte und daß sie dann zu mir ziehn könnte. Damit war es nun nichts. Und als ich mit Mariechen von Lichtenstein zurückkam, da war es die höchste Zeit für mich, daß ich nach Leipzig zurückkehrte. Ich wollte dann nach meiner Abordnung noch ein paar Wochen bei ihr zubringen. Mutterherz!

Mariechen hatte, wie schon gesagt, von Frau Direktor Hardeland eine sehr freundliche Einladung erhalten, vor ihrer Heimreise nach Wetter etliche Tage bei ihr in Leipzig zuzubringen. „Es wird Ihnen das lieb sein, und wir möchten das liebe Bräutchen unseres Zorn auch gerne persönlich kennen lernen.“ Frau Direktor hatte deswegen auch an Mariechens Mutter geschrieben, und Herr Direktor an ihren Vater, und diese hatten die Erlaubnis gegeben. So ließ ich Mariechen denn jetzt bei meiner Mutter und reiste auf Umwegen auf Leipzig zu, wo wir zusammentreffen wollten.

Der 18. April sah mich in Bonn, wo unsere Schwester Laura war. Ich übernachtete da bei einer sehr lieben Familie Perthes, deren Ahn meines Vaters Ideal gewesen war. Auch sah ich da eine Baronin und deren Tochter, eine Gräfin; aber von beiden weiß ich kein Wort mehr. Ich sehe nur aus alten Briefen, daß die Damen mich sehr liebenswürdig aufnahmen. Am 19. reiste ich weiter nach Wetter, um da Abschied zu nehmen.

Auf dem Bahnzuge saß ich in einem Coupe 2. Klasse mit nur zwei anderen Passagieren zusammen. Der eine war ein ganz auffallend intelligent und fein aussehender katholischer Ordensbruder, der andere ein ganz auffallend verhunzt und verludert aussehender Handlungsreisender. Der Ordensbruder saß mir schräg gegenüber am Fenster, der Handlungsreisende mir gerade gegenüber am andern Fenster. Ich selbst sah auch etwas katholisch aus, denn ich hatte meinen elenden Stehkragenrock an und trug eine weiße Halsbinde. Das hielt aber den Handlungsreisenden nicht ab, mir widerlich zuzulächeln und auf den Ordensbruder hinzudeuten, als wollte er sagen: Da sitzt aber ein Heiliger! Das war mir so unangenehm, daß ich aufstand und mich dem Ordensbruder gegenübersetzte. Wußte ich doch, daß der Handlungsreisende sich unter andern Umständen über mich ebenso lustig gemacht haben würde. Der Ordensbruder sagte in einem Ton, der sofort die beste Bildung verriet: „Sie sind katholisch, Herr Bruder?“ „Nein“, sagte ich, „ich bin Lutheraner.“ Und nun entspann sich unter uns ein Gespräch, in welchem ich dem Katholiken kaum die Stange halten konnte, nicht über Religionssachen, sondern über altgriechische Philosophie und deren Einfluß auf die moderne Philosophie.

In Elberfeld überraschte ich auf ein paar Stunden den Superintendenten Feldner, und abends um halb acht kam ich in Wetter an, wo mich ein bisher ungekannter Verwandter, ein Schwager Mariechens, am Bahnhofe abholte.

Da lernte ich eine überaus nette und liebenswürdige ältere Schwester Mariechens kennen, die ich noch nicht gesehen hatte. Sie war immer bei ihrem Onkel, dem Professor Wilhelm Hengstenberg in Berlin gewesen, war aber jetzt zuhause. Ich hatte von dem Schwager gehört, daß sie nicht gut auf mich zu sprechen sei, weil ich Mariechen „lutherisch gemacht" hätte. Aber wir wurden und sind noch gute Freunde und Geschwister.

Eigentümlich erging mir's am andern Morgen mit meinem eben genannten Schwager. Der saß auf dem Sofa und las in einem Bändchen von Luthers Schriften und machte sich lustig über das, was er las. Dann zog er auch über die lutherische Kirche los und machte wirklich unangenehme und persönlich anzügliche Bemerkungen. Mutter, die am Fenster an ihrem Nähtischchen saß, sah todesunglücklich aus. Sie konnte so unglücklich aussehn, wenn sie etwas quälte, die gute Mutter! Aber ich sagte: „Mutter, sei doch nicht so unglücklich. Es wird gleich gut werden." Dann stand ich auf, trat vor den Schwager hin, steckte die rechte Hand in meine Hosentasche und sagte: „Mit Vernunft kann man ja wohl mit dir nicht reden. So wollen wir denn die Unvernunft walten lassen. Sieh, meine rechte Hand ist und bleibt in meiner Hosentasche. Nun gebrauche du statt deiner Zunge deine beiden Hände gegen mich. Nimm dich aber vor meiner linken Hand in Acht." Da stand er auf und ging aus der Stube. Erst nach zwei Stunden kam er wieder und hatte etwas Heu im Haar. Er

war auf dem Heuboden gewesen und hatte seinen Ärger ausgeschlafen. Dann war er nett.

In Wetter blieb ich bis zum 26. April, lernte zu meiner Freude noch mehr Brüder und Schwestern Mariechens kennen, und reiste dann nach Leipzig. Da kam Mariechen am 28. am Bayrischen Bahnhofe an, abends halb zehn Uhr. Grubert war ihr bis an die bayrische Grenze entgegengereist, weil ich nicht abkommen konnte. Solange sie in Leipzig bei Direktors war — bis zum 9. Mai — nahm ich alle meine Mahlzeiten da, nicht im Eßsaal. Es interessierte Mariechen sehr, meine Aussteuer zu sehn, die von allen Ecken und Enden herkam. Ich erinnere, daß ich 18 Dutzend weiße Strümpfe kriegte, die mir nicht alle paßten. Auch Hemden die schwere Menge, auch nicht alle passend. Eines Abends, bei Direktors, wurde eine Liste gemacht von allem, was ich hatte. Als ich die Liste durchsah, vermißte ich Unterhosen. Es waren keine Unterhosen da! Ich hielt es für unmöglich, ohne Unterhosen zu leben. Ich dachte, die müßten vergessen sein. Ich sagte: „Da fehlt was." Frau Direktor sagte: „Was denn?" Nun mochte ich in Damengesellschaft das Wort „Unterhosen" nicht gerne aussprechen, und wußte doch kein anderes. „Nun, was fehlt denn?" fragte Frau Direktor. Ich sagte: „Ich will es auf ein Stück Papier schreiben." Und ich tat es. „O, Unterhosen!" las sie laut vor. „Ich will Ihnen ein halbes Dutzend machen lassen." „Die Sie nie anziehn werden," fuhr der Direktor fort, „es ist viel zu heiß in Indien für Unterhosen." Er hatte recht. Diese Unterhosen habe ich hier in Ohio getragen, im Sommer.

Besuche machte ich mit Mariechen in diesen Abschiedstagen nicht. Es waren ja nur wenige! Bei meiner Abord-

nung wollte ich Mariechen nicht haben. Da war das Missionshaus wie ein Bienenstock. Da war keine Ruhe zu finden. Auch mußte die leidende Mutter ihre Hilfe haben. Nur bei der guten Mrs. Schultze und bei der lieben Frau des gefangen gewesenen Professors waren wir je einen Abend in großer Gesellschaft. Die Frau Domherr Kahnis bat durch Frau Direktor wiederholt, daß ich ihr meine Braut bringen sollte, und Frau Direktor redete sehr zu. Aber das tat ich nicht, was mir sehr übel genommen wurde; nicht von Frau Direktor. Die verstand schon, daß ich nicht jeden Abend in Gesellschaft sein wollte.

Und am 9. Mai hatte ich von meiner Braut Abschied zu nehmen — — —

Und nun ging's an's Packen, denn die mit Zink ausgeschlagenen Kisten mußten fort. Nun wurde mein trautes Zimmer öde. Nun waren Abschiedsbesuche zu machen.

Und nun kamen zu guterletzt noch ein paar häßliche Dinge.

Das erste war, daß eine Dame, deren Namen um ihres Mannes willen jeder kannte, von Erlangen nach Leipzig kam und mich sehr schlecht machte. Meine Ordinationspredigt sei entsetzlich gewesen! Ganz Erlangen rede davon. Aber was sei von mir zu erwarten? Ich sei ja ein entsetzlich wilder Mensch gewesen, wie ganz Erlangen wisse. Und meine Bekehrung? Wer könne wissen, ob die aufrichtig sei? Als ich mit Herrn Direktor über das Gerede sprach, sagte er nur „Bah!"

Dann wüteten die Pocken in Leipzig. Unter den Kriegsgefangenen waren sie ausgebrochen. Unser Pastor — Pastor Schneider hatte sein Amt niedergelegt, und wir waren nun bei dem Hospitalpfarrer eingepfarrt — ging in

das Zeltlager, um die kranken und sterbenden Franzosen zu Christo zu weisen. Hinein ließ man ihn, aber nicht wieder heraus. Er mußte wochenlang da bleiben. Im Missionshaus brachen die Pocken aus. Ein kranker Zögling lag Wand an Wand mit mir. Frau Senior Cordes, die von Indien mit ihrem Manne und ihrer Familie gekommen war, wurde befallen — auch im Missionshause. Ich war froh, daß Mariechen fort war. Sonst wurde niemand befallen, und die Kranken wurden bald besser.

Aber ein Glied des Missionskollegiums bat sterbend den Direktor, mich nicht nach Indien zu senden. Ich sei zu selbständig, ich werde nicht Order parieren. Der Direktor antwortete: „Sollen wir denn nur unselbständige Dummköpfe gebrauchen können?“ Aber es tat mir weh, als ich das hörte.

Und endlich, als ich doch mal wieder meinen Frack anziehen mußte, war der fort. Er war nirgends zu finden. Einen Missionszögling, der sich so wie so schon schlecht benommen hatte, hatte man in sehr starkem Verdacht, denn er hatte mich schon gebeten, ihm meinen Frack zu schenken, was ich ihm abgeschlagen hatte. Der junge Herr wurde auch bald fortgeschickt.

---

27. Die Abordnung.

Adolf von Harleß, der bayrische Oberkonsistorialpräsident, der Präsident der Leipziger Mission, sollte Grubert und mich abordnen. Aber der wurde krank und ließ melden, daß er nicht kommen könne. So hatte denn der Vizepräsident der Mission, Professor Dr. Luthardt, die Pflicht uns abzuordnen und hatte sich auch schon bereit dazu erklärt. Aber sowohl Grubert als ich hatten einen großen Widerwillen gegen Luthardt, vornehmlich wegen seiner falschen Lehren. Ich sagte: „Grubert, das geht nicht." Grubert sagte: „Das geht durchaus nicht." Ich sagte: „Aber was sollen wir machen?" Grubert sagte: „Wir gehn zum Direktor und sagen ihm, wie die Sache steht."

Und wir gingen zum Direktor. Der hatte in seiner Studierstube ein kleines Sofa, und auf das setzte er uns und sich zwischen uns, denn er hatte uns beide lieb. Ich fing an: „Herr Direktor, wir haben eine Bitte. Lassen Sie uns den Abschied nicht dadurch verbittert werden, daß Luthardt uns abordnet! Sie wissen, was wir von ihm halten. Ordnen Sie uns ab! Sagen Sie, daß wir besonders darum gebeten haben, weil wir Sie so lieb haben." „Tun Sie das, Herr Direktor!" bat Grubert. Der Direktor nahm uns beide in seine Arme und drückte uns an sich und sagte: „In der Ordnung ist es nicht. Aber ich will's tun. Ich werde mit Luthardt sprechen."

Da gingen wir denn ganz fröhlich vom Direktor weg.

„Und, Grubert, wer soll dir denn die Hand auflegen?" fragte ich. Denn es war Sitte, daß den Abgeordneten noch

ein besonderer Freund die Hand auflegte und einen Segenswunsch sagte.

„Ich habe keine besonderen Freunde", sagte der leicht kleinmütige Grubert.

„Na, na, doch in Christo", sagte ich. „Und höre! Mir ist gesagt, daß der Kirchenrat Besser, der Bibelstunden-Besser, bei seinem alten Freunde Kahnis schon angekommen ist. Laß uns hingehn und den bitten, dir die Hand aufzulegen. Er wird es gern tun, und du wirst es gern haben."

Grubert war einverstanden, und wir gingen zu Kahnis' Haus. Da fragten wir, ob der Kirchenrat Besser da sei? „Ja." Dann gaben wir unsere Karten ab und baten, die dem Kirchenrat zu geben. Und wir warteten derweilen im Parlor.

Bald kam der Kirchenrat und redete uns in einem schauderhaften Englisch an. Nämlich weil wir nach Indien gingen, stand auf unsern Karten „Rev. Alfred Grubert" und „Rev. Carl Manthey-Zorn". Also dachte Besser, wir seien Engländer, und sagte: "Gentlemen, I am glad to see you. Please take a seat." Aber die Aussprache dieser Worte war so horribel, daß ich das wirklich nicht gut wiedergeben kann.

Ich sagte: „Herr Kirchenrat, wir sind bloß die Missionskandidaten, die Mittwoch abgeordnet werden sollen." Und dann brachte ich unser Anliegen vor. Und er versprach gerne, das zu tun, Grubert die Hand aufzulegen. Dafür dankte Grubert herzlich.

Dann sah er mich an. Er legte die Hand an die Stirne. „Sie sind — nun laß doch mal sehn — nein, sagen Sie nichts — Sie sind — Sie sind —" Jetzt fuhr er

auf, sprang ordentlich in die Höhe, „Sie sind — ei der Tausend! — **Mariechen Hengstenberg!“**

„Entschuldigen Sie, Herr Kirchenrat“, sagte ich, „ich bin nur der Bräutigam von Mariechen Hengstenberg.“

„Nun ja, das meine ich ja! Ein herrliches Mädchen! Eine wahrhaft edle Jungfrau!“ Damit stürzte er auf mich zu, packte mich an beiden Schultern, hielt mich ab von sich, schaute mir in die Augen, zog mich an sich, schloß mich gewaltig in die Arme, und küßte mich ganz gehörig. Und dann fiel ihm Grubert ein. Und damit der nicht zu kurz kommen möchte, küßte er den auch. Er war immer begeistert, der Kirchenrat.

Nun wollten wir gehn. Aber er kriegte mich am Rock und sagte: „Mensch, bleiben Sie doch noch! Setzen Sie sich!“ Wir setzten uns. „Zorn, Mensch, hören Sie mal! Sie sollen Mittwoch abgeordnet werden?“ „Ja, Herr Kirchenrat.“ „Ach was! Wir brauchen hier Leute. Hören Sie! Bleiben Sie hier! Bei uns ist eine Stelle vakant. Im Ravensbergischen. Feine Gemeinde. Ich kann Ihnen sofort einen Beruf verschaffen. Was meinen Sie?“

Ich sagte: „Herr Kirchenrat, ich gehe sicher nach Indien, wohin ich schon berufen bin.“

Er: „Na ja, in Gottes Namen denn. Schade! Na, also auf Wiedersehn Mittwoch. Wer legt Ihnen denn die Hand auf?“

„Mein alter Freund, Pastor Plaß von Serrahn in Mecklenburg.“

„Ah so, ah so! Na ja. Mittwoch.“

Und so gingen wir.

Am Tage vor der Abordnung füllte sich das Missionshaus. Mein lieber Pastor Plaß kam und teilte mir sofort

mit, daß er sich mit Mariechen fortan dutzen werde — brieflich —, das gehe nicht anders. Mariechens Bruder Ernst, Superintendent in der preußischen Landeskirche, war mit seiner Familie schon längst gekommen und hatte in einem Hotel gewohnt. Aber jetzt war seine Familie abgereist, und er kam in's Missionshaus. Der Festprediger, der Konsistorialrat Stählin von Ansbach, ein hagerer Herr mit schwärzlichem Gesichte, kam. „Onkel Fritz", nämlich Pastor Müncheyer aus Buer, kam. Und alle Missionsvereine, die zur Leipziger Mission gehörten, hatten ihre Vertreter nach Leipzig gesandt. Aus allen Gauen Deutschlands kamen sie, und aus Rußland, Österreich, Frankreich, Ungarn.



Superintendent Ernst Hengstenberg

Am Morgen des Abordnungstages, am 31. Mai 1871, suchte ich meinen Schwager, um ihn mit zum Frühstück zu nehmen in den Eßsaal. Aber ich konnte ihn nicht finden. Endlich ging ich in die Privatwohnung des Direktors. Richtig, da saß er am Frühstückstisch an einem Platze, der gar nicht für ihn bestimmt war. Er hatte gedacht, daß das so in der Ordnung sei. Ich wollte ihn wegnehmen. Aber

Frau Direktor sagte: „O nein, lassen Sie ihn bleiben, und bleiben Sie auch." Da wurde er denn den übrigen Herrschaften vorgestellt, aber erst nachdem der Direktor sich bei mir erkundigt hatte, ob er wirklich Superintendent sei, denn er war noch verhältnismäßig jung.

Um 9 Uhr fing der Gottesdienst an in der großen Kirche zu St. Nikolai, die aber bis auf den letzten Platz besetzt war. Der weite Altarplatz war mit Pastoren angefüllt. Die Missionare Cordes und Döderlein waren auch da. An den Stufen des hohen Chores, das heißt, des Altarraumes, war ein besonderer Altar errichtet, und vor dem saßen Grubert und ich in Amtstracht, bei uns ebenso der Direktor und der Kirchenrat Besser und Pastor Plaß.

Nach dem Gesange des Liedes „Komm, heiliger Geist, HErre Gott" hielt Herr Diakonus Lampadius die Festliturgie und verlas Eph. 3, 1—12. Dann folgte als Hauptlied „O JEsu Christe, wahres Licht, erleuchte die dich kennen nicht." Und dann betrat der Konsistorialrat Stählin die Kanzel und predigte über Apost. 1, 6—8. Er zeigte, daß die Mission ein Spiegel der Herrlichkeit Christi sei. Und er sprach 1. von den Wegen, 2. von den Mitteln, 3. von den Zielen der Mission. Die Predigt war sehr lang, sehr wohl ausgearbeitet, sehr geistreich.

Darauf wurde gesungen „Fahre fort, Zion, fahre fort im Licht" und „Brich herfür, Zion, brich herfür in Kraft". Und der Vizedirektor Härting erstattete einen langen und ausführlichen Jahresbericht.

Nach Absingen des Verses „Ach bleib mit deinem Segen bei uns" trat der Direktor Hardeland an den vor den Stufen des hohen Chores errichteten Altar, und Grubert und ich traten ihm gegenüber, neben uns standen Kirchen-

rat Besser und Pastor Platz. Der Direktor hielt eine kurze und herrliche Abordnungsrede über 1. Kor. 4, 1. 2.

Darauf knieten Grubert und ich nieder und wurden in üblicher Weise zur Treue verpflichtet und gesegnet, wobei Besser Grubert und Platz mir die Hand auflegte mit einem Segenswunsch. Und die Gemeinde sang: „Du heilige Brunst, süßer Trost, nun hilf uns fröhlich und getrost in deinem Dienst beständig bleiben.“

Nach Schlußliturgie und Gesang des Verses „Laß mich dein sein und bleiben“ war der Gottesdienst geschlossen.

Aber dann! Dann standen Grubert und ich auf und nahmen private Glückwünsche, Segenswünsche entgegen. O wie viele Küsse empfingen wir von all den Pastoren! Stürmisch umhalste uns der Kirchenrat Besser. Mitten in all dem Küssen sah ich nahe an meinem Gesicht eine alte Wange. Ich sah in die Augen. Es war der Judenmissionar Becker aus Königsberg. „Küssen“, sagte er. Ich küßte die Wange. Dann hielt er die andere hin. Die küßte ich auch. Professor Dr. Luthardt trat nicht zu uns.

Zuletzt nach allen kam der Direktor Hardeland zu uns und küßte uns und führte uns über den Altarplatz der Sakristei zu. Er sagte weinend: „Man reicht sich wohl die Hände, als sollt's geschieden sein, und bleibt doch ohne Ende in innigstem Verein.“ Da konnte auch ich mich nicht halten und brach in einen Sturm von Weinen aus. Und ohne zu wissen, was ich tat, schlang ich meinen Arm um seinen Rücken und ging so mit ihm hin. Das muß für die Gemeinde ein merkwürdiger Anblick gewesen sein, zumal wir in Chorröcken waren.

Mittags um 1 Uhr wurde im großen Saale des

Schützenhauses ein gemeinschaftliches Mahl eingenommen, das durch von Posaunen begleiteten Gesang christlicher Tischlieder belebt ward, und bei welchem viele interessante Reden bedeutender Männer gehalten wurden. Es versöhnten sich da öffentlich die alten theologischen Gegner, der Oberkirchenrat Kliefoth von Mecklenburg und der Domherr Prof. Dr. Kahnis. Aber diese Versöhnung schien mir auf Kosten der Wahrheit zu geschehen.

Um 4 Uhr traten die stimmberechtigten Glieder zur Generalversammlung im Saale des Missionshauses zusammen, und Grubert und ich wurden ihnen vorgestellt.

Am Abend fand sich im großen Saale des Schützenhauses eine ansehnliche Versammlung von Missionsfreunden zusammen zu der üblichen Nachfeier. Der bekannte Pastor Ahlfeld leitete diese. Er eröffnete sie mit Gebet und einer Ansprache. Es sprachen da der Judenmissionar Becker von Königsberg über Judenmission, der Pastor Findeisen von St. Petersburg über die Zustände der lutherischen Kirche in Rußland, und ich sprach, zugleich im Namen Gruberts, ein Abschiedswort. Da sah ich neben Frau Domherr Kahnis eine mir bekannte Gräfin Bülow sitzen und trat auf die zu. Sie erhob sich sehr freundlich und unterhielt sich mit mir. Aber die andere Dame konnte mir nicht vergeben, daß ich Mariechen ihr nicht zugeführt hatte, und drehte mir konsequent den Rücken zu. Um halb elf Uhr sprach Pastor Ahlfeld ein Gebet und den Segen.

Und so war der große Tag geschlossen.

Es mag diesen oder jenen Leser interessieren, mein Vokationsdiplom zu sehen.

Hier ist es.

Vokation für den Missionar der Evangelisch-Lutherischen Mission zu Leipzig, Carl Manthey-Zorn.

Im Namen Gottes des Vaters und des Sohnes und des Heiligen Geistes, Amen.

Im HErrn geliebter Bruder!

Das unterzeichnete Kollegium der Evangelisch-Lutherischen Mission zu Leipzig hat kraft seiner Befugnis, wie solche in den „Grundbestimmungen" dieser Mission vom Jahre 1827 bezeichnet, und in den „Allgemeinen Grundsätzen" vom Jahre 1851 näher bestimmt ist, Sie im Namen Gottes zum Missionar unter dem Volk der Tamulen berufen und abgeordnet, und übergibt Ihnen hiermit Ihre ordnungsmäßige Vokation.

Dem treuen HErrn, der Sie willig gemacht hat zu gehen, sei Ihr Ausgang aus unserm Missionshause und Ihr Eingang auf Ihrem fernen Arbeitsfelde befohlen! — Sie werden in den nächsten Tagen von hier nach Triest, und von dort über Egypten weiter nach Indien reisen.

Über Ihre nächste Verwendung im Dienste unsrer Mission können wir von hier aus keine bestimmten Anordnungen treffen, sondern verweisen Sie deshalb an unsern Missionskirchenrat in Trankebar, von dem Ihnen das Weitere mitgeteilt werden wird. Auch die Bestimmung des Ihnen später zuzuweisenden speziellen Arbeitsgebietes muß der Beschlußfassung des Missionskirchenrats überlassen bleiben, der deswegen s. Zt. an uns berichten wird. Wir wünschen jedoch ernstlich, daß Sie keinesfalls die Missionsarbeit im eigentlichen Sinne aus den Augen verlieren, sondern sich nach Kräften daran beteiligen mögen. —

Übrigens ist Ihnen bereits bekannt, daß Ihnen, wie

allen neu hinauskommenden Missionaren, bis dahin, daß Sie das ordnungsmäßige Examen im Tamulischen — das in der Regel erst nach einem zweijährigen Aufenthalte im Lande gemacht werden kann — vor dem Missionskirchenrate in Trankebar werden bestanden haben, nur eine beratende Stimme in der Synode zusteht, sowie auch, daß Sie sich so lange einem älteren Missionar als Gehülfe zu unterstellen haben. — Je wichtiger es für den Bestand und segensreichen Fortgang unsrer ganzen Mission ist, daß die Einigkeit im Geiste durch das Band des Friedens fleißig gehalten, und deshalb vor allen Dingen die mit Gottes Hülfe aufgerichtete Ordnung in williger Selbstverleugnung gestützt und gestärkt werde, desto dringender legen wir es Ihnen an's Herz, nicht nur überhaupt dazu an Ihrem Teile, soviel Sie immer vermögen, mitzuwirken, sondern namentlich auch für Ihre Person dem von uns eingesetzten Missions-Kirchenrate innerhalb der Grenzen seiner Instruktion gewissenhaft Folge zu leisten. Wie wir aber zu Ihnen das vollste Vertrauen hegen, daß Sie diesen Sinn brüderlicher Liebe und Friedfertigkeit und demütiger, Gott wohlgefälliger Unterordnung, ohne den kein gesegnetes Zusammenwirken möglich ist, gegen Ihre Mitarbeiter und Vorgesetzten in Indien jederzeit zu beweisen von Herzen bereit sind, so versehen wir uns zu Ihnen nicht minder, daß Sie uns, dem Collegio, als der ordnungsmäßigen Oberaufsichtsbehörde über unsre gesamte Mission, den schuldigen Gehorsam um des HErrn willen stets leisten werden. Wir dagegen versprechen Ihnen, in väterlicher Weise unser Amt über Sie führen, und namentlich auch für Ihren Unterhalt gemäß den für unsre Missionare in Ostindien getroffenen Bestimmungen treulich Sorge tragen zu wollen. Der uns

in Frieden berufen hat, wolle den Frieden unter uns auch erhalten und zu dem Ende unsre Herzen allezeit treiben zu gegenseitiger Fürbitte vor dem Throne der Gnade!

Wir erinnern Sie noch besonders daran, außer der regelmäßigen Berichterstattung über Ihre Wirksamkeit unser Missionsblatt auch mit sonstigen Artikeln, vornehmlich solchen, die auch für den einfachen Missionsfreund von Interesse sind, nach Kräften zu bedenken. Vergessen Sie nicht, daß durch die Art und Weise, wie sich unser Missionsblatt gestaltet, die allgemeine Teilnahme an unsrer gesamten Missionstätigkeit hauptsächlich mit bedingt ist.

Im übrigen sind wir der guten Zuversicht, daß Sie den tamulischen Heiden das Evangelium unsres HErrn JEsu Christi auf Grund und im Sinne unsres guten kirchlichen Bekenntnisses rein und lauter mit Treue und Fleiß verkündigen werden, sowie auch daß Sie in Kraft des Heiligen Geistes es sich stets werden angelegen sein lassen, dasselbe durch einen gottseligen Wandel in allen Stücken zu zieren, auf daß Ihr Amt unter den Heiden nicht verlästert werde.

Gott schenke Ihnen viel Gnade, daß Sie das Werk eines Evangelisten nach Seinem Wohlgefallen ausrichten und sich immerdar strecken mögen nach dem heilsamen Vorbilde, das der heilige Apostel Paulus in seinen Briefen an Timotheus und Titus allen Dienern am Worte vorgezeichnet hat, auf daß Sie sich selbst selig machen und die Sie hören.

Und so gehen Sie denn hin im Namen und in der Kraft des dreieinigen Gottes. Er sende seinen Engel vor Ihnen her, der Sie behüte auf allen Ihren Wegen! Er

segne Sie allezeit und setze Sie zum Segen nach dem Reichtum Seiner herrlichen Gnade in Christo JEsu, Amen.

Leipzig, am 2. Juni 1871.

Das Collegium der Evangelisch-Lutherischen Mission daselbst.

J. Hardeland, Direktor.

28. Abschied.

Am Tage nach der Abordnung fand die sogenannte lutherische Konferenz statt. Da des Missionsfestes wegen so viele Lutheraner aus allen Gegenden in Leipzig sich versammelt hatten, so nahm man die Gelegenheit wahr, um zusammen zu kommen und sich über kirchliche Dinge auszusprechen und zu beraten. So tat man jedes Jahr und auch jetzt. Grubert und ich gingen nicht in die Sitzungen, weil wir schon am folgenden Tage abreisen sollten. Nur ganz gegen Schluß ging ich aus irgend einem Grunde in das Versammlungslokal. Ich glaube, ich wollte diesem oder jenem Herrn noch die Hand reichen. Als ich an die Türe kam, hörte ich die Stimme des Pastor Plaß. Er sprach sehr laut. Es klang beinahe, als ob er zornig sei. Ich trat ein. Gleich an der Tür standen Direktor Hardeland und etliche andere mit gesenkten Häuptern und gefalteten Händen. Aber ihre Gesichter hatten einen etwas merkwürdigen Ausdruck. Ich wußte gar nicht, was das zu bedeuten hatte. Endlich merkte ich, daß gebetet wurde. Plaß sprach das Schlußgebet. Der Vorsitzer der Konferenz, der Oberkirchenrat Kliefoth, hatte ihn ja dazu bestimmt, wie mir schon bekannt gewesen war. So stellte ich mich denn auch in Positur. Und ich hörte gerade, wie Plaß sagte: „Lieber Gott, vergib uns alles, was wir hier gepappelt haben, und mache uns wahrhaft treu in deinem Glauben und Bekenntnis. Um JEsu Christi willen, Amen." O, wie recht hatte er! Diese lutherischen Konferenzen waren nichts anderes als das Gepappel, das unfruchtbare Gepappel zusammenge-

würfelter Geister, die nur darin einig waren, daß sie alle mehr oder weniger vom rechten Glauben und Bekenntnis abwichen. Aber Kliefoth erhob sich zornig und sagte zu Platz: „S i e haben gepappelt, nicht wir!“

Am Abend nahmen wir, Grubert und ich, von Direktor Hardeland und den Seinen Abschied. Denn wir wollten am nächsten Morgen ganz früh abreisen. Und wir wollten nicht, daß der Direktor so früh aufstehn sollte. Wie lieb hatten wir diesen Mann! Und wir ahnten damals nicht, daß er uns nach nicht ganz fünf Jahren als Feind und Gegner gegenüberstehn werde, weil wir unserem lutherischen Glauben durch öffentliches Bekenntnis Ausdruck und Nachdruck geben wollten.

Am Morgen des 2. Juni ganz früh, als es noch dunkel war, versammelten sich alle Insassen des Missionshauses zu einer Abschiedsandacht, die der Kollaborator Willkomm hielt. Auf unsere Bitte wurde das Lied „Nun danket alle Gott“ gesungen, was bei etlichen etliches Befremden erregte. „Seid ihr denn so froh, daß ihr nun fortkommt?“ sagte einer. „Ja, freilich“, antwortete ich, „wir gehn jetzt unserem Berufe entgegen. Sollen wir da nicht froh sein?“

Alle geleiteten uns an den ganz nahen Bayrischen Bahnhof. In unserem Koupe trafen wir den Professor Frank, der auch, wie wir, nach Erlangen reiste. Das war ja mein alter — nun was? — Mißgönner, der es nicht für möglich gehalten hatte, daß ich bekehrt werden könne. Aber er war ganz freundlich. Doch verließ er bald das Koupe, um, wie er sagte, in ein Rauchkoupe zu gehn. In der Nähe von Erlangen kam in unser Koupe der Germanenphilister Mayer, der damals in der Harmonie den Juden gespielt hatte. Als er mich sah, war er etwas scheu. Er meinte

ohne Zweifel, daß ich nun viel zu fromm geworden sei, um mit ihm anders als auf zeremonielle Weise zu reden. Als ich aber mit großer Zutraulichkeit ihn begrüßte, da ward er auch sehr zutraulich und herzlich. — Nach gerade 25 Jahren begegnete ich ihm wieder. Das heißt, er hatte gehört, daß ich in Erlangen war, und kam mich zu sehn. Er war ein bedeutender Arzt und königlich bayrischer Geheimer Hofrat geworden. Als er mich sah, fiel er mir um den Hals, küßte mich und sagte: „Zorn, weißt du noch, wer der letzte Germane war, mit dem du in Deutschland gesprochen hast?“ Ich sagte: „Allerdings, das warst du. Im Eisenbahnkoupe trafen wir uns.“ Dann sagte er: „Ja, und du warst ganz freundlich zu mir. Und ich, als ich dich sah, dachte, du wärst nun so fromm, daß du mich nicht ansehn würdest.“

Abends kamen wir in Erlangen an.

O, mein Mütterchen, mein Mütterchen! Ich hatte ihr versprochen, daß ich zuletzt ein paar Wochen bei ihr bleiben wollte. Aber nun konnten es nur ein paar Tage sein. Denn wir mußten am 16. Juni schon Europa und Afrika hinter uns haben, um in Suez einen französischen Dampfer zu treffen, der uns nach Ceylon bringen sollte, und in Ceylon wollten wir dann mit einem andern Dampfer nach Madras reisen. Am 5. Juni mußte der Abschied sein, der Abschied, wie wir nicht anders denken konnten, für das ganze Leben. Wir wagten nicht zu hoffen, daß wir uns hier auf Erden wiedersehn würden. So blieb ich denn, und der mir näher als ein Bruder stehende Grubert mit mir, die paar Tage ganz zuhause bei meiner Mutter und meinen Schwestern.

Nur Einen Besuch machte ich. Die alte Frau Schröder, die Schwester des Pfarrers Löhe, hatte besonders gebe-

ten, daß ich doch auf einen Augenblick zu ihr kommen möchte, da sie ihres Alters und ihrer Gebrechlichkeit wegen nicht zu mir kommen könnte. Zu ihr ging ich also.

Hier kommt ein kleines dummes Zwischenspiel. Als ich mit Grubert über die Straße ging, um zu Frau Schröder zu gehn, kamen wir an einer da stehenden Gruppe von Korpsstudenten vorüber. Unter diesen war einer, den ich in meiner Germanenzeit gekannt hatte und der mir damals nicht gerne begegnet war. Der studierte immer noch und sah unglaublich verludert aus. Als der mich sah, sagte er zu den andern ganz laut: „Da kommt ein alter Germane, der jetzt in einen Mäßigkeitsverein eingetreten ist, ha ha!" Als ich das hörte, sagte ich zu Grubert: „Du, so wäre mir der vor vier Jahren nicht gekommen. Aber paß mal auf, er wird jetzt auch dem Frieden nicht ganz trauen." Damit blieb ich stehn, wandte mich langsam um und fing an, auf die Gruppe zuzugehen. Der Großmäulige wandelte seine Wege. Er dachte offenbar, das mit dem Mäßigkeitsverein möchte doch am Ende apokryphisch sein.

Als wir zu Frau Schröder kamen — eine schöne alte Frau! — sagte diese: „Ich will Sie Ihrer Mutter nicht lange entziehn. Ich will Ihnen nur meinen Segen mitgeben." Dann sagte sie: „Lassen Sie mich Ihnen einmal ordentlich in's Gesicht schauen, daß ich Sie wiederkenne an dem großen Tage." Dann segnete sie uns, und wir gingen.

Und nun kam der letzte Abschied. Es war am Morgen des 5. Juni 1871. Meine Mutter saß auf dem Sofa. Ich saß neben ihr. Die andern saßen umher. Ich las ihr ihr Lieblingslied vor: „Warum sollt ich mich denn grämen? Hab ich doch Christum noch." Aber ich konnte kaum lesen, da Tränen meine Stimme erstickten. Und mein Mütter-

chen k o n n t e nicht weinen. O, o, ihr armes Gesicht! Dann knieten wir nieder und beteten. Der Zug ging bald ab. Wir m u ß t e n fort. Ich küßte meine Mutter mit ein paar gestammelten Worten. Sie konnte nicht antworten. Es wandelte sie eine Ohnmacht an. Ich mußte sie der Pflege meiner Schwestern überlassen.

Nun bin ich fertig mit meinen Jugenderinnerungen.

Aber ich will noch etwas sagen.

Viele Jahre später war es, da lag meine nun ganz greise Mutter eines Morgens noch im Bett. Eine meiner Schwestern machte die Türe auf und sagte: „Guten Morgen, Mama, und auch gleich Behüt Gott! Ich gehe zur Morgenandacht in die Kirche." (In Erlangen wurden in den Kirchen kurze Morgenandachten gehalten.) „Behüt dich Gott, mein Kind!" sagte meine Mama. Dann stand sie auf und zog sich an und frühstückte, auf dem Sofa sitzend, mit gutem Appetit. Alsdann las sie ein Kapitel in der Bibel und das folgende Lied:

Merk, Seele, dir das große Wort:
Wenn JEsus winkt, so geh;
Wenn er dich zieht, so eile fort;
Wenn JEsus hält, so steh.

Wenn er dich lobet, bücke dich;
Wenn er dich liebt, so ruh;
Wenn er dich aber schilt, so sprich:
Ich brauch's, HErr, schlage zu.

Wenn JEsus seine Gnadenzeit
Bald da, bald dort verklärt,
So freu dich der Barmherzigkeit,
Die andern widerfährt.

Wenn er dich aber brauchen will,
So steig in Kraft empor;
Wird JEsus in der Seele still,
So nimm auch du nichts vor.



Mamas Grab.

Kurz, liebe Seel, dein ganzes Herz
Sei von dem Tage an
Bei Schmach, bei Mangel und bei Schmerz
Dem Lamme zugetan.

Nach diesem Liede kam ein Morgengebet und das heilige Vaterunser. Dann sagte meine Mama zu meiner Schwester Elisabeth: „Nun will ich die Uhr aufziehen.“ Und sie erhob sich, und trat an die Wanduhr, und hob den Arm in die Höhe, und fiel tot um, ohne auch nur einen Laut von sich zu geben. Sie war daheim. Meine Schwestern, beide Witwen, waren arg erschrocken und sehr traurig. Aber ein Freund, der dazu kam, sagte: „Wollt ihr erschrocken sein und trauern, weil der HErr JEsus auf einmal die Tür aufgemacht und eure Mutter ins ewige Heim genommen hat?“

Und dieser Freund war der Professor Frank.

Ich ließ meiner herzlieben Mutter ein Grabmal setzen von Tropfsteinen, darin eine Marmorplatte, darauf ein Marmorkreuz. Später wurde meine Schwester Elisabeth neben sie gebettet und noch eine Platte eingefügt.

Jetzt genug.

Womit soll ich dich wohl loben,
Mächtiger HErr Zebaoth?
Sende mir dazu von oben
Deines Geistes Kraft, mein Gott!
Denn ich kann mit nichts erreichen
Deine Gnad- und Liebeszeichen.
Tausend, tausendmal sei dir,
Großer König! Dank dafür.

Denk ich nur der Sündengassen,
Drauf ich häufte Schuld mit Schuld,
So möcht ich für Scham erblassen
Vor der Langmut und Geduld,
Womit du, o Gott! mich Armen



Meine Mutter.

Hast getragen mit Erbarmen.
Tausend, tausendmal sei dir,
Großer König! Dank dafür.

Ach ja! wenn ich überlege,
Mit was Lieb und Gütigkeit
Du durch so viel Wunderwege
Mich geführt die Lebenszeit,
So weiß ich kein Ziel zu finden,
Noch den Grund hie zu ergründen.
Tausend, tausendmal sei dir,
Großer König! Dank dafür.

O! wie hast du meine Seele
Stets gesucht zu dir zu ziehn,
Daß ich aus der Sündenhöhle
Möchte zu den Wunden fliehn,
Die mich ausgesöhnet haben
Und mit Kraft zum Leben laben.
Tausend, tausendmal sei dir,
Großer König! Dank dafür.

Vater, du hast mir erzeiget
Lauter Gnad und Gütigkeit;
Und du hast zu mir geneiget,
JEsu, deine Freundlichkeit;
Und durch dich, o Geist der Gnaden!
Werd ich stets noch eingeladen.
Tausend, tausendmal sei dir,
Großer König! Dank dafür.

